Supplement zu Schiller's Werken.

Friedrich von Schiller's

Denkwürdigkeiten

und

Bekenntnisse

über

sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften ꝛc.

Geschrieben von ihm selbst,

Geordnet von

A. Diezmann.

Zweite, mit Schiller's Portrait und sieben Ansichten in Stahlstich vermehrte Auflage.

Leipzig, 1862.
Baumgärtner's Buchhandlung.

Supplement

zu

Friedrich v. Schiller's

Sämmtlichen Werken.

Zweite Auflage.

Leipzig, 1862.
Baumgärtner's Buchhandlung.

Friedrich v. Schiller's
Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse
über
sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften.

Nebst seinen Urtheilen über berühmte Personen und Werke, Ansichten über Welt und Menschen, Religion und Philosophie, Kunst und Literatur.

Geschrieben von ihm selbst,

Geordnet

von **A. Diezmann.**

Zweite, mit Schiller's Portrait und sieben Ansichten in Stahlstich vermehrte Auflage.

Leipzig, 1862.
Baumgärtner's Buchhandlung.

Vorrede.

Schiller hat leider die Deutsche Literatur mit einer Schrift „aus meinem Leben," wie es Goethe gethan, nicht beschenkt, aber reiche Materialien zu seiner Selbstbiographie liegen in den zahlreichen gedruckten und ungedruckten Briefen, welche wir von ihm kennen.

Meine liebende Verehrung für den gefeiertsten Dichter unserer Nation gab mir die ausdauernde Geduld, jene zerstreut umherliegenden Mittheilungen über den Gang seines Lebens und die Entwickelung seines Geistes, über seinen Character und seine Werke zu sammeln und zu ordnen und diese tausend einzelnen Theilchen zu einem großen Mosaikbilde zusammen zu fügen.

So entstand das vorliegende Buch, das als Ganzes von Schiller nicht herrührt, während jedes einzelne Wort darin aus seiner

Feder geflossen ist und den Stempel seines Geistes an sich trägt.

Es enthält eine — von ihm selbst geschriebene — zusammenhängende vollständige Schilderung seines Lebens von seinem Aufenthalte in der Karlschule bis zu der letzten Krankheit, der er, so früh, erlag; — seine Bekenntnisse, wie er als Mensch, Sohn und Vater, als Schriftsteller und Dichter war und warum er so war; — seine Aeußerungen über jedes seiner eigenen Werke in chronologischer Ordnung, so daß der Leser der allmäligen Entstehung und Ausbildung derselben gleichsam beiwohnt; — endlich eine Anzahl seiner bisweilen auffallenden Urtheile über Zeitgenossen, z. B. Goethe, Wieland, Herder, die Brüder Humboldt u. s. w., wie über Werke von Goethe, Shakespeare, Corneille, Ariost 2c. und zuletzt eine Perlenschnur von Gedanken über Welt und Menschen, Kunst und Literatur u. s. w., die sich, wie alles in der vorliegenden Schrift, in seinen „Werken“ nicht finden.

Die Hunderttausende, die unsern Schiller lieben und verehren, werden ihn nach dem Lesen dieses Buches noch theilnehmender lieben,

noch bewundernder verehren, denn aus seinen eigenen Worten vernehmen sie, wie er mit dem Schicksale und mit sich selbst gekämpft, wie er gerungen und gelitten; sie erfahren durch ihn selbst, wie ihm das Schaffen seiner Werke nichts weniger als leicht wurde, wie er vielmehr lange über denselben grübelte und sann, wie er berechnete und combinirte, mit welchem Bienenfleiße er von allen Seiten her die Materialien zu seinen blüthenreichen Schilderungen zusammentrug; sie werden sich endlich nach einem Blicke auf die beigegebene Chronik seiner großen und kleinen Leiden mit Verwunderung fragen, wie es möglich war, daß sein Geist trotz alledem frisch und kräftig bleiben, so Vieles und so Herrliches schaffen konnte.

Alle Lebensbeschreibungen großer Männer, die aus fremder Feder geflossen, also auch die vorhandenen Biographien Schillers, sind ins Schöne gemalt, indem sie Einzelnes hervorheben, Anderes in Schatten stellen. Hier giebt sich Schiller ganz wie er war, denn er giebt sich meist in vertraulichen Aeußerungen; man wird ihn darum hier besser kennen lernen als auf irgend einem andern Wege; ja es läßt sich wohl behaupten, daß er

hier treuer geschildert erscheint als er erschienen sein würde, wenn er eine für das Publicum bestimmte Selbstbiographie geschrieben hätte; denn höchst wahrscheinlich würde sie wie die Goethe's „Wahrheit und Dichtung" enthalten haben, wie ja Dichtungen selbst in Rousseaus Confessions nicht fehlen.

Selbst diejenigen, welche alles gelesen und studirt haben, was über Schiller und von Schiller bekannt geworden ist, dürften an manchen Stellen dieses Buches finden, daß das Aneinanderrücken vereinzelter kleiner Züge und Bemerkungen einen helleren Einblick in dunkele Partien gewährt, wie z. B. in sein Verhältniß zu Charlotte von Kalb u. A., während Tausenden das Aneinanderreihen aller seiner Aeußerungen über jedes seiner Werke ein lichteres Verständniß derselben und folglich einen erhöheteren Genuß geben wird.

Leipzig, Weihnachten 1853.

Aug. Diezmann.

Erster Abschnitt.

Leben und Charakter.

(Johann Christoph Friedrich Schiller wurde geboren zu Marbach am 10. November (nach dem Kirchenbuche am 11.) 1759, besuchte die lateinische Schule in Ludwigsburg, kam im 14. Jahre in die militärische Pflanzschule, später Karlschule genannt, begann das Studium der Rechtswissenschaft und ging im 17. Jahre zu dem der Arzneiwissenschaft über.)

Karlschule und Flucht nach Mannheim.

Dem Himmel sei es gedankt, daß in unsern Criminalgesetzbüchern nicht auch, neben der Strafe des Felddiebstahls, eine Pön auf Diebstahl in entlegenen wissenschaftlichen Feldern gesetzt ist, denn sonst würde ich Armer, der ganz heterogene Wissenschaften treibt und im Garten der Pieriden manche verbotene Frucht nascht, längst mit Pranger und Halseisen bedroht worden sein (18. Oct. 1774)*).

*) „Die Officierssöhne hatten (— in der Karlschule —) gewöhnlich hellblaue commißtuchene Westen mit Aermeln; der Kragen und Aermelaufschlag war von schwarzem Plüsch, die Hosen von weißem Tuch, der Kopfputz ein kleiner Hut, zwei Papilloten an jeder Seite, ohne Puder. Alles trug sehr lange falsche Zöpfe nach

Ich soll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inspectoren ehrwürdigen, Schlendriane. Dem freien Mann ist schon der Anblick der Sclaverei verhaßt und er sollte die Fesseln duldend betrachten, die man ihm schmiedet? O, wir tragen eine ganz andere Welt im Herzen als die wirkliche ist! Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich da einer Strafe entgegengehen soll, wo mein inneres Bewußtsein für die Rechtlichkeit meiner Handlungen spricht. Die Lectüre einiger Schriften von Voltaire hat mir gestern noch sehr vielen Verdruß gemacht (20. Septbr. 1775).

Gott der Wahrheit, Vater des Lichts! Zu Dir blicke ich mit dem ersten Morgenstrahl empor und bete Dich an. Du erforschest mich, Gott! Du siehest jedes Zittern des bebenden Herzens von fern; ach, so kennst Du auch das heiße Verlangen meiner Seele nach Wahrheit. Oft hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein, oft ängstigte sich mein Herz, Gott! Du weist's, und rang nach himmlischer Erleuchtung von Dir. O, da fiel oft ein wohlthätiger Strahl von Dir in die umnachtete Seele; ich sah

---

einem bestimmten Maße. Der Paradeanzug hatte mehrere Gradationen und zum größten Putz trug Alles Uniformen. Es gab z. B. eine Parade von geringerem Grade, wo zwar der gewöhnliche Anzug stattfand, aber mit vier Papilloten an jeder Seite in zwei Etagen und Puder. Da sah mein Schiller komisch aus. Er war für sein Alter lang, hatte Beine beinahe durchaus mit den Schenkeln von einem Kaliber, sehr langhalsig, blaß, mit kleinen rothumgränzten Augen. Er war einer der unreinlichsten Bursche der Anstalt. Und nun dieser ungeleckte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf! Ich könnte ihn noch malen." (Jugenderinnerungen des Generals v. Scharffenstein in Beziehung auf Schiller. Morgenblatt 1837, Nr. 56.)

den schrecklichen Abgrund vor mir, an dem ich schon schwindelte, und dankte der göttlichen Hand, die mich so wohlthätig zurückzog. Sei noch ferner bei mir, mein Gott und Vater, denn die Tage sind da, wo die Thoren auftreten und sprechen in ihren Herzen: es ist kein Gott. Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! — zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten ras't und der Unglaube zu meiner Linken spottet. Da steh' ich und schwanke oft im Sturme und ach! das schwankende Rohr würde knicken, wenn Du es nicht emporhieltest, mächtiger Erhalter Deiner Geschöpfe, Vater derer, die Dich suchen. — Was bin ich ohne Wahrheit, ohne diese Führerin durch des Lebens Labyrinthe? Ein Wandrer, der in der Wüste irrt, den die Nacht überfällt, dem kein Freund, kein führender Stern den Pfad erhellt. Zweifelsucht, Ungewißheit, Unglaube, ihr beginnt mit Qual und endiget mit Verzweifelung. Aber Wahrheit, du führst uns sicher durchs Leben, trägst uns die Fackel vor im finstern Thale des Todes und bringst uns in den Himmel zurück, von dem du ausgegangen bist.

Ach, mein Gott! so erhalte mein Herz in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebsten besucht. Die Sonne spiegelt sich nicht in der stürmischen See, aber aus der ruhigen, spiegelglatten Fluth strahlt sie ihr Antlitz wieder. So ruhig erhalte auch dies Herz, daß es fähig sei, Dich, o Gott, und den Du gesandt hast, Jesum Christum, zu erkennen; denn nur dies ist Wahrheit, die das Herz stärkt und die Seele erhebt. Hab' ich Wahrheit, so hab' ich Jesum; hab' ich Jesum, so hab' ich Gott; hab' ich Gott, so hab' ich Alles. Sollt' ich mir durch die Weisheit der Welt, die Thorheit ist vor

Dir, mein Gott! dieses Kleinod, diesen himmelerhebenden Blick rauben lassen? Nein, wer die Wahrheit haßt, sei mein Feind, und wer sie mit einfältigem Herzen sucht, den umarm' ich mit Bruderfreuden.

Die Glocke schallt, die mich in den Tempel ruft. Ich eile, dort mein Bekenntniß zu befestigen, mich in der Wahrheit stark zu machen und mich auf Tod und Ewigkeit vorzubereiten. O, so leite mich doch, mein Vater! öffne mein Herz den Eindrücken der Wahrheit, daß ich stark genug sei, sie auch den Meinen zu verkündigen; dann sind sie glücklich. Wissen sie doch, daß Du ihr Gott und Vater bist, daß Du sandtest Jesum, Deinen Sohn und den Geist, der die Wahrheit bezeugen soll. Haben sie doch für jeden Kummer dieses Lebens Stärkung und für die Leiden des Todes den seligen Trost einer frohen Ewigkeit.

Nein, mein Gott, Du magst mir Alles nehmen, — jedes herzfesselnde Erdenglück, jede betäubende Weltfreude, laß mir nur die Wahrheit, so hab' ich Glück und Freude genug.

Darf ich Dich bitten, Allgütiger, darf ich Dich flehen mit diesem bebenden Herzen und dieser zitternden Thräne im Auge, so erbarme Dich auch der Irrenden. Sie sind doch unter allen Elenden der Erde Deiner Hülfe am bedürftigsten. Sie können sich Deiner Sonne nicht freuen und nicht des lieblichen Mondes, denn Nacht ist ihre Seele und voll bitteren Kampfes ihr Herz. Ach, so erbarme Dich ihrer Angst, laß sie hören die Stimme der Wahrheit, daß sie stehen, zittern und umlenken und ihrem himmlischen Rufe folgen. Bring' uns Alle hinüber, wo keine Nacht, kein Irrthum, kein Zweifel mehr unsere H rzen

quält, sondern wo Licht und Wahrheit und Gewißheit die Seligen umstrahlt, und wo wir ewig erkennen werden, daß Du bist Gott unser Vater und daß Jesus sei der Abglanz Deiner Herrlichkeit, durch den Du uns jede Wonne, jede Seligkeit mittheilst.

Beschütz' uns Heiland, Jesu Christ!
Der Du zur Rechten Gottes bist;
Sei unser Schild und starke Wehr!
Staub sei vor Dir der Spötter Heer!

Du hast von Ewigkeit gesehn,
Wie lange noch ihr Trotz bestehn,
Und wider Dich hier schnauben soll;
Vielleicht ist nun ihr Maaß bald voll.

Auch sie, o Herr, hast Du versöhnt,
Sie, deren Spott Dich jetzt verhöhnt!
Gieb, daß noch vor der Todesnacht
Zur ernsten Reu' ihr Geist erwacht.

(1777. Morgengedanken am Sonntage. Schwäbisches Magazin. 1777. St. 2*).

---

*) Auf die in diesem Gebete erwähnten eigenen Zweifel Schillers und die bald eintretende Wandlung seiner Ansichten beziehen sich offenbar in seinen „Briefen des Julius an Raphael" manche Stellen. Julius schreibt z. B.: „selige, paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte wie ein Trunkner! Ich empfand und war glücklich; Raphael hat mich denken gelehrt und ich bin auf dem Wege meine Erschaffung zu beweinen. Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Friede gab, Du hast mich verachten lehren was ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe Deine traurige Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebete sich vereinigen. — Göttlich, ja göttlich muß die Lehre sein, rief ich aus, die die Ersten unter den Menschen bekennen, die so mächtig siegt und so wunderbar tröstet. Deine kalte Vernunft löschte meine Begeisterung."

Ich bin noch nicht ein und zwanzig Jahre alt, aber ich darf es frei sagen: die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht mehr auf die Welt und der Tag meines Abschiedes aus der Academie, der vor wenigen Jahren ein freudevoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritte, den ich im Jahre gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit; jemehr ich mich dem reiferen Alter nähere, desto mehr wünsche ich als Kind gestorben zu sein. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tode geizig sein. So aber gehört es meiner Mutter und drei'n ohne mich hilflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an graue Haare zu bekommen. (15. Jan. 1780.)

Als ich einmal während meines academischen Lebens eine Pause in meiner Poeterei machte und zwei Jahre lang ausschließlich mich der Medicin widmete*), war mein erstes Product nach diesem Intervall — die Räuber. Der erste und wichtigste Grund, warum ich die Herausgabe des Stückes wünsche, ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht ansteht — das Geld. Stäudlin hat für einen Bogen seiner Verse einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen, warum sollte ich für mein Trauerspiel, das 12 — 14 Bogen enggedruckt geben wird, von einem Mannheimer nicht ebensoviel, nicht mehr bekommen? Der zweite Grund ist, wie leicht zu begreifen, das Urtheil der Welt, dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günstigen Augen ansehen,

---

*) In diese Zeit fällt sein „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen," welcher den Anfang des vierten Abschnittes des vorliegenden Buches ausmacht.

dem unbestochenen Richter, dem Publicum, preiszugeben. Dazu kommt noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, welches Alles mir meinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und versüßen und mir die Grillen zerstreuen soll. Ich möchte natürlicherweise auch wissen, was ich für ein Schicksal als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe. Und dann endlich ein dritter Grund, der ganz ächt ist, dieser: ich habe einmal in der Welt keine andere Aussicht, als in einem Fache zu arbeiten, d. h. ich suche mein Glück und meine Beschäftigung in einem Amt, wo ich meine Physiologie und Philosophie durchstudiren und nützen kann und wenn ich etwas dreister schreibe, so ist es in diesem Fache. Schriften aus dem Felde der Poesie, Tragödie u. s. w., werden meinem Plan, Professor der Physiologie und Medicin zu werden, eher hinderlich sein. Darum suche ich sie jetzt schon wegzuräumen. Daß es herauskomme, ist nicht zu besorgen; meinerseits soll die genaueste Vorsicht beobachtet werden. Und geschieht es — so ist es immer noch Zeit, daß man einen anderen als Autor ausstreuen kann. (15. Apr. 1781.) *)

*) „Ich war der erste, welcher Herrn von Dalberg mit den „Räubern" bekannt machte. Voller Enthusiasmus lief ich gleich zu ihm, als ich die ersten 7 Bogen erhielt und las sie ihm brühwarm vor." (C. F. Schwan, Buchhändler in Mannheim.) — „Diese erste (auf Schillers Kosten gedruckte) Edition, fast Fließpapier, sah aus wie Mordgeschichten und Lieder aus Reutlingen, die von Hausirern herumgetragen werden. — Ich erinnere mich, daß einige reisende Bel-Esprits in schöner Equipage vor das Quartier angefahren kamen, z. B. Leichsenring. So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblicke nicht sehr erbaulich, denn man fand sich in dem größten, nichts weniger als eleganten Negligée, in einem nach Taback und Allerhand stinkendem Loche,

Der gütige Vorschlag des Herrn von Dalberg in Rücksicht auf meine Räuber und die noch in Zukunft zu fertigenden Stücke ist mir ungemein wichtig. (20. Mai 1781.) Ich werde ernstlich an die Theatralisirung der Räuber denken und hoffe in 14 Tagen damit zu Stande zu kommen. (17. Aug. 1781.) Da ich höre, das Stück würde gegen fünf Stunden spielen, eine zu lange Zeit für ein Stück, so wird eine Beschneidung vorgenommen werden müssen. Ich wünsche nicht, daß Jemand anders als ich sich dieser Arbeit unterzöge und ich selbst kann es nicht ohne die Anschauung einer Probe oder der ersten Vorstellung selbst. Wäre es möglich, die Generalprobe des Stückes zwischen den 20. und 30. d. M. zu Stande zu bringen und mir die wichtigsten Unkosten der Reise zu vergüten, so hoffte ich in etlichen Tagen das Interesse des Theaters und das meinige zu vereinigen und dem Stücke die theatralische Rundung geben zu können. (12. Decbr.) Sollte mein Stück vor dem 10. k. M. aufgeführt werden, so geht es für mich verloren. Am 10. ist das Geburtsfest der Gräfin von Hohenheim, von welchem Niemand, der vom Militärstand ist oder sonstige Verhältnisse zu dem Herzoge hat, wegbleiben darf, da es in aller Solennität vollzogen werden soll. Uebrigens muß von meiner Reise

---

wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und an der Wand hängender schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen u. s. w. nichts anzutreffen war, als in einer Ecke ganze Ballen der Räuber, in einer andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen u. dergl. unter einander. Eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran." (Scharffenstein.) Schiller hatte 1780 die Karlschule verlassen und war bei dem in Stuttgart liegenden Grenadierregiment als Regimentsmedicus angestellt.

in Mannheim geschwiegen werden, weil ich vielleicht genöthigt sein könnte, von diesem Stillschweigen Gebrauch zu machen. (30. Decbr. 1781.)

Auf meinen Räuber Moor bin ich im höchsten Grade begierig und von Herrn Böck, der ihn ja vorstellen soll, höre ich nichts als Gutes. Ich freue mich wirklich darauf wie ein Kind. Ich glaube meine ganze dramatische Welt wird dabei erwachen und im Ganzen einen höhern Schwung erhalten, denn es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges sehe. (Anf. 1782.) *)

Welcher kräftige Jüngling würde nicht wünschen das Kind seiner ersten Liebe zu sehen? Und wünsche ich denn etwas anderes zu sehen als jenes jugendliche erste Kind, welches sein Dasein wo nicht einem kräftigen Jüngling, so doch einer jugendlichen ernsten Beschäftigung eines Jünglings zu danken hat?

Mein kurzer Aufenthalt in Mannheim verstattete mir nicht ins Detail meines Stückes einzugehen. Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen. (17. Jan. 1782.)

Ich gehe diesen Nachmittag um 1 Uhr nach Mannheim. Frau v. Wolzogen, Frau Hauptmann Vischer **)

---

*) Er reiste heimlich, ohne Urlaub, von Stuttgart nach Mannheim.

**) Schillers Laura. — „Die gehalt- und glutvollen Gedichte an Laura schlummerten schon lange in Schillers Brust; es war die Liebesmystik dieser jugendlichen erst ausfliegenden Feuerseele und nichts weniger als eine Laura gab dieser Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hause einer Hauptmannswittwe; ein gutes Weib, das, ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll

und ich machen zusammen eine Reisegesellschaft aus. Ich habe nach Mannheim wissen lassen, daß ich komme und um eine Vorstellung meiner Räuber ersucht. (25. März 1782.)

Ich würde die Unwahrheit reden, wenn ich meine immer wachsende Neigung zum Drama verleugnete, die einen großen Theil meiner Glückseligkeit auf dieser Welt ausmachen soll und doch habe ich vor Abfluß eines halben Jahres wenig Hoffnung sie befriedigen zu können. Meine Lage nöthiget mich, den Grad eines Doctors der Medicin in der Karlschule anzunehmen und zu diesem Ende muß ich eine medicinische Dissertation schreiben und in das Gebiet meiner Handwerkswissenschaft noch einmal zurückschweifen. Freilich werde ich von dem milden Himmelsstrich des Pindus einen verdrüßlichen Sprung in den Norden einer trockenen terminologischen Kunst machen müssen, allein was sein muß, zieht nicht erst die Laune und die Lieblingsneigung zu Rath. Vielleicht umarme ich meine Muse um so feueriger, je länger ich von ihr geschieden war. (1. Apr. 1782.)

Das ungeduldige Verlangen, mein Schauspiel zum zweiten Mal aufführen zu sehen, und die dazu kommende Abwesenheit meines Herrn veranlassen mich und einige Freunde und Damen, eine Reise nach Mannheim zu unternehmen, welche morgen schon vor sich gehen wird. Ich kann mich nicht länger als bis Dienstag Nachts zu Mannheim verweilen, werde also im Ganzen zwei Schauspielen

---

zu sein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieses in Ermangelung jedes andern weiblichen Wesens wurde Laura. Schiller entbrannte und absolvirte übrigens diesen ohnehin nicht lange dauernden platonischen Flug ganz gewiß ehrlich durch."
(Scharffenstein.)

beiwohnen. Wie glücklich wäre ich, wenn meine Räuber eins davon sein könnten. (14. Mai 1782.)

Dalberg schien weniger Schwierigkeit in der Art zu finden mich zu employiren als mich von Stuttgart weg zu bekommen. Jenes steht ganz bei ihm, zu diesem könnten vielleicht folgende Ideen dienen: Da im Ganzen genommen das Fach des Mediciner bei uns so übersetzt ist, daß man froh ist, wenn durch Erledigung einer Stelle Platz für einen andern gemacht wird, so kommt es mehr darauf an, wie man dem Herzog, der sich nicht gern trotzen lassen will, mit guter Art den Schein giebt, als geschehe es ganz durch seine willkührliche Gewalt, als wäre es sein eigenes Werk und gereiche ihm zur Ehre. Daher würde es ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn durch meine Vocation der Erziehungsanstalt quasi das Hauptcompliment gemacht würde, als würden ihre Producte geschätzt und gesucht. Das ist der passe-partout beim Herzog. Zweitens wünsche ich, daß mein Aufenthalt bei dem Nationaltheater in Mannheim auf einen gewissen beliebigen Termin festgesetzt würde, nach dessen Verfluß ich dem Herzog wieder gehörte. So sieht es mehr einer Reise als einer völligen Entschwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf) gleich und fällt auch nicht so hart auf. Wenn ich nur einmal hinweg bin, man wird froh sein, wenn ich selbst nicht mehr anmahne. Drittens würde es höchst nothwendig sein zu berühren, daß mir Mittel gewährt werden sollten, zu Mannheim zu prakticiren und meine medicinischen Uebungen da fortzusetzen. Dieser Artikel ist vorzüglich nöthig, damit man mich nicht unter dem Vorwand, für mein Wohl zu sorgen, cujonire und weniger fortlasse. (4. Juni 1782.)

Ich habe das Vergnügen, das ich in Mannheim in vollen Zügen genoß, seit meiner Rückkunft nach Stuttgart durch die epidemische Krankheit gebüßt. Und noch bereue ich beinahe die glücklichste Reise meines Lebens, die mich, durch einen höchst widrigen Contrast meines Vaterlandes mit Mannheim, schon so weit verleidet hat, daß mir Stuttgart und die schwäbischen Dinge unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher bald kann Niemand sein als ich. Noch bin ich wenig oder nichts. In diesem Norden des Geschmackes werde ich ewig niemals gedeihen, während mich sonst glücklichere Sterne zum wahren Dichter erwärmen würden. (**11.** Juni **1782.**)

Wegen meiner Reise nach Mannheim wurde ich vierzehn Tage in Arrest gesperrt. Alles wurde meinem Landesherrn haarklein berichtet. Ich habe deswegen eine persönliche Unterredung mit ihm gehabt. Ich muß eilen, daß ich hier wegkomme, man möchte mir am Ende gar in Hohenasberg, wie dem ehrlichen Schubart, ein Logis anweisen. Man redet von besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann sein, daß man mich in Hohenasberg anders ausbilden würde, allein man lasse mich bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern in geringerem, aber mir wohlgefälligerem Grade besitzen will, denn so verdanke ich sie doch meinem freien Willen und den Zwang verachtender Freiheit. Ich denke, längst in den Angelegenheiten, wobei man mich jetzt unter eine den Geist fesselnde Curatel setzen möchte, mündig geworden zu sein. Das Beste ist, daß man solchen plumpen Fesseln ausweichen kann. Mich wenigstens sollen sie nie drücken. (**15.** Jul. **1782** *).

---

*) „Wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in der Uniform, dermalen noch nach dem alten preußischen Schnitt und

Ich habe einen schrecklichen Weg gefunden, das Herz meines gnädigsten Herrn zu rühren, da mir die natür-

---

vorzüglich bei den Regimentsfeldscheerern steif und abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei steife vergipste Rollen; der kleine militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker langer Zopf gepflanzt war; der lange Hals war in eine sehr schmale roßhärene Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den weißen Gamaschen unterlegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder, von einem größeren Diameter als die in den knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Gamaschen, die ohnehin mit Schuhwichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller contrastirende Apparat war oft hernach der Stoff zu tollem Gelächter in unsern kleinen Kreisen. — Schiller war von langer gerader Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang, er hatte etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in der Tournüre. Seine Stirn war breit, die Nase dünn und knorpelig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel vorspringend, sehr gebogen auf Papageienart und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen Augen inclinirten sich bei der Nasenwurzel mehr zusammen. Diese Parthie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen dünn, die untere ragte von Natur hervor; es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte und sie drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommerflecken besäet; die Augenlider waren meistens inflammirt, das buschige Haupthaar war roth von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches auch in der Ruhe und war ganz affectvolle Sprache, wenn Schiller declamirte. Aber seine Stimme war unangenehm, kreischend; er konnte sie eben so wenig beherrschen als den Affect seiner Gesichtszüge; dieses hätte ihn immer gehindert, ein erträglicher Schauspieler zu werden." (Scharffenstein.)

lichen bei schwerer Ahndung untersagt worden sind. Es ist mir auf das Strengste verboten, literarische Schriften herauszugeben und noch weniger mich mit Ausländern einzulassen. Ich habe mir geschmeichelt Gründe von Gewicht dagegen vorbringen zu können und die Erlaubniß erbeten, meine Bitte in einem Schreiben vortragen zu dürfen. Da mir diese Bitte bei Androhung des Arrestes verweigert ward, meine Umstände aber eine Milderung des mir gemachten Verbotes höchst nothwendig machten, so zwang mich die Verzweifelung, den jetzigen Weg zu ergreifen. Meine bisherigen Schriften haben mich in den Stand gesetzt, den Jahrgehalt, welchen mir mein gnädigster Herr zu ertheilen geruhete, jährlich mit ungefähr 500 Gulden zu verstärken, welche ansehnliche Zulage für meine Gelehrtenbedürfnisse höchst nothwendig war. Zu gleicher Zeit glaubte ich es meinem Talente und der Welt, die ich schätze, schuldig zu sein, eine Laufbahn fortzusetzen, auf welcher ich kein gewöhnliches Glück zu machen und meinem Durchlauchtigsten Erzieher, der ersten Quelle meiner Bildung, Ehre zu erwerben, die gewisseste Aussicht hatte. Da ich bisher nach dem Urtheile Anderer mich als den ersten und einzigen Zögling Sr. D. kannte, der die Augen der großen Welt angezogen hatte, so fürchtete ich mich um so weniger, meine Gaben in Ausübung zu bringen und setzte allen Stolz, alle Kräfte darauf, dasjenige Werk zu sein, das den Meister lobte. Daß ich eine Laufbahn verlassen sollte, welche mir außerdem, daß sie mein Einkommen um ein Großes vermehrt, den Weg der Ehre öffnet, fiel mir allzuhart, als daß ich nicht das Letzte gewagt haben sollte, das Herz meines Fürsten und Vaters zu rühren. Ich mußte befürchten in Strafe zu fallen, wenn ich das

Verbot übertreten und ihm schreiben würde, darum bin ich hierher nach Mannheim geflüchtet, fest überzeugt, daß nur das Bild meines Unglücks dazu gehört, das Herz des Fürsten zur Gnade zu lenken. Ich weiß, daß ich mich in mein Unglück stürze. (19. Septbr. 1782.)

Ich bin auf der Flucht. Damit habe ich mein ganzes Schicksal geschildert, aber noch kommt das Schlimmste: ich habe die nöthigen Hilfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschicke Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart meiner Sicherheit wegen plötzlich losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen öconomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich durch mein Schauspiel mich nicht nur schuldenfrei, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Traurig genug, daß ich auch an mir die traurige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht. So nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesco erwarte, so wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Weil ich ihn aber um diese Zeit nicht nur fertig, sondern auch würdig, wie ich hoffen kann, verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, (Dalberg) um gütigsten Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises zu bitten, weil ich jetzt, vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben, dessen benöthigt bin. Ich hatte ungefähr noch 200 Gulden in Stuttgart zu bezahlen. Ich habe so lange keine Ruhe,

bis ich mich von der Seite gereinigt habe. (Sachsenhausen, 30. Septbr. 1782*).

Daß meine Trennung von Vaterland und Familie nunmehr entschieden ist, würde mir sehr schmerzhaft sein, wenn ich sie nicht erwartet, von selbst befördert hätte, wenn ich sie nicht als die nothwendige Fügung des Himmels betrachten müßte, welche mich in meinem Vaterlande nicht glücklich machen wollte. Dem Himmel ist es, dem wir die Zukunft übergeben, von dem wir Gottlob nur allein abhängig sind. Ihm übergebe ich die Meinigen, er erhalte sie fest und stark, mein Schicksal zu erleben und mein Schicksal mit der Zeit mit mir theilen zu können. Losgerissen aus ihren Armen, weiß ich keine bessere, keine sichere Niederlage meines theuersten Schatzes als Gott. Von seinen Händen will ich sie wieder empfangen. Das sei die letzte Thräne, die fällt. Das Verlangen, mich in Mannheim etablirt zu sehen, kann nicht mehr erfüllt werden. So wenig es auch im Kreise meines Glückes läge, dort zu sein, so gern wollt' ich die nähere Nachbarschaft mit den Meinigen vorziehen und dort Dienste zu erlangen suchen, wenn mich nicht eine tiefere Bekanntschaft mit meinen Mannheimer Freunden für ihre Unterstützung zu stolz gemacht hätte. Ich schreibe auf einer Reise nach Berlin, wo es mir in mehr als einem Fache nicht fehl schlagen kann, wo, nach dem einstimmigen Urtheil aller Menschen, denen ich meine Umstände vorlegte, mein Glück aufgehoben sein muß. Auch ist es möglich, wenn mich bedeutende Connaissancen in Berlin unterstützen, daß ich nach Petersburg gehe.

---

*) Dalberg erklärte, keinen Vorschuß leisten zu können, weil Fiesco in der vorliegenden Gestalt für das Theater nicht zu brauchen sei.

Beste Schwester, erschrick nicht, daß so viele Meilen zwischen Euch und mich werden zu liegen kommen. Ihr sollt jedes meiner Verhängnisse mit mir theilen; ich suche mein Glück eben so sehr für Euch als für mich. Innerhalb einiger Jahre soll, so Gott will, kein Schuh breit zwischen uns liegen. Eure Sorge wird mein Auskommen sein. Bis jetzt habe ich auch keine Kleinigkeit entbehren müssen, welche ich zu Stuttgart gewohnt war. Auch in der Zukunft kann ich zuversichtlich sein, weil mir meine Arbeiten gut bezahlt werden und ich fleißig bin. Sobald ich in Berlin bin, kann ich in der ersten Woche auf festes Einkommen rechnen, weil ich vollgültige Empfehlungen an Nicolai habe, der dort gleichsam der Souverain der Literatur ist, alle Leute von Kopf sorgfältig anzieht, mich schon im Voraus schätzt und einen ungeheueren Einfluß hat beinahe im ganzen deutschen Reich der Gelehrsamkeit. Ich habe keinen andern Gedanken als mein Glück nur allein durch die Medicin zu machen und werde suchen, innerhalb eines halben Jahres Doctor zu sein. Da ich durch Sachsen gehe, so habe ich gute Adressen an große Gelehrte, auch an Fürsten, wenn ich die letzteren benutzen will. Für meine Schulden können meine Eltern stehen, denn ich hätte bereits die Hälfte abgetragen, wenn es nicht meine erste Pflicht wäre, zuerst mein Glück zu etabliren. Meinen Schuldnern verschlägt es nichts, ob sie drei Monate früher oder später bezahlt werden, da die Zinsen fortlaufen, mich aber kann das Geld, das ich ihnen schicken würde, an den Ort meines Glückes bringen und das ist eine Billigkeit, die Jedermann erkennen muß, und wofür wäre ich denn so lange ein rechtschaffener Mann geblieben, wenn mir dieses Prädicat nicht einmal auf ein Viertel- oder Halbjahr Credit

machte? Die Leute werden sich zufrieden geben. Noch einmal, innig geliebte Schwester, vertraue auf Gott, der auch der Gott Deines fernen Bruders ist, dem dreihundert Meilen eine Spanne breit sind, wenn er uns wieder zusammengebracht haben will. Wenn mein Segen Kraft hat, so wird Gott bei Euch sein. Ein inneres Gefühl spricht laut in meinem Herzen: ich sehe Euch wieder. Vertraut Gott! Es wird kein Haar von uns Allen auf die Erde fallen. (Oggersheim, 6. Novbr. 1782.)

Ich logire im Viehhof in Oggersheim unter dem Namen Schmidt. (16. Novbr. 1782.)

Ich bin in Mannheim und gehe in fünf Tagen auf immer weg. (19. Novbr. 1782.)

Bauerbach

Endlich bin ich in Bauerbach*) glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr; kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören. Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das Vollkommenste und Willigste besorgt. Ich kam Abends hierher — es sind von Frankfurt 45 Stunden — zeigte meine Briefe auf und

*) Von der Besitzerin, Frau von Wolzogen, der Mutter seines Mitschülers in der Karlschule, ihm als Zufluchtsort angeboten. Es liegt einsam in einem Waldthale und Frau von Wolzogen selbst war nur selten dort.

wurde feierlich in die Wohnung der Herrschaft abgeholt, wo man Alles aufgeputzt, eingeheizt und schon Betten hergeschafft hatte. Gegenwärtig kann und will ich keine Bekanntschaften machen, weil ich entsetzlich viel zu arbeiten habe. — Ich bin an Ort und Stelle, wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wogen gekämpft hat. Nunmehr bin ich in der Verfassung, ganz meiner Seele zu leben, und ich werde sie benutzen. Da ich die nothwendige Bequemlichkeit habe, so brauche ich eine Zeitlang für nichts zu sorgen, als mich zu einem großen Plane vollends auszubilden. Diesen Winter sehe ich mich genöthiget, ein Dichter zu sein, weil ich auf diesem Wege meine Umstände schneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieser Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk versinken. (8. Decbr. 1782.)

Edele Menschen müssen mich wieder mit dem ganzen Geschlechte versöhnen, mit welchem ich mich beinahe überworfen hätte. Es ist ein Unglück, daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charactere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich habe die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe. (4. Jan. 1783.)

Alle meine Entwürfe sollen scheitern! Irgend ein kindsköpfischer Teufel wirft mich wie seinen Ball in dieser sublunarischen Welt herum. Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt. Wehe dem, den seine Umstände nöthigen auf fremde Hilfe zu bauen. Die gnädige Frau versicherte mich zwar, wie sehr sie gewünscht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines

künftigen Glücks zu sein, aber — ich werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder vorgingen und diese müßten unstreitig entgelten, wenn der Herzog von Würtemberg Wind bekäme; das war mir genug. So schrecklich es mir auch ist, mich wiederum in einem Menschen geirrt zu haben, so angenehm ist mir wieder dieser Zuwachs an Kenntniß des menschlichen Herzens. Ein Freund und ein glückliches Ungefähr rissen mich erwünscht aus dem Handel. Durch die Bemühung des Bibliothekars Reinwald, meines erprobten Freundes, bin ich einem jungen Herrn von Wurmb bekannt worden, der meine Räuber auswendig kann. Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! Wenn ich nicht dieses Jahr als ein Dichter ersten Ranges figurire, so erscheine ich wenigstens als Narr und nunmehr ist das für mich eins. Ich soll mit meinem Wurmb diesen Winter auf sein Gut, ein Dorf im Thüringer Wald, dort ganz mir selbst und der Freundschaft leben und, was das Beste ist, Schießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll. (14. Jan. 1783.) *)

Oft möchte ich meine tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahin geben und wünsche oft einen Freund in meine einsame grillenhafte Zelle herein ... Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehn Minuten bei einem denkenden Freunde von selbst anwandelt, oft auch bei einem vortrefflichen Buche oder im offenen

---

*) Es trat eine Versöhnung mit Frau v. Wolzogen ein.

Himmel. Ganz Meiningen weiß, daß sich ein Würtemberger in Bauerbach aufhält, und daß er sich mit Schriften beschäftigt. Ganz Meiningen vermuthet, daß dieser Ritter *) nicht der ist, für den er sich ausgibt, daß er vielleicht Verdruß in seinem Vaterlande gehabt habe, darum er seinen Namen verschweigen muß. Man war schon lange begierig, diesem verkappten Ritter auf die Spur zu kommen; man hat sogar wegen einer Aeußerung des vorigen Herzogs auf den wahren gerathen. Weil ich nun bei der Ankunft eines gewissen Herrn aus Stuttgart einer Entdeckung unmöglich Gefahr laufen kann, so muß ich einen Schritt thun, der mir von allen meines Lebens der schmerzlichste ist, ich muß Bauerbach verlassen. Ich will nicht bergen, daß ich dadurch manche schöne Hoffnung aufgeben muß, daß er vielleicht einen Riß in mein ganzes künftiges Schicksal zurückläßt, aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor und mein Stolz hat meine Tugend schon soviel Dienste gethan, daß ich ihm auch meiner Tugend Preis geben muß. Die Mannheimer verfolgen mich um mein ungedrucktes Stück und ich kann also Anfangs Mai so viel Geld zusammenbringen, um nach Berlin zu gehen; dort werde ich bald Auskommen finden. Hungerssterben werde ich zuverlässig nicht. (27. März 1783.)

Jetzt fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben in unsern Himmel, und Empfindungen in unsere Brust zurückkommen. Wie sehnlich erwarte ich sie. Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich so

---

*) So nannte sich Schiller.

reden darf, verfälscht und das sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt. Die Freundschaft und der Mai sollen es, hoffe ich, aufs Neue in Gang bringen. Ein Freund soll mich mit dem Menschengeschlecht, das sich mir auf einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum aussöhnen. (27. März 1783.)

Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen es zu sein. (3. April 1783.)

Ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritt zu früh wider mich. (14. April 1783.)

Nie war ich liebevoller Ermunterung bedürftiger und weit und breit ist Niemand, der meiner zerstörten und wilden Phantasie zu Hilfe käme. Was werde ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung thun? Ich fürchte mich selbst in meinen Briefen. Entweder rede ich darin zu wenig oder mehr als ich verantworten kann. (30. Mai 1783.)

Hier zum erstenmale habe ich es in seinem ganzen Umfange gefühlt, wie gar wenig Zufriedenheit es fordert, ganz glücklich zu sein. Ein großes, ein warmes Herz ist die ganze Anlage zur Seligkeit, und ein Freund ist ihm Vollendung. (31. Mai 1783.)

Ich sei erkannt .. Lieber hätte ich ein Auge verloren, als daß mich die Meininger kennen. Wüßte ich den, welcher mir diesen Dienst gethan hat, ich würde ihn hassen und wäre es mein erster Freund. Der Umstand verändert meinen Plan um ein Großes. Bin ich wirklich entdeckt, so kann ich nicht mehr incognito leben oder ich mache mich lächerlich. Ich muß unter meinem Namen in

Gesellschaft gehen und den Dummköpfen, die so hoch aufgelauscht haben, Impertinenzen sagen. Es liegt mir an dem Respect, der meinem Namen gebührt und diesen muß ich nothwendig behaupten. Doch ich bin wohl ein Thor. Jetzt liegt mir auch an diesem nichts mehr. Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes so gut, als ein Galakleid ein Frauenzimmer, gekitzelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich und ich schenke meine dichterischen Lorbeeren in den nächsten boeuf à la mode und trete meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab. Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken glücklich zu leben! Ich möchte mit meiner Leonore sprechen: „laß uns fliehen — laß in den Staub uns werfen all dieses prahlende Nichts. Laß in romantischen Fluren ganz der Freundschaft uns leben. Unsere Seelen, klar wie über uns das heitere Himmelsblau, nehmen dann den schwarzen Hauch des Grames nicht mehr an. Unser Leben rinnt dann melodisch, wie die flötende Quelle, zum Schöpfer.“ Mit meinen vormaligen Plänen ist es aus und wehe mir, wenn es auch von meinem jetzigen gelten sollte. Ich werde es auch wohl bleiben lassen, mich von hier zu trennen; nur ist die Frage, wie ich auf die Dauer hier meine Glückseligkeit gründen kann. Aber gründen will ich sie oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuersten Hindernissen, und ich weiß, ich überwinde sie. (30. Mai 1783.)

Nochmals in Mannheim.

Endlich bin ich in Mannheim. Matt und erschöpft kam ich an. Von Frankfurt nahm ich Extrapost. Diesen

vermehrten Aufwand werde ich durch Verkürzung meines Aufenthalts in Mannheim einbringen, denn ich freue mich mehr auf die Ankunft in Bauerbach, als auf meine Tage in Mannheim. Mein Geld zur Rückreise habe ich bei Seite gelegt und kann indeß drei Wochen hier bleiben. Man hat Kost und Wohnung für mich ausgemacht, die sehr gut und wohlfeil ist, neben dem Schloßplatz. — Dalberg ist von seiner Reise nach Holland noch nicht zurück, Iffland noch in Hannover, also bin ich einige Zeit wenigstens ganz ohne Nutzen hier. Meinen Freunden habe ich durch meine Ankunft viel Freude gemacht, aber sie klar merken lassen, daß ich nichts als mein Vergnügen bei meinem hiesigen Aufenthalte in Aussicht habe. Alles was mir hier vorkommt und vorkommen kann, verliert bei der Vergleichung mit dem stillen glücklichen Leben entsetzlich. Wenn ich es möglich machen kann, daß ich ohne einen Schritt in die Welt zu thun, 600 Fl. jährlich ziehe, so begräbt man mich noch in Bauerbach. Wie froh will ich sein, wenn ich mit einigen guten Aussichten und Geld in der Tasche die Rückreise wieder antreten kann. (28. Juli 1783.)

Dalberg ist angekommen. Von meiner Abreise will er nichts wissen. Der Mann ist ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben so schnell wieder verpufft.. In dem Wirthshaus in Oggersheim, wo ich im vorigen Jahre sieben Wochen gewohnt habe, bin ich auf eine Art empfangen worden, die mich sehr gerührt hat. Es ist etwas Freudiges, von fremden Leuten nicht vergessen zu werden. (11. Aug. 1783.)

Dalberg kam mir mit dem Antrage entgegen, daß ich hier bleiben sollte und vor etwa drei Wochen wurden wir richtig. Ich bleibe bis zu Mai 1784 hier und folgende

Punkte sind unter uns fest gesetzt: 1) bekommt das Theater von mir drei neue Stücke — den Fiesco, Louise Millerin und noch ein drittes, das ich innerhalb meiner Vertragszeit machen muß; 2) der Contract dauert eigentlich ein Jahr (bis 1. September), ich habe aber die Erlaubniß ausbedungen, die heißeste Sommerzeit meiner Gesundheit wegen anderswo zuzubringen; 3) ich erhalte für Dieses eine fixe Pension von 300 Fl., wovon mir 200 schon ausgezahlt sind. Außerdem bekomme ich von jedem Stücke, das ich auf die Bühne bringe, die ganze Einnahme der Vorstellung, die ich selbst bestimmen kann; dann gehört das Stück dennoch mein und ich kann es nach Gefallen verkaufen oder drucken lassen. Nach diesem Anschlag habe ich bis zu Ende Aug. 1784 die Aussicht in Ordnung zu kommen und einen beträchtlichen Theil der Einnahme auf Tilgung meiner Schulden verwenden zu können, mich aus dem Wirrwarr zu reißen und der ehrliche Mann zu bleiben. (11. Septbr. 1783.) *)

---

*) An Wilh. v. Wolzogen, 1. Septbr. 1788: „vor 3 oder 4 Jahren berechnete mir Deine Mutter die Summe von 540 rhein. Gulden, welche Summe um die Zinsen zu 5 Proc., die sie dabei verloren, ich ihr also gut machen muß, erhöhet wäre. Mich wird es am wenigsten drücken, wenn ich das Geld in Terminen und zwar in den Büchermessen nach und nach abtrage. Mit nächster Ostermesse mache ich, will's Gott! einen gründlichen Anfang."

Gegen das Schuldenmachen sprach sich, in jener bauerbachschen Zeit, Schillers Vater in zwei erhaltenen Briefen aus: „so lange Er, mein Sohn, seine Rechnungen auf Einnahmen setzt, die erst kommen sollen, mithin dem Zufalle und Unfalle unterworfen bleiben, so lange wird Er im Gedränge verwickelt bleiben. Wiederum: so lange Er denkt: dieser, jener Gulden oder Batzen wird es nicht ausmachen, daß ich herauskomme, so lange werden Seine Schulden nicht geringer werden und — das wäre mir Leid,

Meine guten Eltern freuen sich außerordentlich, daß sie mich einigermaßen versorgt wissen und so nahe bei sich

---

wenn Er sich nach einer schweren Kopfarbeit in Gesellschaft anderer guter Menschen nicht sollte erholen, erfreuen können. Aber dergleichen Erholungstage mehrere als Beschäftigungstage zu nehmen, das wird wohl nicht angehen. Bester Sohn, Sein Aufenthalt in Bauerbach ist von dieser Art gewesen. Dafür muß er anjetzt büßen und das nicht von ungefähr. Die Verlegenheit, in welcher Er sich dermalen befindet, ist wahrlich ein Werk der höhern Vorsehung, um Ihn von dem allzugroßen Vertrauen auf eigene Kräfte abzubringen, um Ihn mürbe zu machen, damit Er allen Eigensinn ablege, dem guten Rathe Seines Vaters und andrer wahren Freunde mehr folge, Jedermann mit gehöriger Achtung, Höflichkeit und Dienstbeflissenheit begegne, und je mehr und mehr überzeugt werde, daß unser gnädigster Herzog bei Seiner Einschränkung es gut mit Ihm gemeint habe, und daß es mit Seiner Verfassung besser stünde, wenn Er sich gefügt hätte und im Lande geblieben wäre. Er hat überhaupt manchmal so mürrische Launen, die Ihn bei Seinen besten Freunden unerträglich machen, Steifigkeiten, die den besten Mann zurückschrecken." —

„Nicht genug, daß Er mir den höchst unverdienten Vorwurf macht, als ob ich für Ihn 300 Fl. hätte aufbringen können und sollen, fährt Er fort, mich wegen Nachfrage um Ihn auf eine sehr empfindliche Art zu tadeln. Lieber Sohn, das Verhältniß zwischen einem guten Vater und dessen obschon mit vielen Verstandeskräften begabtem, aber doch dabei in dem, was zu einer wahren Größe und Zufriedenheit erforderlich wäre, immer noch sehr irregehendem Sohne, kann den Letzteren niemals berechtigen das, was der Erstere aus Liebe, aus Ueberlegung und aus selbst gemachter Erfahrung jenem zu Gute vornimmt, als Beleidigung aufzunehmen. Was die verlangten 300 Gulden betrifft, so weiß es leider Jedermann, dem meine Lage nur einigermaßen bekannt, daß es nicht möglich sein kann, nur 50 Gulden, geschweige denn so viel in Vorrath zu haben, und daß ich eine solche Summe borgen sollte, zu immer größerem Nachtheile meiner übrigen Kinder, für einen Sohn borgen sollte, der mir von dem Vielen, was er versprochen, noch das Wenigste halten können: da wäre ich doch ein ungerechter Vater."

haben. — Vor einigen Tagen hat mich ein reisender Freimaurer besucht, ein Mann von den ausgebreitetsten Kenntnissen und einem großen verborgenen Einflusse, der mir gesagt, daß ich schon auf verschiedenen Freimaurerlisten stände, und mich inständig gebeten hat, ihm jeden Schritt, den ich hierin thun würde, vorher mitzutheilen; er versichert mich auch, daß es für mich eine außerordentliche Aussicht sei. (12. September 1783.)

Meine Freunde werden oft böse, daß ich das Heimweh nach Sachsen so sehr habe. Meine Bekanntschaften sind bis jetzt noch ziemlich eingeschränkt. Es besuchen mich viele Gelehrte und Künstler von hier, aber sie kommen und gehen; ich attachir mich sehr delikat. Von Frauenzimmern kann ich das nämliche sagen, sie bedeuten hier sehr wenig, und die Schwanin*) ist beinahe die einzige, eine Schauspielerin ausgenommen, die eine vortreffliche Person ist. Diese und einige andere machen mir zuweilen eine angenehme Stunde, denn ich bekenne gern, daß mir das schöne Geschlecht von Seiten des Umganges gar nicht zuwider ist. (13. Novbr. 1783.)

Man klopft an mein Zimmer. Herein! Und herein treten Prof. Abel und Bach, ein andrer Freund von mir. Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Athem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und Abend gegessen (— ich bin schon ein Kerl, der Tafel hält! —) und bei dieser Gelegenheit waren meine Burgunder Bouteillen wie vom Himmel gefallen**). Um sie ein wenig herum zu führen bin ich ausgegangen. Schadet nichts, wenn ich auch später gesund werde, habe ich doch ein unbe-

*) Die Tochter des Buchhändler Schwan.

**) S. den Abschnitt über Schillers Krankheiten.

schreiblich Vergnügen gehabt... Endlich wird nun Stuttgart gewiß, wo ich bin und wie mir's geht. Herzlich lieb ist mir's, daß das Letzte zu meinem Vortheil beantwortet werden kann.. Ich wollte ein Pfarrer werden und bleibe am Theater hangen. Am 19. ist der Namenstag der Kurfürstin und man bittet mich, zur Feier desselben eine öffentliche poetische Rede zu machen, welche in Gegenwart der Kurfürstin und des Mannheimer Publikums auf dem Theater sollte abgelegt werden. Ich mache sie und nach meiner verfluchten Gewohnheit satyrisch und scharf. Heute schicke ich sie Dalberg, — er ist ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist keine Lobrede auf die beiden kurfürstlichen Personen. Weil es jetzt zu spät ist und man das Herz nicht hat, mir eine andere zuzumuthen, wird die ganze Lumpenfête eingestellt. (14. Novbr. 1783.)

Um mit Anstand hier zu leben und die mir vorgesetzte Summe Geld zur Bezahlung meiner Schulden herauszuschlagen, um zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartungen des hiesigen Publikums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit dem Kopfe arbeiten müssen und durch starke Portionen China meine wenigen Kräfte so hinhalten müssen, daß mir dieser Winter vielleicht auf Zeitlebens einen Stoß versetzt. (1. Jan. 1784.)

Ich mußte in die Pfalz exuliren und wurde in Mannheim Mitglied der deutschen Gesellschaft, die mir äußerst angenehm war, denn durch sie habe ich wieder ein Vaterland und die besseren Verbindungen, die mir jetzt doppelt zu statten kommen, da ich entschlossen bin, auf Michaelis in Heidelberg Doctor zu werden und mich auf immer hier zu etabliren. (15. Jan. 1784.) — Gestern kam die kur-

fürstliche Bestätigung meiner Aufnahme in die deutsche Gesellschaft. Dieses ist ein großer Schritt zu meinem Etablissement, denn jetzt bleib ich. (11. Febr. 1784.)

So vortheilhaft ich von einer Verbindung denke, so wenig kann ich doch in meiner gegenwärtigen Lage davon Gebrauch machen, denn mein Schicksal, so sehr ich auch damit zufrieden bin, ist doch nur ein angenehmer Traum, den ich nie entschlossen bin, ewig zu machen. Mein jetziges Leben taugt unvergleichlich für meine 24 Jahre, aber wird es mich auch im 30. noch reizen? Vielleicht darf ich mir einen kleinen Anspruch auf das, was man Glück heißt, erlauben. Wie würde mich eine Heirath von der Bahn zu demselben ablenken. Zwar habe ich über ein großes Glück meine Capricen, doch auch bei der größten Gleichgültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schicksale wäre eine Verheirathung mein Fall nicht, denn mein ungestümer Kopf und warmes Blut würden noch keine Frau glücklich machen.*) Mein Leben hat die Farbe eines Romans und mein sonderbarer Kopf läßt auf sonderbare Situationen schließen. Ich lebe zu Mannheim in einem angenehmen dichterischen Taumel. Mein Clima ist das Theater und meine Leidenschaft glücklicherweise auch mein Amt. (19. Jan. 1784.)

Noch bin ich hier (Mannheim) und nur auf mich kommt es an, ob ich nach Verfluß eines Jahres, nämlich am 1. Septbr., meinen Contract als Theaterdichter verlängern will oder nicht. Man rechnet indeß schon ganz darauf, daß ich hier bleiben werde und meine gegenwärtigen Umstände zwingen mich beinahe, auf längere Zeit zu con-

*) Ein halbes Jahr später — wie die nächsten Zeilen zeigen — war er gerade entgegengesetzter Ansicht.

trahiren als ich vielleicht sonst gethan haben würde. Das Theater hat mir dieses Jahr in allem 500 Gulden Fixum gegeben, wobei ich aber auf die jedesmalige Einnahme einer Vorstellung meiner Stücke Verzicht leisten mußte. Meine Stücke bleiben mir frei zu verkaufen. Aber man glaubt nicht, wie wenig Geld 600 — 800 Gulden in Mannheim und vorzüglich im theatralischen Zirkel sind, — wie wenig Segen, möcht' ich sagen, in diesem Gelde ist, welche Summen nur auf Kleidung, Wohnung und gewisse Ehrenausgaben gehen, welche ich in meiner Lage nicht ganz vermeiden kann. Gott weiß, ich habe mein Leben hier nicht genossen und noch einmal soviel als an jedem andern Orte verschwendet. Allein und getrennt, ungeachtet meiner vielen Bekanntschaften doch einsam und ohne Führung, muß ich mich durch meine Oekonomie hindurch kämpfen, zum Unglück mit allem versehen, was zu unnöthigen Verschwendungen reizen kann. Tausend kleine Bekümmernisse, Sorgen und Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorschweben, zerstreuen meinen Geist, zerstreuen alle dichterischen Träume und legen Blei an den Flug der Begeisterung. Hätt' ich Jemand, der mir diesen Theil der Unruhe abnähme und mit herzlicher warmer Theilnahme sich um mich beschäftigte — ganz könnte ich wieder Mensch und Dichter sein, ganz der Freundschaft und den Musen leben. Ich bin hier noch nicht glücklich gewesen und fast bezweifle ich, ob ich in der Welt jemals Anspruch darauf machen kann. (5. Mai 1784.)

Ich kann nicht leugnen, daß mir die Zeit meines Hierseins schon manches Angenehme und Schmeichelhafte widerfahren ist, aber es ging doch nie bis auf den Grund meines Herzens und dieses blieb immer kalt und leer.

Krankheit und Ueberhäufung von Geschäften gossen zu viel Bitteres in mein bisheriges Leben und nie, nie werde ich jene frohen, heiteren Augenblicke zurückrufen können, die ich in der Zeit meines Aufenthaltes in Bauerbach so reichlich genoß. Wenn ich jetzt ernsthaft über mein Schicksal nachdenke, so finde ich mich seltsam und sonderbar gerührt. Nie kann ich ohne Bewegung der Seele an den Spaziergang im Walde zurückdenken, wo es beschlossen wurde, daß ich eine Zeit lang verreisen sollte. Wer hätte damals gedacht, daß ein ungefährer Gedanke so viel in meinem Schicksale verändern würde! Und doch hat dieser Gedanke vielleicht für mein ganzes Leben entschieden. War mein Aufenthalt in Bauerbach etwa nur eine schöne Laune meines Schicksals, die nie wieder kommen wird? War es ein Gebüsch, wo ich auf meiner Wanderung hängen blieb, um desto stärker wieder in den Strom gerissen zu werden? Noch liegt eine undurchdringliche Decke vor meiner Zukunft. Ich kann keinen Augenblick sagen wie lang mein hiesiger Aufenthalt dauern wird. Gegenwärtig wenigstens könnte ich ihn unmöglich abreißen, da mich tausenderlei Fäden binden und meine Verfassung mich gegenwärtig drängt, auf eine gewisse Zeit zu contrahiren... Ich gestehe, daß ich mich schon eine Zeit lang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht, als wenn ich hier schon gewählt hätte, im Geringsten nicht, ich bin in diesem Punkte noch so frei wie vorhin, aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geiste zu Kopfarbeiten die nöthige Freiheit und stille, leidenschaftlose Muße verschaffen könnte, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freu-

den des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtsein, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders Liebe und Antheil glücklich machen kann, dieses Bewußtsein hat mich schon oft zu dem Entschlusse hingerissen. Fände ich ein Mädchen das meinem Herzen theuer genug wäre *)! (7. Jul. 1784.)

Wie kann ich mich, ohne Connexion mit einem andern Fürsten, ohne Charakter und dauernde Versorgung nach meiner einmal geschehenen gewaltsamen Entfernung aus Würtemberg, wieder da blicken lassen? Daß der Vater den Namen zu dieser Bitte hergiebt **), nutzt mir wenig, denn Jedermann würde doch mich als die Triebfeder anklagen und Jedermann wird, so lange ich nicht beweisen kann, daß ich den Herzog von Würtemberg nicht mehr brauche, in einer (mittelbar oder unmittelbar, das ist eins) erbettelten Wiederkehr ein Verlangen in Würtemberg unterzukommen vermuthen. Wie entsetzlich würde die Achtung des Publikums (und diese entscheidet doch mein ganzes künftiges Glück), wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, daß ich diese Wiederkehr gesucht! Die offene, edele Kühnheit, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindi-

*) Bald darauf entwickelte sich ein Liebesverhältniß zwischen ihm und der Tochter Schwans. Im April 1785 hielt er um Margarethens Hand an, der Vater schlug sie ihm aber freundschaftlich mit der begründeten Versicherung ab, die Eigenthümlichkeit des Characters seiner Tochter mache sie nicht geeignet zur Gattin Schillers.

**) Der Vater hatte den Vorschlag gemacht, bei dem Herzoge um die freie Rückkehr des Sohnes einzukommen.

schen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen. Uebrigens kann ich es nicht verhindern, wenn der Vater es dennoch thut, nur dieses sage ich, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch mich nicht eher im Würtembergischen blicken lasse, bis daß ich wenigstens einen Character habe, woran ich eifrig arbeiten will; im Fall er es aber nicht zugiebt, mich nicht enthalten werde können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottisen gegen ihn zu rächen.

Lange schon zog mich mein Herz zur Medicin zurück; lange schon habe ich nicht ohne Ursache befürchtet, daß früher oder später mein Feuer für die Dichtkunst erlöschen würde, wenn sie meine Brodwissenschaft bliebe und daß sie im Gegentheil neuen Reiz für mich haben müßte, sobald ich sie nur als Erholung gebrauchte und nur meine reinsten Augenblicke ihr widmete. Dann nur kann ich mit ganzer Kraft und immer regem Enthusiasmus Dichter sein, dann nur hoffen, daß meine Leidenschaft und Fähigkeit für die Kunst durch mein ganzes Leben fortdauern werde. (1784.)

Noch immer trage ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille mir selbst, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben*). Wer weiß, ob das Schicksal, das mich bisher unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht auch einmal eine solche Seligkeit gewähren wird. In dem lärmendsten Gewühl, mitten unter Berauschungen des Lebens, die man sonst Glückseligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke die süßesten, wo ich in mein Selbst zurückkehrte und in dem heitern Gefilde meiner

*) In Bauerbach.

schwärmerischen Träume umherwandelte und hier und da eine Blume pflückte. Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind vielfach und unerschöpflich*), wie mein Ehrgeiz, aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft für stillere Freuden zusammen! (1784.)

**) Nach so vielen Journalen, gelehrten und empfindsamen Zeitungen, welche Deutschland von Jahr zu Jahr überschwemmen, bin ich ungewiß, wie das Publikum die neue Einladung aufnehmen wird. Zu oft schon geschah es, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Bestes die Spekulation eines Kaufmanns sich flüchtete. Der Rezeß meiner Vorgänger (nur Wenige will ich ausnehmen) hat die Liebhaber abgeschreckt. Sie haben, wie Macbeth seine Hexen beschuldiget, unserem Ohr Wort gehalten, aber es unserer Hoffnung gebrochen. Blindes Vertrauen des Publikums ist das einzige, woran ich appelliren kann. Dieses vielleicht zu gewinnen, erlaube man mir eine Abschweifung.

Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plane seines Stifters.

---

*) Ohne den „bodenlosen Leichtsinn, mit welchem ihm die Natur beglückt hatte," sagt sein Freund Streicher, hätte er verzweifeln müssen. Er sank tiefer und tiefer in Schulden; es fehlte ihm oft an dem Nothwendigsten.

**) Um seine Lage zu verbessern, begann er die „Rheinische Thalia," deren Ankündigung die nachstehenden Zeilen sind.

Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Menschen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen — denn hier kam nur eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will, jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte, jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren — unbekannt mit dem schönen Geschlecht, — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur ehe sie anfangen interessant zu werden und wenn sie aufgehört haben es zu sein, — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzt.

Ich meine die Räuber. Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sei das Clima, unter dem es geboren wurde.

Wenn von allen den unzähligen Flugschriften gegen die „Räuber" eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete.

Die „Räuber" kosteten mir Familie und Vaterland. — In einer Epoche, wo noch der Ausspruch der Menge unser schwankendes Selbstgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tausend einschmeichelnde Ahnungen künftiger Größe seine schwindelnde Seele umgeben, und der göttliche Nachruhm in schöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das unverhofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, untersagte man mir in meinem Geburtsorte, bei Strafe der Festung, — zu schreiben. Mein Entschluß ist bekannt — ich verschweige das Uebrige, weil ich es in keinem Falle anständig halte, gegen denjenigen mich zu stellen, der bis dahin mein Vater war. Mein Beispiel wird kein Blatt aus dem Lorbeerkranz dieses Fürsten reißen, den die Ewigkeit nennen wird. Seine Bildungsschule hat das Glück mancher Hunderte gemacht, wenn sie auch gerade das meinige verfehlt haben sollte.

Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöset. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunale werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele.

Es befremdet vielleicht, auf dem Anzeigeblatte eines

Journals die Jugendgeschichte seines Verfassers zu finden und doch war kein Weg natürlicher, den Leser in das Innere meiner Unternehmung zu führen als wenn ich ihm die Bekanntschaft des Menschen machte, der sie ausführen soll.

Die Rheinische Thalia wird jedem Gegenstande offen stehen, der den Menschen im Allgemeinen interessirt und unmittelbar mit seiner Glückseligkeit zusammenhängt. Also alles, was fähig ist, den sittlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiet des Schönen liegt, alles was Herz und Geschmack veredeln, Leidenschaften reinigen, und allgemeine Volksbildung wirken kann, ist in ihrem Plane begriffen. I. Gemälde merkwürdiger Menschen und Handlungen. — Losgesprochen von allen Geschäften, über jede Rücksicht hinweg gesetzt — ein Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem Menschen durch jede Decoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Cirkel ihn aufzusuchen und — wenn ich mich des Bildes bedienen darf — die Magnetnadel an sein Herz hinzuhalten. Neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerke der Seele — einzelne Phänomene, die sich in irgend eine merkwürdige Verbesserung oder Verschlimmerung auflösen, sind mir, ich gestehe es, wichtiger als die todten Schätze im Cabinet des Antikensammlers oder ein neu entdeckter Nachbar des Saturnus dem doch der glückliche Finder seinen Namen sogleich in die Ewigkeit aufladet. — II. Philosophie für das handelnde Leben. — III. Schöne Natur und schöne Kunst in der Pfalz. Reisende, besonders aus dem nördlichen Deutschland, haben uns beides beneidet, und die merkwürdigen Gegenden am Rhein, wie die herrlichen Monumente der

Kunst, mit Bewunderung verlassen. Die glückliche Lage von Heidelberg, der ehrwürdige Ruin seines Schlosses, der Garten zu Schwezingen, die Bildergallerie, der Saal der Antiken, die Jesuiterkirche zu Mannheim und Mehreres bleiben auch noch in der Schilderung interessant, wenn nur Geschmack und Empfindung den Pinsel führen. — IV. Deutsches Theater. — Was die Stadt Mannheim, in Rücksicht auf schöne Kunst, vorzüglich auszeichnet, ist ihre Schaubühne — eine Bühne, die durch reinen Geschmack, besseren Ton und das wahre, geistvolle Spiel einiger ihrer Glieder die Aufmerksamkeit des ganzen Publikums auffordert. Dennoch ist diese Bühne gar nicht oder wenig im übrigen Deutschland gekannt. Ihre Geschichte und Dramaturgie wird einen ansehnlichen Platz in dieser Thalia behaupten und das um so mehr, da der Herausgeber in keiner Verbindung mit solcher steht, also keine Rücksicht sein Urtheil binden oder verfälschen kann. Unter dem zahllosen Heer deutscher Truppen, die entweder der verzweifelte Einfall eines ruinirten Hazardspielers oder das blinde Fatum, wie die Atome des Epikur, zusammenblies, — die gleich der Seuche am Mittag herumschleichen und die erwürgte Tragödie auf dem Paradebette ausstellen — ist die Mannheimer Bühne eine der wenigen, die durch Wahl entstanden und durch ein gewisses Kunstsystem dauern. Es versteht sich also, daß keiner der Krämerkniffe, womit sonst nur die Rädelsführer von Komödienbanden ihrer schlechten Sache zu Hilfe kommen (modische Flitter, Häufung neuer, wenn auch gebrandmarkter Stücke, Speculationen auf den herrschenden Geschmack, wenn dieser auch aus Lappland oder Sibirien stammte), daß keine der Taschenspielerkünste, womit nur eine ausgehungerte Rotte von Theaterprofessionisten sich

durch das Publikum bettelt, bei der hiesigen Bühne stattfinden kann. Der Geist der Kunst muß hier natürlicherweise das Ganze beseelen, höhere Schönheit kann hier unmöglich niedrigem Eigennutz erliegen. Und nach eben diesem großen Maßstabe, unter welchen sich diese Bühne von selbst schon gestellt hat, wird auch die Kritik sie behandeln. Sie wird die Wahl der Stücke, dem sittlichen und ästhetischen Werthe nach, beurtheilen, die Vertheilung der Rollen und deren (geheime oder offenbare) Gründe zusammen suchen, und dann den Beifall oder Tadel des Publicums sorgfältig prüfen. In einer schwankenden Kunst, wie die dramatische und mimische ist, wo des Schauspielers Eitelkeit den beschimpfenden Beifall des rohen Haufens oft so hungerig verschlingt, so gern mit der Stimme der Wahrheit verwechselt — kann die Kritik nicht streng genug sein. Mehr als einmal habe ich die Bemerkung gemacht, wie pünktlich der nach Lob geizende Künstler sein Spiel — und wenn er Schriftsteller war, seine Dichtung — auf die Geistesschwäche seines Publikums ausrechnete und seinen besseren Genius dieser allgemeinen Dirne zum Opfer brachte, eine Liebkosung zu erschleichen. Es kann sein, daß er insgeheim vielleicht einer Gunst sich schämte, die so gar leicht zu haben war. Aber der entwürdigte Genius rächte bald nachher diese Abtrünnigkeit, er stieß ihn auch von sich in einer kritischen Stunde.

Ueberzeugt, daß die Bewunderung selten, gerechter Tadel immer verbessert; daß der größte Künstler zugleich der bescheidenere ist und mit Schamröthe zuhört, wenn die bestochenen Zuschauer sich in seiner Glorie übereilen — fest versichert, daß der stolzere Kopf ein Rauchwerk verachten werde, worin nur schlechtere Bühnen ihre todtkranken

Götzen baden, werde ich in dieser Dramaturgie keins der gewöhnlichen Theaterjournale zum Muster nehmen, mehr aber durch offenherzige Zweifel dem Schauspieler und Schauspieldichter einen Beweis meiner Achtung geben. Nur entschiedenes Verdienst soll genannt werden. Usurpirten Ruhm werd' ich freimüthig widerlegen, den Stümper aber nur in dem einzigen Falle berühren, wenn sein schreckliches Exempel belehren kann.

Uebrigens gebe ich zum Voraus die Erklärung, daß ich die Grenzen erkenne und verehre, die den Dilettanten vom Kenner scheiden und eine unergründliche Kunst, wie zuverlässig die theatralische, für viel zu ehrwürdig achte, als ihr mein einzelnes — vielleicht angestecktes — Gefühl zum Richter aufzudringen. Ueber den Dichter kann oftmals eine gesunde Empfindung — über den Schauspieler nur die Mehrheit der Kenner sprechen. Eben darum werden die Urtheile in dieser Thalia (wenn sie entschieden) jederzeit Resultate mehrerer Stimmen sein, die sich in einen Ausspruch vereinigten. Den Anfang macht ein vollständiges Detail dieser Bühne, ihrer Geschichte und Einrichtung, die Characteristik ihrer Künstler und Künstlerinnen (doch derer nur, welche mir wichtig dünken) und die Zergliederung einiger Stücke, die auf derselben merkwürdig gestiegen oder gesunken sind. Ich sende diejenigen voraus, deren Verfasser hier leben, die Verschwörung des Fiesco, Verbrechen aus Ehrsucht und Franz von Sickingen. Jedem, der mir zu antworten Lust hat, oder von meiner Kritik an das Publicum appelliren will, steht die Thalia offen. Mündlich aber auch nicht eine Erklärung. — V. Gedichte und Rhapsodien, Fragmente aus dramatischen Stücken. — VI. Beurtheilungen wichtiger Männer und Schriften. —

VII. Geständnisse von mir selbst. — VIII. Correspondenzen, Anzeigen, Miscellaneen.. Jeden zweiten Monat wird ein Heft von 12 Bogen in gr. 8. erscheinen. Ehe ich schließe noch dieses Einzige. Unterzeichnung auf diese Schrift wird nur dann erst einen Werth für mich haben, wenn ich sie persönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war als seine Werke, und gern gestehe ich, daß bei der Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war zwischen dem Publicum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen. (Mannheim, 11. Novbr. 1784.)

Meine gegenwärtige müßige und unabhängige Situation, verbunden mit den Aufforderungen, einheimischen und fremden, welche noch immer ein Theater-Journal vermissen, haben mich in Versuchung geführt mit einer Ankündigung bei dem Publicum anzupochen, ob es mich für den Mann hält, ihm eins zu liefern. Es kann möglich sein, daß ich meine Prophezeihungen halte, sobald das Publicum mein Gesuch unterstützen will und das muß jetzt die Unterzeichnung entscheiden. Ich glaube offenherzig, daß mein Journal in dem Fache, in welchem es eigentlich besteht, Aufmerksamkeit verdienen wird. Uebrigens wird der eigentliche Werth meines Museums auf etwas Wichtigerem beruhen und der Fall kann kommen, daß ich Wirkungen erreiche, die über den Kitzel der Neugier oder eines flatternden Witzes erhaben sind. Die ersten Hefte enthalten mehrentheils meine Arbeiten, die Empfindungen eines vollen Herzens und einige wichtige Bemerkungen aus meinen bisherigen Cirkeln. (16. Novbr. 1784.)

Auf den Winter freue ich mich. Ich bin ganz wieder in Thätigkeit und glaube gewiß, daß ich in dieser Zeit

einbringen werde, was mich meine beinahe Jahre lange Unpäßlichkeit, die meinen ganzen Kopf verwüstete, hat versäumen machen. Durch mich allein wird und muß unser Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Macbeth und Timon und einige französische sind. (1784.)

Ich weiß nicht, welchem politischen Raffinement ich es eigentlich zuschreiben soll, daß unsere Herren Schauspieler — doch meine ich nicht alle — die Convenienz bei sich getroffen haben, schlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben und guten durch schlechtes zu verderben. Es ist das kleinste Merkmal der Achtung, das der Schauspieler dem Dichter geben kann, wenn er seinen Text memorirt. Auch diese kleinste Zumuthung ist mir nicht erfüllet worden. Es kann mir Stunden kosten, bis ich einer Periode die bestmögliche Rundung gebe und wenn das geschehen ist, so bin ich dem Verdrusse ausgesetzt, daß der Schauspieler meinen mühsam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutsch verwandelt. Seit wann ist es denn Mode, daß Schauspieler den Dichter hofmeistern? Cabale und Liebe war gestern durch das nachlässige Einstudiren der mehrsten ganz in Lumpen zerrissen. Ich glaube, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Bühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zn rügen." (18. Jan. 1785.)

Aus Leipzig wurden mir von vier unbekannten Personen Packete und Briefe geschickt, die voll Enthusiasmus für mich geschrieben waren und von Dichteranbetung überflossen. Sie wurden von vier Portraits begleitet, worunter zwei sehr schöne Frauenzimmer sind und von einer

Brieftasche, die mit dem besten Geschmack gestickt ist.*) Ein dritter hatte ein Lied aus meinen Räubern in Musik gesetzt. Ein solches Geschenk von fremden Menschen, die dabei kein anderes Interesse haben, als mich wissen zu lassen, daß sie mir gut sind und mir für einige frohe Stunden danken, war mir äußerst werth und der lauteste Zuruf der Welt hätte mir kaum so angenehm geschmeichelt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten, und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freueten, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verwest ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß. (17. Juni 1784.)

Die Antwort behielt ich mir auf eine bessere Stunde vor, auf einen Besuch meines Genius, wenn ich einmal in einer schönen Laune meines Schicksals schöneren Gefühlen würde geöffnet sein. Diese Schäferstunden blieben aus und in einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundschaft und Freude. Unglückselige Zerstreuungen, deren Andenken mir in diesem Augenblicke noch Wunden schlägt, löschten diesen Vorsatz nach und nach in meinem harmvollen Herzen aus. Ein Zufall, ein wehmüthiger Abend erinnert mich plötz-

*) Die Portraits waren die von Körner und Huber und die der Verlobten derselben, Minna und Dora, Töchter des Kupferstechers Stock in Leipzig. Dora hatte die Portraits gezeichnet, Minna die Brieftasche gestickt.

lich an mein Vergehen. Ich bekenne, daß jene Briefe und Geschenke das Angenehmste waren, was mir in der ganzen Zeit meiner Schriftstellerei widerfahren ist; daß diese fröhliche Erscheinung mich für mancherlei verdrüßliche Schicksale schadlos hielt, welche in der Jünglingsepoche meines Lebens mich verfolgten; daß sie die Ursache sind, wenn ich die Verwünschung meines Dichterberufes, die mein widriges Verhängniß mir schon aus der Seele preßte, zurücknahm und mich endlich wieder glücklich fühlte. Wenn solche Menschen, solche schöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer thut es denn? Wohl mag es auffallen, daß ich die Rolle in der Welt spielen will, wie die Ankündigung der T h a l i a anzeigt. Das deutsche Publicum zwingt aber seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Speculationen des Handels zu wählen. (7. Decbr. 1784.)

*) Während die halbe Stadt Mannheim sich im Schauspielhause zusammendrängt, einem Autodafé über Natur und Dichtkunst — einer großen Oper — beizuwohnen, und sich an den Verzuckungen dieser armen Delinquentinnen zu weiden, fliege ich zu Ihnen, meine Theuersten, und weiß, daß ich in diesem Augenblicke der Glücklichere bin. Jetzt erst fange ich an, meine Phantasie, die unruhige Vagabundin, wieder lieb zu gewinnen, die mich aus dem traurigen Einerlei meines hiesigen Aufenthaltes weg und zu Ihnen führt. Es ist kein Opfer, das ich Ihnen bringe, wenn die Erinnerung an Sie meinen ganzen Horizont um mich her vernichtet, — es ist wirklicher Eigen-

---

*) So schrieb er auf die Aufforderung Körners nach Leipzig zu kommen.

nutz, meine süßeste Erholung von meiner jetzigen freudenlosen Existenz, daß meine Seele um Sie schweben darf. Augenblicke wie der gegenwärtige, wo alle meine Empfindungen in wollüstigen Träumen dahinschmelzen, wo ich in mich selbst zurücktrete und von meiner eigenen Armuth schwelge, solche Augenblicke, wo meine Seele aus ihrer Hülle schwebt und mit freierem Fluge durch ihre Heimath Elysium wandert, sollen den Freunden meines Herzens geheiliget sein. Wenn Sie zuweilen, mitten unter den berauschenden Zerstreuungen Ihres Lebens, von einer plötzlichen Wehmuth überrascht werden, die Sie nicht gleich erklären können, so wissen Sie von jetzt an, daß in der Minute Schiller an Sie gedacht hat; dann hat mein Geist sich bei Ihnen gemeldet. — Dieser Eingang, fürcht' ich, wird einer Schwärmerei gleicher sein als meiner Empfindung und doch ist er ganz Stimmung meines Gefühls. Für Sie, meine Besten, kann ich schlechterdings keine Schminke auftragen; diese armselige Zuflucht eines kalten Herzens kenne ich nicht. Seit Ihren letzten Briefen hat mich der Gedanke nicht mehr verlassen wollen: diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörst du. Urtheilen Sie deßhalb von meiner Freundschaft nicht zweideutiger, weil sie vielleicht die Miene der Uebereilung trägt. Gewissen Menschen hat die Natur die langweilige Umzäunung der Mode niedergerissen. Edlere Seelen hängen an zarten Saiten zusammen, die nicht selten unzertrennlich und ewig halten. Große Tonkünstler kennen sich oft an den ersten Accorden, große Maler an dem nachlässigsten Pinselstrich, edle Menschen sehr oft an einer einzigen Aufwallung. Doch vernünfteln möchte ich über meine Empfindungen nicht gern. Ihre Briefe — und wir waren Freunde. Für Sie spricht Ihr erster freiwilliger

Schritt und dann Ihre edele Toleranz gegen mein Schweigen; — für mich spreche, wenn Sie wollen, Carl Moor an der Donau. Wäre dann aber auch das noch zu wenig, so können wir unsere fünf Köpfe zu Lavater tragen. Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat; der bis jetzt nur aus seinen Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Project mit ihm vorhatte; der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bisher noch nicht einmal weiß, wie viel er leisten kann; der aber etwas anderes lieben kann als sich selbst und keinen nagendern Kummer hat, als daß er das so wenig ist, was er so gern sein möchte, — wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und theuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht, daß Sie Schillern nicht eben so gut sind wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst widerlegt sein wird. — Werden Sie nach diesem Geständniß vorbereitet sein, ein zweites zu hören? Ihre freiwillig mir entgegenkommende Liebe hat einen merkwürdigen Einfluß auf die wirkliche Lage meines Herzens gehabt. Ich habe einen so unglücklichen Hang zum Vergrößern, daß oft geringe Veranlassungen meine Hoffnung schwindelnd fortreißen, daß oft der kleinste Umstand wie ein Samenkorn von etwas Unendlichem wird. Dieses Nämliche fängt mir an mit Ihrer Freundschaft zu begegnen. Ihre liebevollen Geständnisse trafen mich in einer Epoche, wo ich das Bedürfniß eines Freundes lebhafter als jemals fühlte. Seitdem ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit giebt als ich mir habe träumen lassen, — die Epoche in meinen Leben macht. —

Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllt, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuerer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation. Mit dem Theater habe ich meinen Contract aufgehoben, also die ökonomische Rücksicht meines hiesigen Aufenthalts bindet mich nicht mehr. Außerdem verlangt es meine gegenwärtige Connexion mit dem Herzog von Weimar *), daß ich selbst dahin gehe und persönlich für mich negotiire, so armselig ich mich auch sonst in solcherlei Geschäften benehme. Aber vor allem andern lassen Sie mich's frei heraussagen und lächeln Sie meinetwegen auch über meine Schwäche — ich muß Leipzig und Sie besuchen. O, meine Seele dürstet nach neuer Nah-

---

*) Im Anfange des J. 1785 kam Karl August zum Besuch nach Darmstadt. Schiller wünschte mit dem so gepriesenen Fürsten persönlich bekannt zu werden. Dalberg und die Frau von Kalb unterstützten ihn dabei. Er reisete nach Darmstadt und las Scenen aus seinem Don Carlos am Hofe vor. Bei einer nachfolgenden Unterredung Schillers mit dem Herzoge bedurfte es nur einer leisen Bitte und er erhielt den ersehnten Character: er kehrte als Weimarischer Rath nach Mannheim zurück.. Eine Anstellung an einem der kleinern Sächsischen Höfe hielt er für so leicht erlangbar, daß er und sein Freund Streicher in der Nacht vor seiner Abreise nach Leipzig sich die Hände darauf gaben, so lange einander nicht zu schreiben, bis Streicher Capellmeister und Schiller Minister sein würde. (Car. v. Wolzogen, Hoffmeister, Streicher.)

rung, nach bessern Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgange, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eigenes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Cirkel vertrocknete. Sie müssen mich wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werde ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wiegen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten, — das Herz darbt dabei. Werden Sie mich wohl aufnehmen? Ich muß es gerade heraussagen, ich habe in Mannheim schon feierlich aufgekündiget und mich unwiderruflich erklärt, daß ich in drei bis vier Wochen abreise, nach Leipzig zu gehen. Etwas Großes, etwas unaussprechlich Angenehmes muß mir da aufgehoben sein, denn der Gedanke an meine Abreise macht mir Mannheim zu einem Kerker und der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir wie das Bewußtsein eines Mordes. Leipzig erscheint meinen Träumen und Ahnungen wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel. In meinem Leben erinnere ich mich keiner so innigen prophetischen Gewißheit wie diese ist, daß ich in Leipzig glücklich sein werde. Ich traue auf die sonderbare Ahnung, so wenig ich sonst auf Visionen halte. Etwas Freudiges wartet auf mich, — doch warum Ahnung? Ich weiß ja was auf mich wartet und wen ich da finde! — Ich

sollte Ihnen so unendlich viel sagen, das Ihnen einen Aufschluß über den Paroxysmus der Freude geben könnte, der mich bei diesem Anlaß befällt. Bis hierher haben Schicksale meine Entwürfe gehemmt. Mein Herz und meine Muse mußten zu gleicher Zeit der Nothwendigkeit unterliegen. Es braucht nichts als eine solche Revolution meines Schicksals, daß ich ein ganz anderer Mensch, daß ich anfange Dichter zu werden. Den Don Carlos bringe ich — in meinem Kopfe nämlich — zu Ihnen mit. In Ihrem Cirkel will ich froher und inniger in meine Laute greifen. Seien Sie meine begeisternden Musen, lassen Sie mich in Ihrem Schooße von diesem Lieblingskinde meines Herzens entbunden werden. — Der magische Nebel, in den das Gerücht gewöhnlich Schriftsteller einhüllt — Ihre glänzenden Ideale von mir, werden freilich ganz erstaunlich durch meine wirkliche Erscheinung verlieren. Sie werden einen ganz erbärmlichen Wundermann finden, aber gut bleiben werden Sie mir gewiß. Innige Freundschaft, Zusammenschmelzung aller Gefühle, gegenseitige Verehrung und Liebe, Verwechselung und gänzlicher Umtausch des persönlichen Interesse sollen unser Beisammensein zu einem Eingriff in Elysium machen. Ich würde unglücklich sein, wenn meine reizende Hoffnung nicht eine ähnliche in Ihnen entflammte, wenn hier unsere Empfindungen nicht so harmonisch zusammenflössen als sie sonst zu thun schienen. Ich bin fest entschlossen, wenn die Umstände mich nur entfernt begünstigen, Leipzig zum Ziel meiner Existenz, zum beständigen Ort meines Aufenthaltes zu wählen. Ich hoffe, daß ich das zu Stande bringen kann; doch das Weitere ist hier zu weitläufig, es sei auf mündliche Erklärungen aufgespart. Hinter die räthselhafte Decke der Zukunft kann

der Mensch ohnehin nicht sehen. Ein Moment kann meinen jetzigen Entwürfen ja eine ganz besondre glückliche Richtung geben. Gesegnet sei der Zufall (sagt Ferdinand von Walter), er hat größere Thaten gethan, als die klügelnde Vernunft und wird besser bestehen an jenem Tage als der Witz aller Weisen. Alle schriftlichen Verbindungen, alle Träume der Phantasie — so ausschweifend sie auch sein mögen, sind doch immer nur bestandloses Schattenspiel gegen das Angesicht zu Angesicht. Ich fühle wie theuer Sie mir schon jetzt sind, aber ich weiß gewiß, daß dieses warme Gefühl für Sie durch unsere persönlichen Erkennungen und Bemühungen unendlich entflammt werden wird. So viel ich Ihrer Geduld auch durch diesen colossalen Brief zumuthe, so muß ich doch noch einmal auf das Vorige zurückkommen. Also es ist ausgemacht, daß ich in drei bis vier Wochen Mannheim verlasse. Ich gehe geraden Wegs nach Leipzig und (aus einigen hauptsächlichen Gründen) erst von da nach Weimar. Urtheilen Sie nun, wie unerträglich mir die Stunden sein werden, die mich bis dahin noch zu Mannheim aufhalten. Zum großen Glücke läßt mich die Rheinische Thalia nicht zu Athem kommen. Unzählige Briefe liegen mir zur Beantwortung da, aber ich habe alle Laune verloren bis ich in Leipzig bin. Zuverlässig ist das eine Epoche meines Lebens. Wie unaussprechlich viele Seligkeiten verspreche ich mir und wie sehr soll es mich beschäftigen, Ihrer Liebe, Ihrer Freundschaft und womöglich Ihres Enthusiasmus für mich werth zu bleiben. Sobald Sie entschlossen sind mich aufzunehmen (oder abzuweisen) — schreiben Sie mir*). Ich bin

*) Die Leipziger Freunde sandten Briefe und — Geld.

immer der gewinnende Theil, weil ein Brief mir vierfach bezahlt wird, aber bei Ihnen will ich nicht gewinnen, darum mußte dieser Brief viermal so groß sein. (**10.** Febr. **1785.**)

Die Zeit bis heute hat sich wie eine Criminalacte ausgedehnt! — Ich bin Willens, bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher sehr viele Unannehmlichkeiten machte. Es ist dieser: meine eigene Oekonomie nicht mehr zu führen und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erste ist schlechterdings meine Sache nicht. Es kostet mir weniger eine ganze Verschwörung und Staatsrevolution durchzuführen als meine Wirthschaft, und Poesie ist nirgends gefährlicher, als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich stürze aus meinen idealischen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt. Für's andere brauch' ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist wie mein Engel, dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichts bedeutende Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße passiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß und dergl., tödtet den Genuß des Augenblicks und die Gedankenreihe kann zerrissen sein bis ich ihn habe. Das sind nur Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten tragen oft die schwersten Gewichte im Verlaufe unseres Lebens. Ich kenne mich besser als vielleicht tausend andere Muttersöhne sich kennen; ich weiß wie viel und oft wie wenig ich brauche, um glücklich zu sein. Es fragt sich also: kann ich in Leip-

zig diesen Herzenswunsch in Erfüllung bringen? Ich bin kein schlimmer Nachbar; um mich in einen Andern zu schicken, habe ich Biegsamkeit genug und auch hier und da etwas Geschick, wie Garrick sagt, ihn verbessern und aufheitern zu helfen. Ist dann noch außerdem die Bekanntschaft von Leuten zu Wege zu bringen, die sich meiner kleinen Wirthschaft annehmen mögen, so ist alles in Richtigkeit. Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer sein kann und dann ein Besuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Kommode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sopha; dann ein Tisch und einige Sessel. Hab' ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr. Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge. Wenn ich's nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünffache Kleeblatt) zusammen essen, so würde ich mich an die Table d'hôte im Gasthofe engagiren, denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesen guter) speisete. Ich schreibe alles das, um auf meinen närrischen Geschmack vorzubereiten. (15. März 1785.)

Leipzig.

Wenn Einer, in der großen Welt noch sehr Neuling, um die Meßzeit zum ersten Male nach Leipzig kommt, so ist es, wo nicht verzeihlich, doch wenigstens sehr begreiflich, daß er in den ersten Tagen über die Mannigfaltigkeiten, die durch seinen Kopf gehen, sich selbst vergißt.

Dies ist beinahe bis heute mein Fall gewesen. — Unsere Hierherreise war die fatalste, die man sich denken kann. Morast, Schnee und Gewässer waren die drei schlimmen Feinde, die uns wechselsweise peinigten und die Reise, die Freitags beschlossen werden sollte, wurde bis zum Sonntag verzögert. Ich habe in der ersten Woche meines Hierseins schon unzählige Bekanntschaften gemacht, worunter mir Weiße, Oeser, Hiller, Zollikofer, Prof. Huber, Winzer, der berühmte Schauspieler Reineke, einige hiesige Kaufmannshäuser und einige Berliner die interessantesten sind. Meine angenehmste Erholung ist bisher gewesen, Richters Kaffeehaus zu besuchen, wo ich immer die halbe Welt Leipzigs beisammen finde und meine Bekanntschaften erweitere. — Man hat mir von verschiedenen Orten her sehr verführerische Einladungen nach Berlin und Dresden gemacht, denen ich wohl schwerlich widerstehen werde. Es ist so eine eigne Sache mit einem schriftstellerischen Namen. Die wenigen Menschen von Werth und Bedeutung, die sich Einem auf diese Veranlassung darbieten und deren Achtung Einem Freude gewährt, werden nur allzusehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Geschmeißfliegen um Schriftsteller herumsummen, Einen wie ein Wunderthier angaffen und sich obendrein gar, einiger vollgekleckster Bogen wegen, zu Collegen aufwerfen. Vielen wollte es gar nicht zu Kopf, daß ein Mensch, der „die Räuber" gemacht hat, wie andre Menschensöhne aussehen soll. Wenigstens rund geschnittene Haare, Courierstiefeln und eine Hetzpeitsche hatte man erwartet. Man pflegt hier in vielen Familien den Sommer auf den benachbarten Dörfern zu campiren und das Land zu genießen. Ich werde auch einige Monate in dem Dorfe Gohlis zubringen,

das eine Viertelstunde von Leipzig gelegen ist und wohin ein sehr angenehmer Spaziergang durch das Rosenthal führt. Hier bin ich Willens fleißig zu sein, an dem Don Carlos und der Thalia zu arbeiten, um unbemerkt mich wieder zu meiner Medicin zu bekehren. Ich sehne mich ungeduldig nach dieser Epoche meines Lebens, wo meine Aussichten gegründet oder entschieden sein werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung blos zum Vergnügen nachhängen kann. Ueberhaupt hab' ich ja die Medicin ehemals con amore studirt — sollt' ich das jetzt nicht um so mehr können? (24. April 1785.)

Meine Beschäftigung zu Gohlis wird die Thalia und Don Carlos sein. Später schneide ich meine Zeit in drei Theile, einer gehört dem Dichter, einer dem Arzte, der dritte dem Menschen. (7. Mai 1785.)

Mit weicher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selbst zernichtet. Tief habe ich das empfunden und in der allgemeinen feuerigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem herkulischen Gelübde vereinigt, — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen. — Wie schön liegt die Dresdner Zukunft vor meinen Augen; wie fange ich jetzt an, mich meines Lebens zu freuen, weil ich es würdig genießen will!

Ich sage mit Julius von Tarent: in meinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte. (3. Jul. 1785 *).

Mein bisheriges Dasein in Gohlis war einsiedlerisch, traurig und leer. Die Natur selbst war nicht mehr schön; düstere, feindselige Herbsttage mußten mir den Aufenthalt hier schmerzlicher und trauriger machen. Die ganze Gegend daherum liegt da wie ein ausgeputzter Leichnam auf dem Paradebette, die Seele ist dahin, seit meine Freunde nicht mehr da weilen. Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freude, wie der Reisende an den Ruinen Griechenlands, schwermüthig und still vorüber. Nur das Vergangene macht sie mir theuer. (6. Sept. 1785.)

Dresden.

Was meine heißesten Wünsche erzielten, hab ich nun endlich erlangt; ich bin hier wie im Himmel aufgehoben und in der jetzigen Fassung meines Gemüths kenne ich keine andere Besorgniß mehr als die Furcht vor dem allgemeinen

---

*) „Wie äußerlich arm er in Leipzig lebte, aber auch wie innerlich reich und glücklich im Liebegeben und Empfangen, darüber hat mir Huber gar manches erzählt. Während man den Dichter im Herzen trug und ihm auf dem Papier einen Triumphbogen nach dem andern erbauete, lebte er in einem der kleinsten Studentenzimmer und späterhin in Dresden in edeler Armuth, die er auf die genialste Weise nicht bloß zu ertragen, sondern zu genießen wußte, innig froh der wiedererlangten Freiheit, der Freundschaft und der Poesie.“ (Blätter f. lit. Unterhaltung 1836. S. 285.) Dabei ist aber das edle Anerbieten Körners nicht zu vergessen, der ihm (8. Jul. 1785) schrieb: „ich weiß, daß Du im Stande bist, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen, sobald Du nach Brod arbeiten willst, ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brodverdienens zu setzen.“

Loos der zerstörenden Zeit. Ich schreibe auf meinem Zimmerchen im Weinberg (Körners). Die Hierherreise war glücklich. Als auf einmal, mir zum erstenmal, die Elbe zwischen zwei Bergen heraustrat, schrie ich laut auf. Die Elbe bildet eine romantische Natur um sich her und eine schwesterliche Aehnlichkeit dieser Gegend mit dem Tummelplatz meiner frühen dichterischen Kindheit macht mir sie dreifach theuer. (**13.** Sept. **1785.**)

Ich fühle schmerzlich, daß ich noch so erstaunlich viel lernen muß, säen muß, um zu ernten. Unsere Seelen sind nur Destillationsgefäße, alle Elemente müssen ihnen Stoff zutragen. Täglich wird mir die Geschichte theuerer. Ich wollte, daß ich **10** Jahre hintereinander Geschichte studirt hätte (**15.** April **1786.**)

Ich bin's nachgerade überdrüssig in meiner eigenen Gesellschaft zu sein; man kann mir ohnehin nicht nachsagen, daß ich ein Spaßmacher oder ein „angenehmer Gesellschafter" sei unter fremden Personen, vollends aber mir Spaß vorzumachen! Wahrhaftig, da ist Auditorium und Erzähler gleich schlecht. (**20.** April **1788.**)

Dumm ist mein Kopf, und schwer wie Blei,
Die Tabaksdose ledig,
Der Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung, wer Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feuer soll ich gießen auf's Papier
Mit angefrornem Finger —
O Phöbus, hassest Du Geschmier,
So wärm' auch Deinen Jünger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür
Es plärrt die Küchenzofe,
Und mich, mich führt das Flügelthier
Zu König Philipps Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß.
In wenigen Sekunden
Seh ich Madrid; am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Galerie
Mit schnellem Tritt, belausche
Dort die Prinzessin Eboli
Im süßen Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihrem Auge Götterlust
Und in dem seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib: Triumph!
Schon hör' ich — — Tod und Hölle!
Was hör' ich? Ein nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und hin ist Traum und Feerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Henker mag die Dichterei
Beim Hemdewaschen holen.

(Bittschrift eines niedergeschlagenen Trauerspieldichters an die Körnersche Waschdeputation. Fr. Schiller, Haus- und Wirthschaftsdichter.)

In Mannheim habe ich beinahe allen Enthusiasmus für das Drama verloren. Jetzt fängt er wieder an in mir aufzuleben, aber mir graut vor der schrecklichen Mißhandlung auf unseren Bühnen. Mit ungeduldiger Sehnsucht habe ich bisher nach derjenigen Bühne geschmachtet, wo ich meiner Phantasie einige Kühnheiten erlauben darf

und den freien Flug meiner Empfindung nicht so erstaunlich gehemmt sehen muß. Ich kenne nunmehr die Grenzen recht gut, welche Breter und Wände und die nothwendigen Umstände des Theatergesetzes dem Dichter vorschreiben, aber es giebt engere Grenzen, die sich der kleine Geist und der dürftige Künstler setzt, das Genie des großen Schauspielers und Denkers aber überspringt. Von diesen Grenzen wünsche ich freigesprochen zu werden. (12. Septbr. 1786.)

Die Abende sind mir erstaunlich zur Last; denken mag ich nicht, auch schäme ich mich zu schlafen. (20. Dcbr. 1786.)

Ueber eine Reise nach Hamburg*) kann ich nicht entscheiden, ohne mit gewissen Personen darüber zu conferiren, welche den nächsten Antheil an meinen Entschlüssen haben. Ich lebe hier im Schooße einer Familie, der ich nothwendig geworden bin, — einige andre Verhältnisse, denen ich jedes Opfer bringen muß, wollen mich lieber in Dresden als sonst irgendwo haben, außerdem müßte ich doch der Form wegen mit dem Herzog von Weimar übereingekommen sein, weil mein Aufenthalt in Hamburg ein Engagement ist. Bei guten Bühnen, dünkt mich, hat man auf das Locale nicht soviel Rücksicht zu nehmen. Eine gewisse Fertigkeit oder Fühlbarkeit für das, was in Schauspielen wirkt, die ich in Mannheim und auch hier zu erlangen Gelegenheit hatte, wird bei mir diesen Mangel an Localkenntniß ziemlich ersetzen. Außerdem glaube ich überzeugt zu sein, daß ein Dichter, dem die Bühne, für die er schreibt, immer gegenwärtig ist, sehr leicht versucht

*) Aus den ganz kürzlich erst („Jahreszeiten" Nr. 42, 1853) veröffentlichten Briefen Schillers an Schröder scheint hervorzugehen, daß dieser den Dichter aufgefordert hatte als Theaterdichter nach Hamburg zu kommen.

werden kann, der augenblicklichen Wirkung den dauernden Gehalt aufzuopfern, Classicität dem Glanze, vollends wenn er in meinem Falle ist und noch über gewisse Manieren und Regeln sich nicht bestimmt hat. Auch gewinnt mein Enthusiasmus für die Schauspielkunst sehr, wenn ich mir die glückliche Illusion bewahren kann, welche wegfällt, sobald Coulissen und papierne Wände mich unter der Arbeit an meine Grenzen erinnern. Besser ist es immer, wenn der erste Wurf ganz frei und kühn geschehen kann und erst beim Ordnen und Revidiren die theatralische Beschränkung und Convenienz in Anschlag gebracht wird. Auf diese Art, glaube ich, lassen sich Kühnheit und Wahrheit mit Schicklichkeit und Brauchbarkeit vereinigen. (18. Dcbr. 1786.)

Am 2. Mai 1787.

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball, hat Dich zur Freundin mir gegeben;
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen.
Ein Blick war uns genug,
Und durch die Larve, die ich trug
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug!
Der Anfang unsrer Freundschaft war nur — Schein,
Die Fortsetzung soll Wahrheit sein.
In dieses Lebens buntem Lottospiele
Sind es so oft nur Nieten, die wir ziehn.
Der Freundschaft stolzes Siegel tragen viele,
Die in der Prüfungsstunde treulos fliehn.
Oft sehen wir das Bild, das unsere Träume malen
Aus Menschenaugen uns entgegenstrahlen;
Da rufen wir, der muß es sein!
Wir hoffen es und es ist — Stein!

Den edeln Trieb, der weichgeschaffne Seelen
Magnetisch aneinanderhängt,
Der uns bei fremden Leiden uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt —
Der uns des Lebens schwere Lasten tragen,
Des Todes Schrecken selbst besiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen,
Und leichter selbst das Paradies entbehrt —
Den edeln Trieb, Du hast ihn ganz empfunden,
Der Freundschaft seltnes schönes Loos ist Dein.
Den höchsten Schatz, der Tausenden verschwunden,
Hast Du gesucht — hast Du gefunden,
Die Freundin eines Freunds zu sein.

Auch mir bewahre diesen stolzen Namen;
Ein Platz in Deinem Herzen bleibe mein.
Spät führte das Verhängniß uns zusammen,
Doch ewig soll das Bündniß sein.
Ich kann Dir nichts als treue Freundschaft geben,
Mein Herz allein ist mein Verdienst.
Dich zu verdienen, will ich streben —
Dein Herz bleibt mir — wenn Du das meine kennst*).

---

*) Dieses Gedicht ist (wenn man nicht die Worte an Koch, unter dem 1. Juni: „es ist mir von einem Mädchen der Kopf so warm geworden, daß ich Ihre Adresse vergessen habe", eine Aeußerung über die Verzögerung des Don Carlos unter dem 3. Juni 1787 und die Bemerkung dahin zählen will, die er in dem Briefe vom 17. März 1788 an Körner einfließen läßt: „es giebt wenige Beschäftigungen, die Correspondenz mit dem Fräulein v. A. nicht ausgenommen, bei der ich mir einen so sündlichen Zeitaufwand bewußt war 2c.) die einzig übriggebliebene Andeutung von dem „leidenschaftlichen Einflusse, der ihn in Dresden erfaßte," wie Ch. v. Kalb sich ausdrückt, von der noch nicht aufgeklärten Liebesepisode seines Dresdener Aufenthaltes. Seine Schwägerin Caroline v. Wolzogen schreibt in ihrem „Schillers Leben" darüber: „er besuchte häufig die damals berühmte Schauspielerin Sophie Albrecht, da sie auch die Vertraute einer Leidenschaft war, die ihm eine ausgezeichnete Schönheit einflößte. Auf einer Redoute hatte er das

Um Gottes Willen Bücher! Ich habe des Tages ein halb Dutzend fürchterlich leere Stunden, wo ich melancho=

---

schöne Fräulein zuerst gesehen, sich ihr genähert und war gefällig von ihr aufgenommen worden. Er sah sie bei jener Schauspielerin und durfte sie auch in ihrem eigenen Hause besuchen. Der Mutter schien die Eroberung eines schon damals als ausgezeichnet anerkannten Dichters zu schmeicheln und die Gewalt der Reize ihrer Tochter zu verbürgen. Der unerfahrene leidenschaftliche Jüngling wurde von diesem Zaubernetze umstrickt, das jedoch nur Eitelkeit gewoben hatte. Wenn das gute Kind auch selbst herzlicher Zuneigung fähig war, so mußte sich ihr Gefühl doch immer nur der auf Effect und Glück berechneten mütterlichen Ansicht unterwerfen. An Wahrheit und dauerndes Herzensglück war unter dieser Constellation nicht zu glauben und Schillers Freunde boten alle Macht klarer Einsicht und herzlicher Sorge auf, ihn diesen Fesseln zu entziehen. Die Geliebte hatte ihrem Freunde die Weisung gegeben, daß, wenn er Licht in einem gewissen Zimmer sehe, er nicht ins Haus kommen dürfe, weil sie da in Familiengesellschaft sei. Seine Freunde wußten, daß sie dann von der Mutter begünstigte Anbeter empfing. Der Kampf zwischen Vernunft und Leidenschaft begann, aber ein Zauberblick der Liebe riß ihn wieder hin und die Stimme der ersteren ward überhört. Zeit, Geld und Herzensruhe wurden versplittert. Seine Freunde selbst, so schmerzlich sie seinen Umgang entbehrten, drangen auf seine Entfernung. Die Trennung kostetete dem Mädchen viele Thränen; sie scheint sich gegen ihr Gefühl nur dem Einfluß ihrer Umgebungen hingegeben zu haben. Es ist zu bedauern, daß an sie gerichtete Briefe und Gedichte verloren gegangen sind."

Näheres über die Dame findet sich in G. Kühne's „Europa" Nr. 80. 1853. Da heißt es: „es war Fräulein Maria Henriette Elisabeth von Arnim, welche später den Grafen Erhard Alexander von Kunheim, einen reichen würdigen Mann, heirathete und mit ihm nach Preußen zog, wo er das schöne Rittergut Koschenen bei Friedland besaß. Bei seinem 1815 erfolgten Tode vererbte er den Nießbrauch dieses Gutes auf seine Wittwe, die mit ihm in glücklicher Ehe gelebt hatte, aus welcher aber keine Kinder nachblieben. Sie wohnte daselbst noch Jahre lang und zog

lisch werden müßte, wenn ich sie nicht verlesen könnte. Ich stehe alle Morgen um halb sechs, um fünf Uhr auf, weil ich nicht länger schlafen kann, aber arbeiten kann ich auch nicht vor acht Uhr. (April 1787.)

Ich bin umhergeschweift und habe diese Bewegung sehr nöthig gehabt, denn die Tage auf dem Zimmer haben mir nebst dem Biertrinken, das ich aus wirklicher Desperation angefangen, dumme Geschichten im Unterleibe zugezogen. Wenn ich Motion halber im Zimmer springe, zittert das ganze Haus und der Wirth fragt erschrocken, was ich befehle. (April 1787.)

Die Umstände, die den Carlos diesmal verzögerten, kommen zum Glück nicht gar oft wieder und wenn sie kommen, so kommen sie doch nicht zugleich. Eine Abhal-

---

nachher wieder nach Dresden, wo sie erst den 12. Jan. 1847 gestorben. — Ich habe sie auf ihrem Landsitze kennen gelernt. Seit jener Redoute waren 34 Jahre vergangen und sie mochte die Funfziger überschritten haben. Ihre Züge waren classisch schön, ihr Auge unter dunkeln Haaren feuerig und überaus geistreich, ihr Wesen mit Hoheit und Würde gepaart, ihre Gestalt mehr voll als schlank; man durfte die ihr in ihrer Jugend beigelegte Bezeichnung einer außerordentlichen Schönheit noch in vorgeschrittenen Jahren bestätigt finden. Schillers Bild hing in ihrem Schlafzimmer. Bei uns erzählte man, daß die Unvermögenheit der Familie neben der eigenen Mittellosigkeit Schillers die Verbindung nicht gestattet habe." —

„Es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß dieses Fräulein das Orignal der schönen Griechin im „Geisterseher" ist und daß Schiller in der heißen Liebesglut des Prinzen die seinige schilderte. Sogar auf den Plan des Geistersehers mag dieses Herzensverhältniß eingewirkt haben. Wenigstens ist auch jene Griechin ein leitendes Werkzeug des Betrugs, wie das Fräulein v. A. Das trügerische Netz, dem Schiller selbst entronnen war, warf er im Geisterseher, vergrößert, in das Land der Dichtung."
(Hoffmeister, Schillers Leben. 2. S. 53.)

tung und die stärkste könnte ich nennen, weil sie sehr — menschlich ist, aber ich brauche mein Papier jetzt zu nothwendigeren Dingen. (13. Jun. 1787.)

Ich werde nach Weimar gehen, wo ich einige Monate zuzubringen gedenke. (4. Jul. 1787.)

Weimar.

Ich bin jetzt, wornach ich mich so oft gesehnt habe, in Weimar und wähne in Griechenlands Ebenen zu wandeln. Ich denke hier endlich einmal wieder ein Vaterland zu erhalten. (1787.) Wenn ich aufrichtig sein soll, so kann ich nicht anders sagen, als daß es mir ungemein gefällt und der Grund davon ist leicht einzusehen. Die möglichste bürgerliche Freiheit und Unangefochtenheit, eine leidliche Menschenart, wenig Zwang im Umgang, ein ausgesuchter Zirkel interessanter Menschen und denkender Köpfe, die Achtung, die auf die literarische Thätigkeit gelegt wird, dazu der wenige Aufwand, den ich an einem Orte wie Weimar zu machen habe, warum sollte ich nicht zufrieden sein? (1787.)

Die Erwartung der mancherlei Dinge, die sich mir hier in Weimar in den Weg werfen werden, hat meine ganze Besinnungskraft eingenommen. Ich werde überhaupt bald von den Dingen, die mich umgeben und nahe angehen, betäubt. Das ist jetzt mein Fall. Die vielerlei Verhältnisse, in die ich mich theilen muß, erschrecken meinen Muth und lassen mich die Einschränkung meines Wesens fühlen. (23. Jul. 1787.)

Mein Herzeleid! Man sagt mir, daß ich als Wei-

marscher Rath, sobald ich in der Stadt selbst mich dem Hofe präsentiren wolle, bei dem Adel und den ersten Bürgerlichen Ceremonienbesuche machen müsse. Ob das gleich durch bloße Karten ausgerichtet zu werden pflegt, so stehe ich doch in Gefahr, bei Einigen angenommen zu werden und wenn auch nicht, so ist eine halbe Woche schändlich verloren. — Ich habe ein Logis; es kostet mir vierteljährlich 17½ Thlr. mit den Meubles, viel Geld für zwei Zimmer und eine Kammer. Einen Bedienten, der zur Noth schreiben kann, habe ich für 6 Thlr. angenommen. (31. Jul. 1787.)

Ich soll einen Ruf nach Jena bekommen, ich bin aber mit dieser Idee zerfallen. Meine Unabhängigkeit will ich mir erhalten, vorausgesetzt, daß mir Schriftstellerei ein angenehmes Dasein verschaffen kann. Dies muß sich nach Verfluß eines Jahres entscheiden, wo ich alsdann wissen werde, wie leicht oder schwer, wie fruchtbar oder arm meine Feder und wie günstig oder abhold das Glück mir sein wird. Für meine spätern Jahre freilich muß mir immer irgend eine Zuflucht in einer academischen Wissenschaft bleiben. (29. Aug. 1787.)

Uebrigens frage ich nach Niemanden hier und gehe sehr wenig aus. Wohin ich sehe, pflegt jeder dasselbe zu thun. So viele Familien, so viele abgesonderte Schneckenhäuser, aus denen der Eigenthümer kaum herausgeht um sich zu sonnen. In diesem Stücke ist Weimar ein Paradies. Anfangs habe ich mir alles zu schwer, zu wichtig vorgestellt; ich habe mich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß gehalten. (10. Septbr. 1787.)

Meine jetzigen Verbindungen in Weimar lassen es

nicht zu, daß ich diese Stadt verlasse, ich muß also die Reise *) verschieben. (25. Septbr. 1787.)

Die Damen in Weimar sind ganz erstaunlich empfindsam; da ist beinahe keine, die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte, erobern möchten sie alle gern. Man kann hier sehr leicht zu einer Angelegenheit des Herzens kommen, welche aber freilich bald genug den ersten Wohnplatz verändert... Ein Wesen wie Wielands Tochter könnte mich, glaube ich, glücklich machen, wenn sie soviel Egoismus hätte, glücklich sein zu können ohne glücklich zu machen und an dem Letzteren zweifele ich sehr. Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein. (19. Novbr. 1787.)

Es ist möglich, daß ein interessantes Mädchen mir aufgehoben sein kann, aber das Schicksal läßt es mich vielleicht erst nach 6—8 Jahren finden. Nach meinem dreißigsten Jahre heirathe ich nicht mehr. Schon jetzt habe ich die Neigung dazu nicht mehr. Eine Frau, die ein vorzügliches Wesen ist, macht mich nicht glücklich, oder ich habe mich nie gekannt. (23. Novbr. 1787.)

In Rudolstadt habe ich einen Tag mich aufgehalten und eine liebenswürdige Familie kennen gelernt: eine Frau von Lengenfeld lebt da mit einer verheiratheten und einer noch ledigen Tochter. Beide sind — ohne schön zu sein — anziehend und gefallen mir sehr. (23. Novbr. 1787.)

Ich war auch wieder in der Gegend, wo ich von 1782 bis 1783 als ein Einsiedler lebte. Damals war ich

---

*) Nach Hamburg, wo Don Carlos am 30. Aug. aufgeführt worden war und wo er den großen Schauspieler Schröder zu sehen wünschte. (S. Jahreszeiten 1853, Nr. 42.)

noch nicht in der Welt gewesen; ich stand so zu sagen schwindelnd an ihrer Schwelle und meine Phantasie hatte ganz erstaunlich viel zu thun. Jetzt nach fünf Jahren komme ich wieder, nicht ohne manche Erfahrungen über Menschen, Verhältnisse und mich. Jene Magie war wie weggeblasen. Ich fühlte nichts. Keiner von allen Plätzen, die ehemals meine Einsamkeit interessant machten, sagte mir jetzt etwas mehr. Alles hat seine Sprache an mich verloren. An dieser Wandlung sah ich, daß eine große Veränderung mit mir selbst vorgegangen war. Und mußte sie nicht? Wie viele neue Gefühle, Schicksale und Situationen lagen in diesem Zeitraum! (8. Decbr. 1787.)

Mein Leben geht einen höchst ruhigen und dabei sehr thätigen Gang unter der Last von Folianten und staubigen Autoren. Ich bin wachsamer als ich nie war und jeder Tag hat für mich zwölf arbeitsvolle Stunden und sehr oft auch einige mehr. Nur Abends gehe ich aus. Alles macht mir Glückwünsche, daß ich mich in die Geschichte geworfen und am Ende bin ich ein solcher Narr es selbst für vernünftig zu halten. Es giebt mir ungemein viel Genuß bei der Arbeit und auch die Idee von etwas Solidem unterstützt mich dabei; denn bisher war ich doch fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat. Meine niederländische Rebellion kann ein schönes Product werden und wahrscheinlich wird es viel thun. (19. Decbr. 1787.)

Ich fühle mich in meiner jetzigen Lage nicht glücklich. (17. Jan. 1788.) Ich erinnere mich, wie mir vor sieben Jahren in Weimar alles Geld bis auf 2 Groschen Porto ausgegangen war. (22. Aug. 1795.) Es ist mir leichter

um das Herz, weil ich ohne Mühe, d. h. ohne mich zu überspannen, jetzt mehr erwerbe als ich aufgehen lasse. Ich bin also auf dem Wege der Besserung und so langsam vielleicht auch mein Schuldenbezahlen geht, so geht es doch und das ist mehr als ich seit 29 Jahren erinnern kann. (16. April 1788.)

Vor einigen Wochen ist durch die vierte Hand die Anfrage aus der fränkischen Reichsstadt Schweinfurt an mich ergangen, ob ich dort nicht eine Rathsherrnstelle mit leidlichem Gehalte, verbunden mit einer Frau von einigen tausend Thalern, die, setzt man hinzu, an Geistes- und äußerlichen Vorzügen meiner nicht unwerth sei, annehmen wolle. Die Stelle soll mich wöchentlich nur zwei oder drei Stunden kosten und dergleichen Vortheile mehr. Wahrscheinlich ist das Ganze die Idee der Person, die ich heirathen sollte. (25. April 1788.)

Hier (in Weimar) erscheine ich mir ein abgerissenes Wesen; in der Folge werden wohl einige der Hiesigen mir wieder lieb werden, aber meine besten Augenblicke werden diejenigen sein, wo ich des schönen Traumes von diesem Sommer mich erinnere. Ich fürchte es, denn Wehmuth wird sich immer in diese Empfindungen mischen und glücklich ist man doch nicht, wenn man nicht in der Gegenwart genießt. Ich habe mir die Trennung durch Vernünfteleien zu erleichtern gesucht, aber sie halten die Probe nicht aus und ich fühle, daß ich einen Verlust an meinem Wesen erlitten habe. (14. Novbr. 1788.)

Rudolstadt und diese Gegend überhaupt soll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden, denn seit geraumer Zeit geht mir's wie dem Orest in Goethes Iphi-

genie, den die Eumeniden herumtreiben, den Muttermord freilich abgerechnet und etwas anders dafür gesetzt, das freilich auch nicht viel besser ist. (1788.)

Arbeit ohne Geistesgenuß! (28. December 1788.) Ich bin dazu verdammt, mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse. Ich habe noch nie eine so große Versuchung gefühlt, ein neues Schauspiel anzufangen als diesen Winter — gerade weil es die Umstände verbieten. (26. Jan. 1789.)

Vor einer Stunde schickte mir Goethe das Rescript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten, zum Professor der Geschichte in Jena ernannt zu werden. Man hat mich hier übertölpelt. Meine Idee war es immer, aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu meiner bessern Vorbereitung verstreichen lassen. Goethe sagte mir zwar docendo discimus, aber die Herrn wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist. Dazu kommen allerlei Unkosten; magister philosophiae muß ich auch werden. (15. Decbr. 1788.) Mein einziges Absehen bei der Sache ist, in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine bessere Versorgung finden kann. Mit 400 Thlrn. kann ich gemächlich leben; es hetzt mich während eines Jahres in academische Berufsgeschäfte ein und giebt mir gewissermaßen einen gelehrten Namen, der mir nöthig ist, um gesucht zu werden. (18. Decbr. 1788.)

Es ist beinahe richtig, daß ich als Professor der Geschichte nächstes Frühjahr nach Jena gehe. So sehr es im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt, so wenig bin

ich von der Geschwindigkeit erbaut, mit der es betrieben wird. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich zurücktreten. Man hatte mich vorher sondirt und in drei Wochen ist es vielleicht entschieden. Also die schönen Paar Jahre meiner Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin und Alles soll ein heilloser Katheder ersetzen. Ist indeß nur erst ein Jahr überstanden, so liest sich's alsdann im Schlafe und ich habe meine Seele wieder frei. Ich lobe mir die goldene Freiheit. In der neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus. (28. Decbr. 1788.) Mit dem Jahre 1788 hat meine bisherige weltbürgerliche Lebensart ein Ende und ich werde in diesem als ein unnützer Diener des Staates erscheinen. (1. Jan. 1789.)

Es liegt mir Alles daran, binnen zwei Jahren zu einer B e s o l d u n g zu gelangen, die mich in Ansehung meiner Existenz sichert und einen gründlichen Fonds zur Tilgung meiner Schulden giebt. Diese letztern verbittern mir das Leben und bei dieser Seelenlage ist es ganz und gar um schriftstellerische Thätigkeit gethan. Ich schmachte nach Ruhe, nach Freiheit. (5. Jan. 1789.) — Diese Professur soll der Teufel holen! Sie zieht mir einen Louisdor nach dem andern aus der Tasche. Der Magisterquark soll auch über 30 Thlr. kosten. (17. Jan. 1789.)

Schütz schrieb mir vor einigen Tagen, daß ich besser

thun würde, wenn ich mir das Magisterdiplom noch vor meiner Ankunft hierher (nach Weimar) schicken ließe, weil dies mir mancherlei Ceremonien ersparte. Ein Brief an den Decanus der philosoph. Facultät und eine lateinische Epistola petitoria mit 43 Thlrn. beschwert, würden die Sachen abthun. Nun bin ich aber in Universitäts-Sachen durchaus Fremdling und weiß nicht einmal, wie ich die Facultät anzureden habe und dergl. Um diese Sache nicht allzu poetisch zu behandeln und mich doch nach einer herkömmlichen Form zu richten, wollte ich Sie, dem dergl. Sachen schon durch die Hände gegangen sind, um Ihre Meinung bitten. Macht es Ihnen nicht zu viel Mühe, so haben Sie doch die Güte und werfen mir Titel und Formular betreffend ein Schema aufs Papier, nach dem ich meinen latein. Bettelbrief abfassen kann. Suchen Sie im Hintergrund Ihres Gedächtnisses nach einigen veralteten Gebräuchen, um einem guten Freund damit auszuhelfen. Ist Ihnen zugleich bekannt, wer dermalen Decan der philos. Facultät ist, so haben Sie noch die Güte, mir ihn zu nennen und damit allen meinen derartigen Verlegenheiten auf einmal abzuhelfen.*)

Da ist ein Exemplar von meinem Diplom, zum Lachen, wie ich in einem solchen lateinischen Rocke aussehe. Uebrigens ist es ein theuerer Spaß, denn er kostet mir 50 Thlr. (30. Apr. 1789.)

Der Abschied von den schönen freundlichen Musen ist immer hart und schwer und die Musen — ob sie schon Frauenzimmer sind — haben ein rachsüchtiges Gemüth. Sie wollen verlassen, aber nicht verlassen werden und

---

*) Bisher ungedruckt.

wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, so kommen sie nachher auf kein Rufen mehr zurück. (3. Jan. 1789.)

Um mich des neuen Faches, in das ich mich jetzt einlasse, zu bemächtigen, daß ich meine eigene Zufriedenheit verdiene und gründlich darin wirken kann, muß ich zwei, drei Jahre jeder andern Thätigkeit absterben und in einem Schwall von mehr als tausend geist- und herzlosen alten Schriften herumwühlen. Das ist doch in der That traurig für mich. Dazu kommt, daß mir in Jena keine Vortheile geboten werden können, mich schadlos zu halten und mir eine angenehme Unabhängigkeit zu verschaffen. In der That ist es von meiner Seite nichts anders als eine heroische Resignation auf alle Freude in den nächsten drei Jahren, um für meinen Geist in der Folge allenfalls eine leichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu sein, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Producten meines Geistes abhängig sein. Dazu könnte mich aber nur dieser Schritt führen und darum habe ich ihn gethan. (3. Jan. 1789.)

Ich sehe täglich mehr ein, daß ich diesen Schritt nicht anders als unter den entschiedensten ökonomischen Vortheilen hätte thun sollen; eine sehr ansehnliche Verbesserung von dieser Seite wäre vielleicht diese Aufopferung von Zeit und Freiheit werth gewesen, aber wie die Sachen stehen, habe ich blos Aussicht und für den Augenblick positiven Verlust. (26. Januar 1789.)

Die Zeit kommt nun heran, daß ich meine Bude in Jena öffnen muß und über dem verwünschten „Geisterseher" habe ich noch nicht daran denken können, was ich den Herrn Studenten in dem ersten Collegium vorsetzen werde;

nun muß ich mich aber über Hals und Kopf beeilen, daß ich auch für meinen Beruf (Gott verzeihe mir's!) Zeit übrig behalte. (April 1789.)

Jena.

Vorgestern, als den Montag, bin ich in Jena eingezogen. Mein Logis habe ich über Erwartung gut gefunden. Es sind drei Piecen, die in einander laufen, ziemlich hoch, mit hellen Tapeten, vielen Fenstern. Meubles habe ich reichlich und schön: zwei Sophas, Spiegel, drei Commoden und 1½ Dutzend Sessel mit rothem Plüsch. Eine Schreibcommode habe ich mir selbst machen lassen, die mir zwei Carolin kostet; dies ist, wonach ich so lange getrachtet habe, weil ein Schreibtisch doch mein wichtigstes Meubel ist. Zwei alte Jungfern haben mir das Logis vermiethet, die sehr dienstfertig, aber auch sehr redselig sind. Die Kost habe ich auch bei ihnen auf meinem Zimmer, zwei Groschen das Mittagsessen. Ueber 450 Thlr. werde ich schwerlich brauchen. Ich bin nicht ohne Verlegenheit öffentlich zu reden. Wenn übrigens meine erste Vorlesung zweckmäßig, gut und interessant geräth, so giebt mir dieses allein einen gewissen Muth, sie desto unerschrockner abzulegen. (13. Mai 1789.)

Vorgestern, als den 26., habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer bestanden, und gleich gestern wiederholt. Meine Stunden sind von Abends 6—7. Halb sechs Uhr war das Auditorium voll, das vielleicht hundert Personen fassen kann. Ich sah Trupp über Trupp herankommen. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, hatte ich doch an der wachsenden Zahl Vergnügen und mein Muth nahm eher zu. Aber die Menge

wuchs allmälig so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Ich ließ vorschlagen, ein größeres Auditorium zu nehmen. Alles stürzte hinaus und in hellem Zuge die Straße hinunter, die ganz von Studenten besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um einen guten Platz zu bekommen, kam die Straße in Allarm und Alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte es sei Feuerlärm und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Ich folgte in einer kleinen Weile nach und es war mir als wenn ich in der Stadt Spießruthen liefe. Das Auditorium kann 3 bis 400 Menschen fassen. Voll war es so sehr, daß ein Vorsaal und noch die Flur bis an die Hausthür besetzt war. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, das hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn. Mit den zehn ersten Worten war ich im ganzen Besitz meiner Contenance und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Meine Vorlesung machte Eindruck; den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden; ich bekam eine Nachtmusik. Den andern Tag war das Auditorium ebenso besetzt und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich setzte. Doch habe ich beidemale meine Vorlesung abgelesen und nur wenig bei der zweiten extemporirt. Indeß kann ich dem Vorlesunghalten noch keinen rechten Geschmack abgewinnen. Bei der zweiten waren 480 Zuhörer und gegen 50 hatten keinen Platz gefunden. (28. Mai 1789). Gestern habe ich die dritte Vorlesung vor fast 500 Zuhörern gehalten. Bis jetzt hat mein Vortrag durch seinen Glanz und seine Neuheit geblendet. Meine Vorlesungen kosten mich noch erstaunlich viel Zeit und Mühe, sowohl

weil ich selbst erst lernen muß als auch weil mir die Sache unter der Hand wichtiger wird als ich sie für den Augenblick brauche und ich die Gedanken doch nicht fahren lassen mag. (11. Juni 1789).

Der Anfang der Vorlesungen überraschte mich deshalb fast unvorbereitet, weil ich in den ersten Wochen meines Hierseins die Zeit sündlich verschwenden mußte. Einige unter den Professoren interessiren mich. Unser hiesiges Frauenzimmer taugt wenig. Uebrigens führe ich ein behaglicheres Leben als sonst irgendwo, wo ich mich häuslich niederließ. Ich schöpfe Vergnügen aus dem Gedanken, daß ich hier zu Hause bin und hänge auch mehr mit der Welt zusammen, die mich umgiebt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. In meine Lage weiß ich mich ziemlich gut zu finden und meine Contenance hat mich keinen Augenblick verlassen. Auch meine Stimme hat sich gut gehalten und den ganzen Hörsaal ausgefüllt, ohne mich zu sehr anzustrengen. Ich lese zwei Tage hintereinander und dann die Woche nicht mehr, wodurch ich fünf freie Tage gewinne. (30. Mai 1789).

Ich mache doch täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit diesem Volk hier zu leben. Alles ist so alltägliche Waare und die Frauen besonders sind ein trauriges Geschlecht. Hier heben uns Götter und Göttinnen der Schönheit verlassen, denn die grimmigen Gesichter der Gelehrten verscheuchen Alles was Freiheit und Freude athmet. (24. Jun. 89).

Ich muß alle Tage eine ganze Vorlesung machen und wörtlich niederschreiben, also jeden Tag fast zwei gedruckte Bogen, ohne die Zeit, die auf Lesen und Excerpiren hingeht. Mein äußerst schwaches Gedächtniß nöthiget mich dazu. — Mein Privatum ist äußerst miserabel ausgefallen,

woran ich zum Theil selbst schuld bin. Es wurde zu spät angeschlagen. (10. Novbr. 89).

Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, so könnte ich leben wo ich wollte, könnte noch weit besser als jetzt meinen Plan zu einem Etablissement verfolgen, wenn meine ganze Zeit mein wäre. Im Aeußern habe ich mich ganz und gar nicht verbessert, im Gegentheil, ich habe Verlust erlitten und mir heillose Bekanntschaften aufgebürdet, Verhältnisse, die mir zuwider sind. Wenn der Coadjutor für mich handeln will, lege ich bei dem nächsten Anlaß meine Jenaische Professur nieder. Auch im Preußischen will ich etwas anknüpfen und nicht leid wäre mir's, in einem halben Jahre es durchzusetzen, daß ich in Wien wäre. Auch Mannheim wäre mir lieb, ein lieblicher Himmel und eine freundliche Erde; freilich beging ich da manche Thorheiten und mit Beschämung würde ich meine Liebe da herumwandeln sehen, wo ich, ein armer Thor, mit einer miserabeln Leidenschaft im Busen herumgewandelt bin. Heute, an meinem Geburtstage, habe ich mein erstes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten, was mir natürlich lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu und noch verlegener als ich. Er retirirte sich gleich wieder. (10. Nov. 1789).

Mit dem academischen Senat kann ich Händel bekommen und werde sie nicht vermeiden. Was für Erbärmlichkeiten! Weil ich auf dem Titel meiner gedruckten Vorlesung mich einen Professor der Geschichte nannte, so hat sich der Professor Heinrich beklagt, daß ich ihm zu nahe getreten sei, weil ihm die Professur der Geschichte namentlich übertragen sei. Ich bin (das ist wahr, aber ich hab' es erst

jetzt erfahren) nicht als Prof. der Geschichte, sondern der Philosophie berufen, aber das Lächerliche ist, daß die Geschichte nur ein Theil der Philosophie ist und daß ich also, wenn ich das Eine bin, das Andere nothwendig sein muß. Es ist soweit gegangen, daß sich der Academiediener erlaubt hat, den Titel meiner Rede von dem Buchladen, wo er angeschlagen war, wegzureißen. Ich lasse es jetzt untersuchen, ob er's für sich und auf seine Gefahr gethan hat, und je nachdem das ausfällt, werde ich meine Maßregeln nehmen, denn so lächerlich mir dieses Verhältniß ist, so wenig lasse ich mir etwas zu viel geschehen. (**10.** Nov. **1789.**)

Aller Eifer hat mich verlassen und es reut mich so viel Haare ich auf dem Kopfe habe, nicht dieses und das folgende Jahr meine Unabhängigkeit behalten zu haben. (**23.** Nov. **1789.**)

Das Ausarbeiten der Vorlesungen habe ich aufgegeben und spreche jetzt frei und aus dem Stegreife. Dadurch werden täglich einige Stunden gewonnen und die Facta prägen sich meinem Gedächtniß besser ein, wenn ich mich auf dasselbe mehr verlassen muß. Sechszig Thaler habe ich doch jetzt für das Collegium eingenommen. (**1.** Feb. **1790.**)

Liebe und Heirath.

Es bleibt dabei, ich heirathe. Alle meine Triebe zum Leben und zur Thätigkeit sind abgenutzt, diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das m i r gehört, das ich glücklich machen k a n n und m u ß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Mein Gemüth ist ver-

wüstet, mein Kopf verfinstert, alles Dies nicht durch äußres Schicksal, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von Neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen. Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüten drohen abzufallen. Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die Freude genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe freier wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur umhergeirrt und habe als Eigenthum nichts besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz und das ist das Einzige, was ich noch hoffe. Uebrigens bin ich noch ganz frei und das ganze weibliche Geschlecht steht mir offen. (7. Jan. 1788.)

Eine Frau habe ich noch nicht, aber gebe Gott, daß ich mich nicht ernsthaft verplempere. (15. Feb. 1788.)

Seit acht Tagen bin ich in Volkstedt, eine kleine halbe Stunde von Rudolstadt, in einer sehr bequemen, reinlichen, heitern Wohnung, in einem Hause, das besser als sonst auf dem Lande üblich, gebaut ist. Es gehört einem wohlhabenden Mann, dem Cantor des Ortes. In der Stadt habe ich an der Lengefeldschen-Beulwitzschen Familie eine angenehme Bekanntschaft, doch werde ich eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus und eine ausschließliche an irgend eine einzelne Person aus dem-

selben sehr ernstlich zu vermeiden suchen. Es hätte mir etwas der Art begegnen können, wenn ich mich mir selbst hätte überlassen wollen, aber jetzt wäre es gerade der schlimmste Zeitpunkt, wenn ich das bischen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf und Herz und meine Geschäfte gebracht habe, durch eine solche Distraction wieder über den Haufen werfen wollte. (26. Mai 1788.)

Die Trennung von diesem Hause wird mir schwer werden, vielleicht desto schwerer, weil ich durch keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die sich allmälig gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und werth geworden und ich bin es ihnen. Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei und doch ist sie bei beiden dem Verstande subordinirt und durch große Geistescultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz frei von einer gewissen coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen giebt als drückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen; hier kann ich es nach Herzenslust und ebenso leicht wieder auf Possen überspringen. (27. Jul. 1788.) Mein Herz ist frei. Ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Gesetz machte; ich habe meine Empfindungen durch V e r t h e i l u n g geschwächt und so ist sie als Verhältniß innerhalb der Grenzen einer herzlichen vernünftigen Freundschaft. (14. Nov. 1788.) Den Winter werde ich einsam in Weimar leben, weil ich alle meine Zeit zusammennehmen will. Es ist viel stilles Vergnügen in dieser Existenz. Besonders die Abende sind mir lieb, die ich sonst sündlich in Gesellschaft verloren habe. Jetzt sitze ich beim Thee und einer Pfeife und da denkt und arbeitet sich's gar herrlich. (19. Nov. 1788.)

So sehr ich das Vergnügen meiner Freunde liebe, so wünsche ich meine beiden Freundinnen doch so selten wie möglich auf Bälle. Ich weiß nicht warum, aber ich habe aus eigener Erfahrung, daß ein Vergnügen, das das Blut so unordentlich erhitzt und das die besseren Menschen den Armseligen so nahe bringt und mit ihnen vermischt, die feinern Gefühle und die edelern Genüsse des Geistes gern auf eine Zeit lang hinwegschwemmt. Ich kann mich einer geheimen Furcht nicht erwehren, wenn ich das, was mir lieb ist, durch eine Reihe fliegen sehe, die mir nicht lieb ist. Wenn ich es könnte, ich würde so ungerecht sein, beide Damen allen andern Menschen zu mißgönnen. Ich weiß wohl, daß ich kein Recht dazu habe, aber es ist etwas sogar Schönes, sich das, was einem lieb ist, als sein Eigenthum zu denken. (1788.)

Längst schon haßte ich meine isolirte Existenz; es ist eine nothwendige Bedingung meiner Glückseligkeit, mich als den Theil eines Ganzen zu fühlen. Alle Bitterkeiten, die von jeher in mein Leben gemischt worden sind, haben keine andere Quelle gehabt, als meine Einsamkeit in dieser geselligen Schöpfung, und die vielen fehlgeschlagenen Versuche, die ich angestellt habe, ihr zu entfliehen, haben sie mir nur drückender und unleidlicher gemacht. (1788.)

Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden. Ich habe dort viele schöne Tage verlebt und ein sehr werthes Band der Freundschaft geknüpft. (Nov. 1788.)

Seit ich wieder in Weimar bin, war ich von Arbeiten, die mir noch nicht recht ans Herz wollten, gespannt und zusammengedrückt. Heute (an ihrem Geburtstage) war der erste Tag, wo ich mein Wesen wieder in einer

lebendigen Bewegung fühlte. Ich überließ mich süßen, dichterischen Träumen; alle erwärmenden Ideen wachten wieder auf. Und dieses Vergnügen danke ich ihr. Sie ist die Heilige des Tages und es freut mich noch einmal so sehr, wenn ich es aus einer so lieben Quelle empfange. Ich lasse jetzt die Ideen, die der schöne Rudolstädtsche Sommer in mir getrieben und zum Keimen gebracht hat, in stillen Augenblicken eine nach der andern an mir vorüberziehen und beschwöre sie wie Schröpfer seine Geister. Ich freue mich lebhaft auf den nächsten Sommer und möchte die Zeit diesen Winter nur recht rasch und sich außer Athem laufen, daß sie darnach den Sommer nicht recht fortkann. Aber die Zeit ist ein kaltes fühlloses Ding, das von Freude und Leid der Menschen keine Notiz nimmt und für lauter Eigensinn immer langsamer geht, jemehr man es fortstößt, und wenn sie uns ja einmal eine solche Gefälligkeit erweist, so ist sie von dem kleinen Capital unseres Lebens gestohlen. (22. Novbr. 1788.)

Mir macht das winterliche Wetter mein Zimmer und meinen stillen Fleiß desto lieber und leichter. Ich liebe mein stilles Leben und bin diese Woche nur einmal ausgekommen. (11. Decbr. 1788.)

Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft. Ist es Ahnung? oder ist es nur schwarze Laune? Ich denke mit Verwunderung nach, was in einem Jahre doch Alles geschehen kann. Heute vor einem Jahre war sie für mich so gut als gar nicht in der Welt und jetzt sollte es mir schwer werden, mir die Welt ohne sie zu denken. (1788.) Sie gehört zu meiner Seele und nie werde ich sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde. (1788.)

Ich möchte ihr oft gern viel sagen und wenn ich von ihr gehe, habe ich nichts gesagt; bin ich bei ihr, so fühle ich nur, daß mir wohl ist und ich genieße es mehr still, als daß ich es mittheilen könnte. (1788.)

Könnte mir Jemand eine Frau mit 12,000 Thlrn. verschaffen, mit der ich leben, an sie mich attachiren könnte, so wollte ich in 5 Jahren eine „Fridriciade", eine classische Tragödie und ein halbes Dutzend schöner Oden liefern. (9. März 1789.)

In Gedanken uns nahe sein zu dürfen, ist ja beinahe Alles, was das Schicksal uns zu gönnen scheint. Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum und kein ganz fröhlicher Traum, denn nie hatte ich soviel sagen wollen als damals und nie habe ich weniger gesagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder. So oft ist mir dieses schon begegnet und nicht immer konnte ich äußerliche Hinderungen anklagen. Kaum sollte man es denken, daß oft auch die übereinstimmendsten Menschen — die einander so schnell und leicht auffassen und so lebendig in einander leben — wieder einen so weiten Weg zu einander haben. So nah und doch so fern! — Wie viel Muth brauch ich, um dieses freudenlose Dasein fortzusetzen — und allein von den Gütern der Phantasie zu leben. Hier ist auch gar kein Mensch, an den ich mich als Freund anschließen könnte. Ich bin wie Einer, der an eine fremde Küste verschlagen worden und die Sprache des Landes nicht versteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beseelenden Berührung und, durch keinen Gegenstand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt sich mein Gefühl an wesenlosen Idealen. (24. Jul. 1789.)

Ich weiß nicht, wie mir ist. Mein Blut ist in Bewegung. Es ist das erstemal, daß ich so lang zurückgehaltene Empfindungen ausgießen konnte. Ich fühle in diesem Augenblicke, daß ich keines der Gefühle verloren habe, die ich dunkel in mir ahnete. Ich fühle, daß eine Seele in mir lebt, fähig für Alles was schön und gut ist. Ich habe mich selbst wieder gefunden und lege Werth auf mein Wesen, weil ich es der Geliebten widmen will. Ihr sollen alle meine Empfindungen gehören, alle Kräfte meines Wesens ihr blühen. In ihr will ich leben und meines Daseins mich freuen. Ihre Seele ist mein und die meinige ihr. Noch freilich mißtraue ich einer Hoffnung, einer Freude, von der ich noch gar keine Erfahrung habe; möge meine Freude auch bald von dieser Furcht ganz rein sein. (3. Aug. 1789.)

Wie ungenügsam sind doch unsere Wünsche! Wie viel hätte ich vor einem Monate um die bloße Hoffnung dessen gegeben, was jetzt schon in Erfüllung gegangen ist, um einen Blick in ihre Seele! Und jetzt, da ich Alles darinnen lese, was mein Herz lange wünschte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor und ich erschrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen soll. Wie kurz ist der Frühling des Lebens, die Blütezeit des Geistes und von diesem kurzen Frühlinge soll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das besitze was mein ist. Unerschöpflich ist die Liebe — und wenig sind der Tage des Lenzes. Was wir einander nie gestanden, waren wir längst einander, aber jetzt erst genieße ich alle unsere vergangenen Stunden. Ich durchlebe sie noch einmal und Alles zeigt sich mir jetzt in einem schöneren Lichte. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnsinn zu statten, der mich so oft aus der Gegenwart entrückte. Die Gegenwart ist leer und traurig um mich

herum und in ungeborenen Fernen blühen meine Freuden. Die Resignation, die Genügsamkeit, die eine Stärke weiblicher Seelen ist, kann ich mir nicht geben. Ungeduldig strebt die meinige Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist. (25. Aug. 1789.)

O was für himmlisch schöne Tage öffnen sich für uns! In ihrer ganzen Fülle darf ich sie mir jetzt kaum denken, wenn mein Wesen nicht für die Wirklichkeit ganz unbrauchbar werden soll. Ich fühle, daß in manchen Stunden nichts in mir geblieben ist, als die Kraft zu etwas Besserem. Behalte die Geliebte dieses Vertrauen zu meinem Wesen, wenn auch Wolken über meine Seele gehen und Alles verhüllen. Ich kann nicht leicht und frei vor ihr existiren, wenn die Sorge nicht ganz aus mir gebannt ist, verkannt oder mißverstanden zu werden. An meinem Wesen haben Schicksale sehr gewaltsam gezerrt. Durch eine traurige düstere Tugend schritt ich ins Leben hinein und meine herz- und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte schöne Bewegung der ersten werdenden Gefühle. Den Schaden, den dieser unselige Anfang des Lebens in mir angerichtet hat, fühle ich noch heute, ich fühle ihn in diesem Angenblicke, denn ohne ihn würde selbst dieses Mißtrauen mich nicht martern ... In mir ist nichts zu finden als die Kraft zum Vortrefflichen und ein begeisterter Wille, es zu üben .. Die schöne Seele der Geliebten will ich auffassen, ihre schönen Empfindungen verstehen und erwidern, aber ein Mißton in der meinigen darf sie weder betrüben noch befremden. Diese fremden Gestalten meines Gemüthes sind dann von Außen hereingekommen; die Spuren der Gestalten, die von frühen Jahren an bis jetzt mich umgaben, konnte mein besseres Wesen nicht ganz von sich scheiden. Bei allen meinen Mängeln wird die Geliebte im-

mer finden, was sie einmal in mir liebte. Meine Liebe wird sie in mir lieben. (25. Aug. 1789.) — Ich dachte mir eben, wie schön es wäre, wenn ich nur von einem Zimmer in das andere zu gehen brauche, um bei ihr zu sein. Ach, wenn jedes aufglimmende Gefühl meiner Seele sogleich in ihr Herz überströmen kann! (29. Aug. 1789)

Schon der Gedanke, daß wir uns einmal weniger waren, schlägt mich nieder. Meine Liebe muß hinter sich wie vor sich Ewigkeit sehen. Jetzt sehe und kenne ich keine andere Trennung mehr als diejenige, die uns von Allem, also auch von jeder Erinnerung scheidet. Mein ganzes zeitliches und ewiges Leben ist an diesem einzigen Haar befestiget und reißt dieses, so habe ich auch nichts mehr zu verlieren. Die Mohamedaner kehren, wenn sie beten, ihr Gesicht nach Mecca; ich werde mir einen Katheder verschaffen, wo ich das meinige gegen Rudolstadt wenden kann, denn dort ist meine Religion und mein Prophet. (1. Septbr. 1789.)

Wie eine Glorie schwebt die Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Aether, in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist ein schönerer Spiegel der immer bleibenden Gestalt. Nie hab ich es noch so sehr empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmuth, in die sie sich kleidet, ist nur der Widerschein der innern Anmuth in der Seele ihres Beschauers und großmüthig küssen wir den Spiegel, der uns mit unserem eigenen Bilde überrascht. Wie oft ging mir die Sonne unter und

wie oft hat meine Phantasie ihr Phantasie und Seele geliehen, aber nie, nie als jetzt habe ich meine Liebe in ihr gelesen. Auch habe ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat*) und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wiederfinde. Meine Seele ist gar oft mit Scenen der Zukunft beschäftiget: unser Leben hat angefangen, der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und süße Hoffnung durch die Erfüllung, und getragen durch dieses himmlische Paar, verfliegt unser goldenes Leben. (12. Septbr. 1789.)

Es ist mir eigentlich so wohl, daß ich mich mit keinem hiesigen Menschen vermische. Der Gedanke an sie ist meine Gesellschaft, immer gleich neu und immer gleich wohlthätig für mich. An diesem kurzen Bande geht mein Leben und ich kann ihm nicht weit entfliehen, so zieht es mich an den einzigen schönen Punct meines Lebens, ach meines ganzen Daseins, zurück. (26. Octbr. 1789.)

Heute mein Geburtstag. — Der Tag in Lauchstädt, jener Morgen, wo ein so langes schmerzhaftes Stillschweigen endlich brach, wo das entscheidende Wort gesprochen wurde, das mein ganzes Wesen umkehrte, jener Morgen ist mir ein weit lieberer, schönerer Tag als der 10. Novbr. Was läge mir an meiner Geburt, wenn ich nicht zur Freude geboren wäre? (10. Novbr. 1789.)

---

*) Die Frau von Lengefeld war mit ihren Töchtern im Bade zu Lauchstädt. Schiller wollte in Leipzig mit Körner zusammentreffen. Er kam nach Lauchstädt und da tauschte er mit Charl. von Lengefeld das Geständniß der Liebe.

Sehnsucht ist kein Leben. Schatten der Einbildung sind keine Genüsse. Der Mensch besitzt nicht, was er nur in seiner Seele empfindet. Er muß es herausstellen in das lebendige Sein und außer sich anschauen. So geht es mir mit der Glückseligkeit unserer Liebe, die sich so lieblich in meiner Seele malt. Unaufhörlich ringt dieses Bild in mir nach Wirklichkeit und Leben, denn obgleich in mir, bleibt es doch noch immer weit von mir, so lange ich es nicht in ihren Augen lese, an ihrem Herzen empfinde. Für eine genügsame stille Seele ist dieses Verhältniß eine Quelle des Glücks, für ein Herz, das mit seinen Wünschen nicht über die Gegenwart hinausstrebt. Die süße Ueberzeugung, daß sie mein ist, sollte mir das Leben erheitern. Aber es ist nicht so. Ich kann eine Glückseligkeit, die ich so lebendig wie diese erkenne, nicht mit leidender Seele erwarten. Unsere Einbildung zeigt ihre Früchte so schnell und die Zeit bringt sie langsam zur Reife. (14. Novbr. 1789.)

Ich hätte nicht geglaubt, daß das Glück, das die Liebe auch schon in fernen Ahnungen mir gewährt, in meiner Seele sich erhöhen könnte; aber mit jedem Tage wird es reicher und unerschöpflicher, — ach die Liebe ist das Einzige in der Natur, wo auch selbst die Einbildungskraft keinen Grund findet und keine Grenzen sieht.. Die Seele der Geliebten muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf muß sie sein; ihre Blüte muß in den Frühling meines Lebens fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hätte sie mir die schöne Freude weggenommen, sie für mich aufblühen zu sehen... In Jena könnte ich es noch nicht möglich machen, mit Lottchen zu leben, denn ich weiß was ich von dem Herzoge erhalte, wenn es äußerst glücklich geht und dieses reicht nicht hin, denn es ist noch

nicht alles mein was ich einnehme, leider! (15. Novbr. 1789.)

Ich kann den Menschen und Dingen den tiefen Abstand nicht verzeihen, in welchem sie zu dem himmlischen Ideal meiner Liebe stehen. Und daß sie sich doch eindrängen in unsern Kreis und uns an einer Glückseligkeit hindern, die sie nicht fähig sind uns zu ersetzen, das macht mich heftig und oft bitter gegen Menschen und Schicksal. (15. Novbr. 1789.)

Es geht mir wie mit Hallers Ewigkeit, — ich ziehe einen Tag, eine Woche nach der andern von der traurigen Zeitsumme ab und sie bleibt immer ganz vor mir liegen, aber diese Tage und Wochen gehen desto gewisser von dem Frühlinge unseres Lebens ab. Jeder Augenblick bricht, indem er flieht, einen grünenden Zweig von dem Baume, bis der entblätterte Stamm dahin stirbt. Nie legte ich so viel Gewicht auf mein Leben als seitdem ich weiß, warum ich es habe und womit ich es ausfüllen soll.. Ich bin jetzt entschlossen, noch einige Jahre in Jena auszuhalten, aber nur wenn Lotte mit mir lebt. Wenn ich die Klugheit fragen wollte, so sollte ich freilich abwarten bis die Umstände sich zu meinem Vortheile verändert hätten oder bis ich, wie man sagt, in Ordnung wäre. Aber über dieser Klugheit könnte ich zu Grunde gehen. Mein Herz und mein Kopf halten einen so anhaltenden heftigen Zustand nicht aus und zu meiner Thätigkeit selbst ist es nöthig, daß ich mich von Anstrengungen des Kopfes in Genüssen des Gemüthes erhole. Meine Aussichten selbst, so weit ich sie befördern kann, werden durch die Unruhe meines Gemüthes verzögert. — Auf Ostern verlange ich von dem Herzoge eine Erleichterung, — Besoldung werde ich es wohl nicht nennen können. Ich zweifele sehr, ob es nur

200 Thlr. sein werden*); 150 sind Alles, worauf ich rechne; eben soviel kann ich für Vorlesungen im ersten Jahre rechnen, weil ich nur ein Collegium lese. Dazu schlage ich für meine schriftstellerischen Arbeiten 400 Thlr., worauf ich nach dem geringsten Anschlage gewiß zählen kann. Dies wären 700 Thlr. in Allem und damit können wir im ersten Jahre leidlich leben. Einrichten können wir uns darum nicht, weil ich positiv nicht in Jena bleibe. In zwei Jahren ist entweder in Mainz oder Berlin etwas für mich entschieden. Auf einen Platz bei der Academie in Berlin rechne ich noch sehr, nur müssen erst einige zweckmäßige Schritte dazu geschehen. Aber Alles wird mir schwerer, so lang das Leben nicht außer mir erheitert, so lange sich meine Seele in unbefriedigter Sehnsucht verzehrt. Für meine theuere Lotte ist es freilich ein heroischer Entschluß hier allein mit mir zu leben. Ich weiß, daß wir uns zu unserer Glückseligkeit in allen äußeren Lagen genug sein werden, aber so wenig ich ohne allen Umgang mit Männern, die nur einigermaßen zu mir stimmen, mir gefallen könnte, so fürchte ich auch, daß der weibliche Umgang hier eine traurige Leerheit bei ihr zurücklassen wird. Sie wird mit einem großen Opfer für mich anfangen müssen. (20. Novbr. 1789.)

Ach, daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das dem Menschen gleicht, vor dem ich mich nieder werfen könnte und sie von ihm erflehen!

*) „Den Tag, nachdem ich ihm geschrieben, ging ich selbst nach Weimar. Er ließ mich holen und sagte mir, er würde gern etwas für mich thun, um mir meine Achtung zu bezeigen, aber mit gesenkter Stimme und verlegenem Gesicht sagte er, daß 200 Thlr. Alles sei, was er könne. Ich sagte, das sei Alles, was ich von ihm haben wollte. (6. Jan. 1790.)

Wäre das jetzige Erwarten das Erwarten unsrer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in diesem Traume. Schon in lebhaften Gedanken an die Geliebte fühle ich meine Seele reicher, göttlicher und reiner; ich fühle wie alles Streitende immer in einer süßen Harmonie sich versöhnt und alle Gefühle meiner Seele in einem schönern, höhern Wohlklang dahin fließen. Was wird es sein, wenn ich erst Leben und Liebe von ihren Lippen athmen kann! (30. Novbr. 1789.) Ihre Liebe ist das Licht meines Lebens. Noch nie fand sich in meiner Seele soviel Freude und Leiden beisammen. Die Liebe und Hoffnung geben mir ein erhöheteres, schöneres Dasein, aber die Gegenwart umringt mich mit traurigen Bildern; die Furcht zeigt mir Hindernisse; Unruhe und Zweifel zerreißen mein Herz. Mit schnellem Wechsel stürze ich von einem Zustande in den andern hinüber, — wann werde ich endlich in ganz ungemischten Zügen das Glück unserer Liebe in mich trinken? (15. Decbr. 1789.) Ich werde sie nie erschöpfen; wie in einem himmlischen Aether wird mein ganzes Wesen sich in ihr verjüngen. Der wichtige Wurf ist also geworfen und die chère mère weiß nun Alles.*) (17. Decbr. 1789.)

---

*) Der Brief, mit welchem er der Mutter seine Wünsche vortrug, lautete:

„Wie lange und wie oft, seit mehr als einem Jahre, gnädige Frau, habe ich mit mir selbst gestritten, ob ich es wagen soll, Ihnen zu gestehen, was ich jetzt nicht mehr zurück halten kann. Ich muß Sie bitten, verehrungswürdige Freundin, sich jetzt alles gegenwärtig zu machen, was je in Ihrem gütigen Herzen für mich sprach; ich selbst muß mir jedes Wort zurückrufen, worin ich Wohlwollen gegen mich zu erkennen glaube, um in diesem Augenblicke Muth und Hoffnung zu fassen. Es gab Augenblicke — unvergeßlich sind sie meinem Herzen — wo Sie mich vergessen ließen, daß ich ein Fremdling in Ihrem Hause sei, ja wo Sie mich unter

Jetzt warte ich blos darauf, daß wir mit der Mutter auf einem gewissen Punkte angelangt sind, wo ich die

---

Ihre Kinder zu zählen schienen. Was Sie damals ohne Bedeutung sagten, was nur eine vorübergehende Bewegung Ihres Herzens Ihnen eingab — wie tief ergriff es mein Herz, wo lange schon kein anderer Wunsch mehr lebte als Ihr Sohn genannt zu werden! Sie haben es in Ihrer Gewalt, jene Aeußerungen in volle selige Wahrheit für mich zu verwandeln. Ich gebe das ganze Glück meines Lebens in Ihre Hände. Ich liebe Lottchen, — ach! wie oft war dieses Geständniß auf meinen Lippen; es kann Ihnen nicht entgangen sein. Seit dem ersten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottchens liebe Gestalt nicht mehr verlassen. Ihr schönes, edeles Herz habe ich durchschaut. In so vielen froh durchlebten Stunden hat sich ihre zarte sanfte Seele in allen Gestalten mir gezeigt. Im stillen innigen Umgange, wovon Sie oft selbst Zeugin waren, knüpfte sich das unzerreißbarste Band meines Lebens. Mit jedem Tage wuchs die Gewißheit in mir, daß ich durch Lottchen allein glücklich werden kann. Hätte ich diesen Eindruck vielleicht bekämpfen sollen, da ich nicht vorher sehen konnte, ob Lottchen auch die Meine werden kann? Ich hab' es versucht; ich habe mir Zwang vorgeschrieben, der mir viele Leiden gekostet hat; aber es ist nicht möglich, seine höchste Glückseligkeit zu fliehen, gegen die laute Stimme des Herzens zu streiten. Alles was meine Hoffnung niederschlagen könnte, habe ich in diesem langen Jahre, wo diese Leidenschaft in mir kämpfte, geprüft und gewogen; aber mein Herz hat es widerlegt. Kann Lottchen glücklich werden durch meine innige ewige Liebe und kann ich Sie lebendig davon überzeugen, so ist nichts mehr was gegen das höchste Glück meines Lebens in Anschlag kommen kann. Ich habe nichts zu fürchten als die zärtliche Bekümmerniß der Mutter um das Glück ihrer Tochter, und glücklich wird sie durch mich sein, wenn Liebe sie glücklich machen kann. Und daß dieses ist, habe ich in Lottchens Herzen gelesen. Wollen Sie, theuerste Mutter, — o lassen Sie mich bei diesem Namen Sie nennen, der die Gefühle meines Herzens und meiner Hoffnung gegen Sie ausspricht — wollen Sie das Theuerste, was Sie haben, meiner Liebe anvertrauen? meine Wünsche durch Ihre Billigung in Wirklichkeit verwandeln, wenn es auch die Wünsche

Sache dem Herzoge als etwas, das zwischen mir und der Mutter ausgemacht ist, vorbringen kann; dann verliere ich

---

Ihrer Tochter sind, wenn wir uns beide in dieser Bitte vereinigen? Ich werde Ihnen mehr zu danken haben als ich einem Menschen danken kann. Sie werden glücklich sein in der Glückseligkeit Ihrer Kinder. Unsere Dankbarkeit wird geschäftig sein Ihr Leben zu verschönern und Ihnen das Geschenk der Liebe durch Liebe zu erstatten. Ich erlaube mir keine weitere Erklärung, bis Sie über die Wünsche meines Herzens entschieden haben werden. Steht nur in Ihrer Seele meinem Glück nichts entgegen, so werden keine Hindernisse von außen ihm im Wege stehen. Mit welcher Unruhe und Sehnsucht erwarte ich von Ihnen den Ausspruch über mein ganzes Glück! Aber Liebe allein wird Sie leiten und darauf gründe ich frohe Hoffnungen. Ewig der Ihrige mit der innigsten Ehrfurcht und Liebe. Jena, 18. Decbr. 1789." (Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen seiner Familie. 1830.)

Dieser Brief war sein drittes Anhaltungsschreiben. Sehr schüchtern und flüchtig nur erklärte er sich am 7. Juli 1784 an Frau v. Wolzogen, deren Tochter in Bauerbach sein Herz gewonnen hatte: „Könnte ich Sie beim Worte nehmen und Ihr Sohn werden. Reich freilich würde Ihre Lotte nie, aber gewiß glücklich." Schon ein Jahr vorher, am 28. Mai 1783, schrieb er: „und ich will alle Jahre eine Tragödie schreiben und auf den Titel setzen: „Trauerspiel für Lotte."

Das zweite ernstliche Schreiben dieser Art war, wie schon erwähnt, an den Buchhändler Schwan in Mannheim gerichtet. Diesem schrieb er aus Leipzig v. 24. April 1785: „Nur die Entfernung von Ihnen giebt mir den Muth, den Wunsch meines Herzens zu gestehen. Oft genug, da ich noch so glücklich war, um Sie zu sein, oft genug trat dies Geständniß auf meine Zunge, aber immer verließ mich meine Herzhaftigkeit es herauszusagen.. Ihre Güte, Ihre Theilnahme, Ihr vortreffliches Herz haben eine Hoffnung in mir begünstiget, die ich durch nichts als Ihre Nachsicht und Freundschaft zu rechtfertigen weiß. Mein freier zwangloser Zutritt in Ihrem Hause gab mir Gelegenheit Ihre liebenswürdige Tochter ganz kennen zu lernen und die freimüthige gütige Behandlung, deren Sie mich beide würdigten, verführte mein Herz zu dem küh-

keinen Tag, um auch die meinige mit ihm abzumachen. Der Herzog ist billig, er wird einsehen, daß mir bei meiner Verbindung mit Lottchen durch den Hofrathscharacter eine Gefälligkeit geschieht und daß es eigentlich nöthig ist. Lottchen und mir zugleich ein Vergnügen zu machen, thut er schon etwas Uebriges. (20. Decbr. 89.)

Von Jena weg zieht mich mein Heirathsplan. Ich mag und will die Lengefeld nicht in die fatalen Jenaischen Verhältnisse bringen, welche für sie noch fataler werden, da man hier ihren Adel nicht vergessen kann. Die Mutter wird sich ungern von ihr trennen, weil sie darauf rechnen konnte, sie in Rudolstadt zu verheirathen. Dazu kommt, daß die Entfernung der einen Tochter die der andern zur Folge haben würde, denn die Beulwitz stimmt sehr übel mit ihrem Manne und nur die Gesellschaft ihrer

---

nen Wunsche, Ihr Sohn sein zu dürfen. Ich fühl' es, wie viel ich begehre, wie kühn und mit wie wenigem Rechte ich es begehre. Ein Jahr schon ist es, daß dieser Gedanke meine Seele beschäftigt, aber meine Hochachtung für Sie und Ihre vortreffliche Tochter war zu groß, als daß ich einem Wunsche hätte Raum geben sollen, den ich damals durch nichts unterstützen konnte. Ich legte mir die Pflicht auf, Ihr Haus seltener zu besuchen und in der Entfernung Zerstreuung zu finden, aber dieser armselige Kunstgriff gelang meinem Herzen nicht. Der Herzog von Weimar war der erste Mensch, dem ich mich öffnete und er freute sich meiner Wahl. Ich darf hoffen, daß er mehr handeln wird, wenn es darauf ankommt, durch diese Verbindung mein Glück zu vollenden. Ich setze nichts mehr hinzu als die Versicherung, daß vielleicht hundert Andere Ihrer guten Tochter ein glänzenderes Schicksal verschaffen können, ais ich in diesem Augenblicke ihr versprechen kann, aber ich leugne, daß eines Andern Herz ihrer würdiger sein wird. Von Ihrer Entscheidung, der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegen sehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben."

Schwester macht ihr das Verhältniß bis jetzt leidlich. Allein lebt sie nicht mit ihm. Der Mutter haben wir die Sache noch nicht vorgelegt, weil es erst geschehen soll, wenn sie von allen Seiten durchdacht und fertig ist. Einen Character muß ich mir geben lassen, sei es von welchem Hofe es wolle. Vielleicht ziehe ich einige Jahre nach Rudolstadt. (21. Decbr. 1789.)

Vorgestern erhielt ich die Einwilligung der Mutter (27. Decbr. 1789) und Hofrath bin ich geworden; wegen meiner Gelehrsamkeit und schriftstellerischen Ruhmes beehrt mich der Meininger Hof mit dem Diplom, so daß ich meiner Frau doch wenigstens einen anständigen Rang anzubieten habe und das, was sie verliert, weniger fühlbar wird. Dies konnte mir nicht ganz gleichgiltig sein, wenn auch meine Frau und ihre Verwandten sich nicht darum bekümmern. — Ich weiß wohl, daß unter zehn, die heirathen, vielleicht neun sind, die ihre Frauen um Anderer willen nehmen; ich wählte die meinige für mich. (13. Jan. 1790.)

Ich habe mich bei dem Superintendenten wegen Aufgebots und Trauung erkundiget. Ich muß Dispensation haben, um in den Fasten getraut zu werden; gehen wird es wohl, allein je länger in die Fasten, desto mehr Geld soll es kosten, um Dispensation zu erhalten. (5. Febr. 1790.)

Auf die neuen cher-père- und chers-frères-Gestalten bin ich begierig. Thut mir den Gefallen und beschreibt mich als einen wunderlichen Kopf oder lieber gleich als einen Bären, — das hat in Rudolstadt schon mein Glück gemacht und wenn ich dann nur Niemand fresse, so bin ich ein artiger Mensch... Schon lange fehlte es mir an einem Gefühle des gegenwärtigen Genius, so daß

es schien als wenn er mit mir schmollte. Aber Amor und der Genius der Dichter sind auf einander nicht neidisch, vielmehr ist es ihr Interesse, freundlich zusammen zu halten. Ich kann gar nicht beschreiben, wie mich die Aussicht freut, mich in der Mitte von Lieben mit einer dichterischen Arbeit zu beschäftigen. Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigsten Genuß des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich im Leben hatte und beide zu vereinigen ist bei mir auch das unfehlbarste Mittel, jeden zu seiner höchsten Fülle zu bringen.. Liebe allein, ohne das innere Thätigkeitsgefühl, würde mir ihren schönsten Genuß bald entziehen; wenn ich glücklich bleiben soll, muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen, ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird und dies kann nur geschehen, wenn ich mich in einem Kunstwerke beschaue. Es ist nicht Egoisterei, nicht einmal Stolz, es ist eine von der Liebe unzertrennliche Sehnsucht sich selbst hochzuschätzen... (14. Febr. 1790.)

Ich bin sechstägiger Ehemann. Die Veränderung selbst ist so ruhig und unmerklich vor sich gegangen, daß ich selbst darüber erstaunte, weil ich mich bei dem Heirathen immer vor der Hochzeit gefürchtet habe. In einer Dorfkirche bei Jena*), bei verschlossenen Thüren, von einem kantischen Theologen, ward die Trauung verrichtet, — ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich. Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine har-

*) In Wenigenjena.

monische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst. Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten und oft regt sich's wieder in meiner Brust. Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, staune ich selbst, wie Alles doch über meine Erwartung gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben, ja, ich hoffe, ich werde zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben giebt sie mir zurück. (1. März 1790.)

Unsere ökonomische Einrichtung ist über alle meine Wünsche gut ausgefallen und die Ordnung, der Anstand, den ich um mich herum erblicke, dient sehr dazu, meinen Geist aufzuheitern. — Eine förmliche Hochzeit haben wir gar nicht gemacht, sodaß die Unkosten sehr gering waren. Meine Frau ist ganz eingerichtet zu mir gekommen und Alles was zur Haushaltung gehört, hat meine Schwiegermutter gegeben. (10. Mai 1790.)

Lolo (Charlotte) ist mir gar lieb und ich freue mich, so oft ich sie sehe, ihres lieben Daseins um mich. Gestern hat sie zwei Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht und mich lesen hören und mir Thee gemacht. Vor den Studenten hat sie sich sehr gefürchtet; jetzt aber hat sie Herz. (15. Mai 1790.) Meine Lotte wird mir täglich theurer; ich kann sagen, daß ich jetzt erst mein

Leben lieb habe, seitdem das häusliche Glück es mir verschönert. Auch wüßte ich nicht, wie ich ohne diesen Genuß meines Herzens die Last der Geschäfte ertrüge, die mich oft fast zu Boden drückt. (29. Jun. 1790.)

Ich bin mir selbst schuldig, Alles aus mir zu machen, was aus mir werden kann und dazu gehört auch meine äußere Lage. Die Zufriedenheit mit meiner jetzigen Lage darf mich nicht hindern, noch nach einer Verbesserung zu streben. Ich betrachte meine jetzige Versorgung als eine Stufe zu einem noch wichtigern Wirkungskreise, und diesen zu erreichen, wird es an meinem Fleiß nicht fehlen. (7. Jan. 1790.)

Meine Lage in Jena gefällt mir nicht übel; die Besoldung ist zwar klein und in den ersten Jahren kann ich durch Collegienlesen nicht sehr viel verdienen, auch bleibt mir zu schriftstellerischen Arbeiten wenig Zeit übrig. Aber in zwei Jahren ist mir das Fach, worüber ich lese, geläufig, es kostet mich weniger Zeit und Mühe und trägt mir mehr ein. Ich stehe alsdann gut und vielleicht öffnen sich mir dann anderswo vortheilhaftere Aussichten. (8. Mai 1790.)

Eine Reputation in historischem Fache ist mir des Herzogs von Würtemberg wegen nicht gleichgiltig. Auch vor seine Ohren muß es endlich kommen, daß ich ihm im Auslande keine Schande mache und wenn er dadurch zu einer bessern Gesinnung von mir wird vorbereitet sein, ist es Zeit, daß ich mich selbst an ihn wende. (29. Decbr. 1790.)

Ich bin auf einmal alle Sorgen los! Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre 1000 Thlr. zum Geschenk anbieten mit völliger

Freiheit, zu bleiben wo ich bin, blos um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen! *) Die Delicatesse und Feinheit, mit der der Prinz mir dieses Anerbieten macht, konnte mich noch mehr rühren, als das Anerbieten selbst. Ich habe Muße, zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten. (**13.** Decbr. **1791.**)

---

*) Wie es kam, daß Schiller diese wichtige Unterstützung erhielt, erfahren wir aus dem Briefwechsel zwischen dem dänischen Dichter Baggesen und dem Prof. Reinhold in Jena. Schiller war 1791 gefährlich krank gewesen und im Sommer verbreitete sich sogar hier und da das Gerücht, er sei gestorben. Am 17. Octbr. d. J. schrieb nun Reinhold an Baggesen: „Schiller ist leidlich wohl; vielleicht könnt' er sich noch ganz erholen, wenn er eine Zeit lang sich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte. Aber das erlaubt seine Lage nicht. Schiller hat nicht mehr als ich fixes Einkommen, d. h. 200 Thlr., von denen wir, wenn wir krank sind, nicht wissen, ob wir sie in die Apotheke oder Küche senden sollen. Ich kann arbeiten und Schiller hat es noch besser gekonnt, aber kann es jetzt kaum ohne seine Existenz in Gefahr zu setzen. Wäre nur Schiller einstweilen geborgen, wie gern wollte ich mich mit der Versorgung begnügen, die mir jetzt meine Gesundheit gewährt." Darauf erzählt Baggesen: „Der Prinz von Augustenburg war wider Schiller eingenommen und verkannte ganz seinen Genius. Mit sehr vieler Mühe brachte ich es dahin, daß er mir erlaubte, ihm Don Carlos vorzulesen. „Ich zweifele sehr", sagte er, „daß wir diese Lectüre zu Ende bringen werden, indessen — weil Sie gewettet haben.." Ich las. Er wurde hingerissen — ich las nicht den Don Carlos aus, aber als ich am folgenden Tage dieses Auslesen anfing, hatte er schon in der Nacht alles Uebrige gelesen. Jetzt weiß er die vorzüglichsten Scenen auswendig... Nun wurde Alles von Schillern gelesen und wieder gelesen... Mit Schimmelmann war es die nämliche Geschichte, nur einige Jahre früher... So entzückend die Nachrichten von seinem Leben waren, so betrübten uns wieder seine physischen und ökonomischen Verhältnisse. Da kommt der schöne Brief von Ihnen, worin Sie Schillers traurige Lage schildern. Ich las dem Prinzen diesen Brief vor und von diesem Augenblicke datirt sich

Mein Herz allein kann jetzt noch reden und auch dieses wird von einem so kranken Kopfe, als der meinige

---

der Entschluß jener Anerbietung." Der Brief, in dem ihm das Anerbieten gemacht wurde, ist von Fr. v. Wolzogen mitgetheilt worden und lautet: „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dies Schreiben an Sie, edler Mann. Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verf. derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben. Dieses lebhafte Interresse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit. Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf. Ihre durch allzu häufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann. Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die

noch immer ist, nur schlecht unterstützt werden. Ja, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von Augustenburg und des Grafen von Schimmelmann mit dankbarem Herzen an, nicht weil die schöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet, dasjenige zu leisten und zu sein, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein kann und mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten ist. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dies schlechterdings unmöglich und nur eine ferne, noch unsichere Zukunft machte mir bessere Hoffnungen. Der großmüthige Beistand setzt mich auf einmal in die Lage, soviel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir also

---

Grenzen eines Erdballes umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen. Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie die Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelsstadt ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind hier nicht die Einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu sein, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen. Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung Ihres Aufenthaltes zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen dies ganz Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen. Kopenhagen, 27. Novbr. 1791.

eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der sich aus freien Stücken entschließt, Dasjenige bei mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übrig gelassen hat, durch die edele Art, womit er diese Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die mir meinen Entschluß hätten schwer machen können, daß er mich diese wichtige Verbesserung meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich und läßt mich die Freude über die Erfüllung eines meiner feuerigsten Wünsche mit der schönen Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

Eine sittlich-schöne Handlung aus der Classe derjenigen, welche diesen Brief veranlaßte, empfängt ihren Werth nicht erst vom Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zweckes verfehlte, bleibt sie was sie war. Aber wenn diese Handlung eines groß denkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist, wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht berechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet: dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr dieses *hier* der Fall ist, werd' ich und muß ich sagen.

Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksale gekämpft und seitdem ich Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas andres als schriftstellerische Wirksamkeit zu existiren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, ehe ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte.

Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntniß und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinem Ideale von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offen hielt; aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich Alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publicums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Product ließ mich nur um desto empfindlicher fühlen, wie viel Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, in der allein die Werke des Geistes reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit blos allein dem Studiren, blos der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiße auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, Beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüten des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streuete, verbargen mir diesen

Verlust, bis ich zu Anfange dieses Jahres aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Leben zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahete sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksal zu erneuern. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt. Ich sehe mich auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir selbst zu realisiren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichsten Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die ersehnte freie Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße und durch sie werde ich meine verlorene Gesundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes nicht mehr meiner Krankheit neue Nahrung geben. Ich sehe heiter in die Zukunft und es soll wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unseres Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht verstattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist, und möchte der Keim, den sie ausstreueten, sich mir zu einer schönen Blüte für die Menschheit entfalten! (16. Decbr. 1791.)

Kant's Kritik der Urtheilskraft reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten. Bei meiner wenigen

Bekanntschaft mit philosophischen Systemen würde mir die Kritik der Vernunft zu schwer sein und auch zu viel Zeit wegnehmen. Da ich künftigen Winter Aesthetik vortragen werde, so giebt mir dies Gelegenheit, einige Zeit auf Philosophie überhaupt zu verwenden. (5. März 1791.) — Ich treibe mit Eifer Kant'sche Philosophie, mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher los zu lassen, bis ich sie ergründet habe, wenn mich dies auch drei Jahre kosten sollte. (1. Jan. 1792.) — Ich stecke bis an die Ohren in Kant's Kritik der Urtheilskraft. Ich werde nicht ruhen, bis ich diese Materie durchdrungen habe und sie unter meinen Händen zu etwas geworden ist. (15. Octbr. 1792.)

Meine Vorlesungen über Aesthetik haben mich ziemlich tief in diese verwickelte Materie hineingeführt und mich genöthigt, mit Kant's Theorie genau bekannt zu werden. Wirklich bin ich auf dem Wege, ihn durch die That zu widerlegen. Ich bin der Philosophie sehr treu geblieben, da alle Zerstreuungen durch schriftstellerische Arbeiten aufgehört haben, so habe ich mich der Theorie des Geschmacks ausschließlich gewidmet. (11. Febr. 1793.)

Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs Ludwigs XVI. einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Ich glaube, daß man bei solchen Anläßen nicht indolent und unthätig bleiben darf und mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer seiner Classe, wo nicht

seiner Nation, anzusehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen als ein Anderer und hat auch schon etwas mehr Credit. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Besserung geschehen. Es giebt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein. (21. Decbr. 1792.) — Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber und sie liegt nun noch da. Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln mich diese elenden Schinderskne chte an. (8. Febr. 1793.)

Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig. Ich bin aber auch elf Jahre davon getrennt gewesen und Thüringen ist das Land nicht, wo man Schwaben vergessen kann. (17. Jul. 1793.) — Von meinen alten Bekannten sehe ich viele, aber nur die Wenigsten interessiren mich. Es ist hier in Schwaben nicht viel Stoff und Gehalt und diesen Wenigen fehlt es gar zu sehr an der Form.*) (4. Octbr. 1793.)

---

*) Sein Jugendfreund von Hoven schreibt: Ich fand einen ganz andern Mann an ihm. Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige

Die Unbestimmtheit meiner Aussichten in die Zukunft, der Zweifel an meinem eigenen Genius, der durch gar keine wohlthätige Berührung von Außen ermuthiget wird, bestürmen meine Standhaftigkeit. Schon lange ist es blos meine Thätigkeit, die mir mein Dasein noch erträglich macht und es kann mir unter diesen Umständen begegnen, daß ich diesen subjectiven Werth, den meine neueren Arbeiten für mich haben, für objectiven nahm und besser davon dachte, als sie wohl werth sein mögen. (10. Decbr. 1793.)

Ich habe der Angelegenheit (die Redaction der neu zu gründenden Allgemeinen Zeitung zu übernehmen) reiflich nachgedacht und die Gründe, sie aufzugeben, haben nun ein entscheidendes Uebergewicht bei mir erhalten. Ich würde mich exponiren, wenn ich mit einer hinfälligen Gesundheit in ein für mich ganz neues und eben darum höchst schwieriges Fach mich stürzte, wozu es mir sowohl an Talent als an Neigung fehlt, und wobei ich doch die genaueste Ordnung beobachten muß. Im ersten Jahre würde meine Anstrengung unbeschreiblich sein, denn außerdem, daß ich mich erst im Politischen überhaupt umsehen und eine unabsehbare Menge dahin einschlagender Schriften mir bekannt machen müßte, fiele auch die ganze Last der Redaction auf mich, weil ich mit meinem Namen für die Güte

---

Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein kränkliches blasses Ansehen vollendete das Interessante seines Anblicks bei mir und Allen, die ihn früher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich durch seine Krankheitsanfälle gestört; in welcher Fülle ergoß sich da aber der Reichthum seines Geistes! Wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! Wie anständig war seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! Wie würdig seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

des Werkes stehen müßte. In diesem einzigen Jahre würde ich meinen ganzen Rest von Gesundheit vollends zu Grunde richten. Außerdem kennt das politische Publikum mich wenig, wenigstens nicht von einer solchen Seite, wo es zu meiner Geschicklichkeit in diesem Fache ein Vertrauen fassen könnte. Ich wage also zugleich Gesundheit, Leben und schriftstellerischen Ruhm. Die Herausgabe der Horen dagegen ist unendlich ehrenvoller, ungleich weniger gewagter, eben so viel versprechend. Diese Unternehmung paßt für mich, ich bin in diesem Fache anerkannt, ich bin hinreichend mit Materialien versehen und kann selbst bei einem geringen Grade von Gesundheit noch dafür thätig sein, weil ich es mit Neigung und innerem Berufe thun würde. Es ist dies auch der einzig mögliche Weg, daß Sie (Cotta) den Verlag aller meiner künftigen Schriften erhalten, denn so bald ich für ein Journal schreibe, heben sich alle andern Verbindungen auf. Ließe ich aber meine Schriften einzeln drucken, so hätte Herr Göschen immer das erste Recht an meine neuesten Arbeiten, indem ich sie ihm schon versprochen habe. (14. Juni 1794.)

Goethe fühlt das Bedürfniß sich an mich anzuschließen und ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel. Ich werde 14 Tage nach Weimar gehen und bei Goethe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns beide entscheidende Folgen haben. Wir haben eine Correspondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung und ohne zu merken, daß man arbeitet, bekäme man Materialien

zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden. (1. Septbr. 1794.)

Ich habe über den politischen Jammer noch nie eine Feder angesetzt und was ich (in dem 1. Stück der Horen) davon sage, geschah blos, um in alle Ewigkeit nichts mehr davon zu sagen. (20. Octbr. 1794.)

Meine Landsleute haben mir die Ehre angethan, mich nach Tübingen zu vociren, wo man jetzt sich sehr mit Reformen zu beschäftigen scheint. Aber da ich doch einmal zum academischen Lehrer unbrauchbar gemacht bin, so will ich lieber hier in Jena als irgend anders wo müßig gehen. Ich hab' es also ausgeschlagen. Für meine Existenz glaube ich nichts besorgen zu dürfen, so lange ich noch einigermaßen die Feder führen kann und so lasse ich den Himmel walten, der mich noch nie verlassen hat. (16. Febr. 1795.) Heute wird mir der alte Antrag von Tübingen mit dem Zusatze erneuert, daß ich von allen öffentlichen Functionen dispensirt sein und meine völlige Freiheit haben sollte, ganz nach meinem Sinn auf die Studirenden zu wirken u. s. f. Ob ich nun gleich meine erste Entschließung nicht geändert habe und nicht ändern werde, so haben sich doch bei dieser Gelegenheit einige ernsthafte Ueberlegungen in Rücksicht auf die Zukunft aufgedrungen, welche mich von der Nothwendigkeit überzeugen, mir einige Sicherheit auf den Fall zu verschaffen, daß zunehmende Kränklichkeit an schriftstellerischen Arbeiten mich verhindern sollte. Ich schrieb deshalb an den Herrn G. R. Voigt und bat ihn, mir von unserm Herrn die Versicherung auszuwirken, daß mir in jenem äußersten Falle mein Gehalt verdoppelt werden solle. (25. März 1795.)

Ich habe mir Zeit genommen, den Vorschlag, Professor in Tübingen zu werden, reiflich nachzudenken und mit meiner ganzen Lage zu vergleichen. Das Resultat meiner Ueberlegungen ist, daß ich besser thue, in meinen bisherigen Verhältnissen zu bleiben, vorzüglich deswegen, weil es gar keinen Anschein hat, daß ich, meiner Gesundheitsumstände wegen, demjenigen würde entsprechen können, was man von einem academischen Lehrer mit Recht erwartet und was ich in einem solchen Falle mir selbst zur Pflicht machen würde. Indem ich einen Ruf annehme, so mache ich mich doch stillschweigend anheischig, etwas Bestimmtes dafür zu leisten und dies ist mehr als meine körperlichen Verhältnisse mir zu versprechen erlauben. Hier in Jena und Weimar erwartet man nichts dergleichen von mir und unser Herzog weiß, daß keine academischen Functionen von mir geleistet werden können. Hier täusche ich also Niemand und kann daher mit völliger Zufriedenheit leben. Auch hat mir der Weimarsche Hof so viele Beweise von einer uneigennützigen Achtung gegeben, daß ich es mir kaum würde verzeihen können, ihn, wenn es auch meinem Vaterlande wäre, aufzuopfern. Noch ganz neuerlich erklärte mir der Herzog, daß mein Gehalt mir verdoppelt werden sollte, sobald ich Unterstützung nöthig haben würde. Unter 1000 Gulden würd' ich in Tübingen nicht wohl haben existiren können, und für dieses Geld hätte ich zu wenig geleistet. Besser also, man wendet die bestimmte Summe an einen rüstigen und verdienstvollen Mann und ich bleibe in meinen Verhältnissen. (3. April 1795.)

Ich bin entschlossen, die nächsten zehn Monate nichts als Poeterei zu treiben. (9. Aug. 1795.) Es ist hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philosophische Bude schließe. Das Herz schmachtet nach einem betastlichen Gegenstande.

Goethe ist in Jena. Wir sitzen von Abends 5 Uhr bis Nachts 12 auch 1 Uhr und schwatzen. (9. Novbr. 1795.)

Ich habe mich ernstlich entschlossen, was mir schon längst im Sinn lag, nämlich das Griechische zu treiben. Was ich allenfalls noch von dieser Sprache weiß, besteht mehr in Kenntniß von Worten als von Regeln, die ich ziemlich alle vergessen habe. Langsam wird freilich diese Arbeit gehen, da ich nur wenige Zeit darauf verwenden kann, aber ich will sie so wenig als möglich unterbrechen und dabei ausharren. Sie hilft mir zugleich das Moderne vergessen. (9. Novbr. 1795.)

Ich bin dieser Tage über die lateinischen Poeten gerathen, die ich womöglich diesen Winter meiner nächtlichen Romanenlectüre substituiren werde. Mit Juvenal, der mich gerade jetzt am meisten interessirt, mache ich den Anfang und, ich muß sagen, mit unerwartet großem Genuß. Aber Manches, besonders von dem, was sich auf das gemeine Leben und auf historische Züge bezieht, hält mich doch auf. Ich habe mein Latein mehr aus einer edlern Welt und zu wenig aus Schriften, die von dem gewöhnlichen Leben handeln, geschöpft, daher es zu einer solchen Lectüre nicht recht hinreichen will. Sind keine erträglichen französ. oder besser deutschen Uebersetzungen von Juvenal, Persius und Plautus zu empfehlen? denn gerade diese drei Herren machen mir fremden Beistand nöthig. Kann ich etwas Besseres thun als mich (da mir fast aller Zufluß von Ideen durch Lectüre neuerer Schriften, wozu ich schlechterdings keine Neigung habe, und durch geistreichen Umgang abgeschnitten ist und ich zugleich meinem Geiste die rechte Disposition zum poetischen Empfangen und Bilden geben muß) mit der ruhigen Vernunft und der schönen Natur der Alten zu umgeben? Was ich lese, soll aus

der alten Welt, was ich arbeite, soll Darstellung sein. (29. Novbr. 1795.)

Die politischen Dinge, denen ich so gern immer auswich, rücken einem doch nachgerade sehr zu Leibe. Die Franzosen sind in Stuttgart. (22. Juli 1796.)

Ich bin seit einiger Zeit in meiner Familie sehr unglücklich und es kostet mir oft Mühe, diesen Eindruck zu verbergen. Meine jüngste Schwester, ein Mädchen voll Hoffnung und Talente, die auch hübsch war, ist vor acht Wochen im 21. Jahre ihres Lebens gestorben; meine zweite Schwester liegt auf dem Tod, mein Vater ist bettlägerig an der Gicht und meine Mutter — die schwächste in meiner ganzen Familie, trug in den letzten Monaten die ganze Lust des häuslichen Unglücks allein. Endlich habe ich meine Schwester in Meiningen in den Stand gesetzt hinzureisen und die Unserigen zu pflegen. Meiner Frau setzt dabei die Schwangerschaft sehr zu. (23. Mai 1796.) Meiner Schwester ist nun auch mein Vater ins Grab gefolgt, nach einem so langwierigen und traurigen Krankenlager, daß wir längst die Hoffnung aufgaben und der Tod eine Wohlthat war. (29. Septbr. 1796.)

Die erste Bedingung eines glücklichen Vorganges meiner Arbeit (Wallenstein) ist eine leichtere Luft und Bewegung; ich bin daher entschlossen, mit den ersten Regungen des Frühlings den Ort zu verändern und mir wo möglich in Weimar ein Gartenhaus, wo heizbare Zimmer sind, auszusuchen. Das ist mir jetzt ein dringendes Bedürfniß. (11. Jan. 1797.) Ich stehe jetzt in Handel wegen eines Gartens und Gartenhauses, werde es auch wahrscheinlich bekommen. Das Haus ist sehr leidlich zu einer Sommerwohnung für eine Familie wie die Meinige und wenn ich zu den 1200 Thlrn., die es mir kosten

wird, noch etwa 600 Thlr. zulege, so wird es ein recht geräumiges und angenehmes Quartier auch für den Winter abgeben. Der Garten ist nicht klein und die Lage vortrefflich. (7. Febr. 1797.) — Das ununterbrochene Gefängnißleben in meinen vier Wänden wird mir unerträglich und in der Länge könnte ich es nicht mehr aushalten. Hoffentlich kommt mein Gartenkauf zu Stande. (13. Febr. 1797.) Meinen Garten hoffe ich binnen acht Tagen beziehen zu können. (7. April 1797.) Heute bin ich eingezogen. Eine schöne Landschaft umgiebt mich, die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich und der erste Abend auf eigenem Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung. (7. Mai 1797.)

Es beschäftiget mich jetzt zuweilen auf eine angenehme Weise, in meinem Gartenhause und Garten Anstalten zur Verbesserung meines dortigen Aufenthaltes zu treffen. Eine von diesen ist besonders wohlthätig, ein Bad nämlich, das ich reinlich und niedlich in einer der Gartenhütten mauern lasse. Auf der andern Seite ist schon im vergangenen Jahre an die Stelle der Hütte eine ganz massiv gebaute Küche getreten. (27. Febr. 1798.)

Das Rescript, das mich zum **Prof. ordinarius** macht, ist endlich aus Coburg angekommen*) und so sehe ich mich in kurzer Zeit mit mehreren Würden bekleidet, von denen ich nur wünschte, daß sie mich wärmer hielten. (6. März

*) Eigentlich hat dies auch unser Herzog ausgewirkt. Coburg war wohl mit einem Dutzend Rescripten zurück und da keine Sollicitation bei den Geheimräthen helfen wollte, schickte endlich unser Herzog unmittelbar einen Boten auf Execution mit freundschaftlichen Empfehlungsschreiben an den Herzog und die Herzogin, wodurch denn endlich die Expeditionen flott gemacht wurden. (Goethe, am 7. März 1798.)

1798.) Ich gewinne gar nichts dabei, nicht einmal einen Anspruch auf eine künftig einmal vacante Besoldung — indessen hat es mich doch gefreut, daß man mir, ohne den geringsten Vortheil von mir zu haben oder zu hoffen, da ich schon viele Jahre lang nicht mehr lese, diese Aufmerksamkeit erwiesen hat. (16. März 1798.)

Gestern habe ich endlich im Ernst das französische Bürgerdiplom erhalten, wovon schon vor fünf Jahren in den Zeitungen die Rede war. Es ist damals ausgefertiget, weil aber der Name falsch geschrieben und nicht einmal eine Stadt oder Provinz auf der Adresse stand, hat es freilich den Weg zu mir nicht finden können. Es ist ganz ans dem Reiche der Todten an mich gelangt, denn das loi haben Danton und Clavière unterschrieben und den Brief an mich Roland. Die Besorgung ging durch Custine auf seinem deutschen Feldzuge. Alle diese sind nicht mehr. Es hat bis jetzt in Straßburg gelegen und ich weiß nicht, wie es jetzt noch in Bewegung kam, aber kurz, es wurde mir geschickt und zwar durch — Campe in Braunschweig. Daß ich darin als ein deutscher Publicist κατ᾽ ἐξοχὴν bezeichnet werde, wird belustigen. (2. und 16. März 1798.) Der Herzog wünscht, daß ich dies Diplom der Bibliothek schenken möchte, wozu ich gern bereit bin. Ich will es blos abschreiben und mir im Namen der Bibliothek attestiren lassen, daß das Original bei ihr niedergelegt ist, wenn etwa einmal eines meiner Kinder sich in Frankreich niederlassen und dieses Bürgerrecht reclamiren wollte. (9. März 1798.)

Ich habe mich schon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich so sehr wünschte, meines Werkes (— des Wallenstein —) los zu sein und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer als in der bis-

herigen Sclaverei. Die Masse, die mich bisher anzog und festhielt, ist nun auf einmal hinweg und mir dünkt, als wenn ich bestimmungslos in luftleerem Raume hinge; zugleich ist mir, als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet habe. Habe ich wieder eine Bestimmung, so werde ich diese Unruhe los sein, die mich jetzt auch von kleinern Unternehmungen abzieht. Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem freiphantasirten, nicht historischen, und zu einem blos leidenschaftlichen, menschlichen Stoffe; die Soldaten, Helden und Herrscher habe ich vor jetzt herzlich satt. (19. März 1799.)

Weil ich mich für die nächsten sechs Jahre ganz ausschließlich an das Dramatische halten werde, so kann ich es nicht umgehen, den Winter in Weimar zuzubringen, um die Anschauung des Theaters zu haben. Dadurch wird meine Arbeit um vieles erleichtert werden, und die Phantasie erhält eine zweckmäßige Anregung von Außen, da ich bei meiner bisherigen isolirten Existenz Alles, was in's Leben und in die sinnliche Welt treten sollte, nur durch die höchste innere Anstrengung und nicht ohne große faux frais zu Stande brachte. Ich werde meinem Herzoge zu Leibe rücken, daß er mir Zulage giebt. (9. Aug.) — Die wenigen Wochen meines Aufenthaltes in Weimar haben einen so belebenden Einfluß auf meine Geistesstimmung geäußert, daß ich die Leere und den Mangel jedes Kunstgenusses und jeder Mittheilung, die hier in Jena mein Loos sind, doppelt lebhaft empfinde. So lange ich mich mit Philosophie beschäftigte, fand ich mich hier vollkommen an meinem Platze; nunmehr aber, da meine Neigung und meine

verbesserte Gesundheit mich mit neuem Eifer zur Poesie zurück geführt haben, finde ich mich hier wie in eine Wüste versetzt. Ein Platz, wo nur die Gelehrsamkeit und vorzugsweise die metaphysische im Schwange gehen, ist den Dichtern nicht günstig; diese haben von jeher nur unter dem Einfluß der Künste und eines geistreichen Umganges gedeihen können. Da zugleich meine dramatischen Beschäftigungen mir die Anschauung des Theaters zum nächsten Bedürfniß machen, so hat dies Alles ein lebhaftes Verlangen in mir erweckt, künftighin die Wintermonate in Weimar zuzubringen. (1. Septbr. 1799.)

Weimar.

Es ist nun ausgemacht, daß ich die nächsten Wintermonate in Weimar zubringe. Der Herzog hat mir 200 Thlr. Zulage gegeben und ich erhalte auch etwas Holz in natura, welches mir bei den theuern Holzpreisen in Weimar sehr zu statten kommt. Ich werde also verschiedene Veränderungen in meiner Lebensweise erleiden und besonders mehr als bisher in Gesellschaft leben. Obgleich W. ein theuerer Ort ist als Jena, so kann ich von dem, was mich der dortige Aufenthalt auf 6 Monate jährlich kostet, doch Alles das abrechnen, was es mich in Jena kostete, und ein kleines Haus machen. Denn da ich nicht ausgehe, so sah ich Alles bei mir und mußte oft bewirthen. (26. Septbr. 1799.) Der Aufenthalt in W. ist sehr viel theuerer als ich gedacht. Doch ich will lieber mehr zu verdienen suchen als die Vortheile des Ortes missen, die auch für mein inneres Wesen von Bedeutung sind. Jena war kein Platz mehr für mich; nichts war dort, was mich aufregen konnte. Es ist in W. zwar auch nicht viel Geist in Circulation, weil aber viele müßige Leute da sind, so

ist Bedürfniß da, den Geist zu reizen und so kommt denn natürlich die Reihe zuerst an Poesie und Kunst. (5. Jan. 1800.)

Ich habe mich zu dem Ankaufe eines Hauses in Weimar entschlossen. Obgleich ich nicht wohlfeil kaufe, muß ich doch zugreifen, um ein für allemal dieser Sorge überhoben zu werden. Unter diesen Umständen ist es mir aber nun doppelt daran gelegen, meinen kleinen Jenaischen Besitz los zu werden. Mir hat diese ökonomische Angelegenheit, sowie alle natürlichen Dinge zu thun pflegen, alle freie Gemüthsstimmung verdorben, denn ich mußte mich mit den Mitteln beschäftigen, diesen Besitz mir zu verschaffen und nun ich ihn als mein ansehe, wachsen mir neue Sorgen zu, wie ich ihn meinen Zuständen anpassen soll. Wir suchen uns aufs Beste durch den Winter hindurch zu helfen. Goethe hat eine Anzahl harmonischer Freunde zu einem Club oder Kränzchen vereiniget, das alle vierzehn Tage zusammen kommt und soupirt. Es geht recht vergnügt dabei zu, obgleich die Gäste zum Theil sehr heterogen sind; denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und poculirt. Auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen. (16. Novbr. 1801.)

Wie es mit meinem Adel gegangen? Was ich davon in Erfahrung brachte (denn an der Quelle selbst konnte ich freilich nicht nachfragen), ist dieses. Der Herzog hatte mir schon seit länger her etwas zugedacht gehabt, was mir angenehm sein könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Baiern ein Gut gekauft hat, das er nach dem Landesbrauch als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, von dem Kurfürsten von der Pfalz, der sich das Nobili-

tationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht, weil ihm Jedermann diese Kränkung gönnte, denn er hatte sich immer als der gröbste Democrat herausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen Jemand erklärt, er wolle mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei. Dazu kommt noch, daß Kotzebue, den der Hof nicht leiden konnte, zudringlicher Weise sich an den Hof eindrängte, welches man ihm, da er und seine Frau Ansprüche hatten, nicht verwehren konnte, obgleich man schwer genug daran ging. Dies mag den Herzog noch mehr bestärkt haben, mich adeln zu lassen. Daß mein Schwager den ersten Posten am Hofe bekleidet, mag auch mitgewirkt haben, denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau und ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten. Dieses Alles bringt der Adelsbrief nun ins Gleiche, weil meine Frau, als eine Adelige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die sie vor unserer Heirath hatte, restituirt wird, denn sonst würde ihr m e i n Adel nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zukunft erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen. In einer kleinen Stadt wie Weimar ist es indeß immer ein Vortheil, daß man von nichts ausgeschlossen ist, denn man fühlt sich hier doch zuweilen unangenehm, wenn man in einer größern Stadt nichts davon gewahr wird. (29. Jan. 1802.)

Die ersten Zeiten hier sind mir durch manches verbittert worden, besonders durch die Nachricht von dem

Tode meiner Mutter. Sie starb an demselben Tage, an welchem in mein neues Haus bezogen. (12. Mai 1802.)

Ich verliere bisweilen die Geduld, es gefällt mir in Weimar mit jedem Tage schlechter und ich bin nicht Willens da zu sterben. Nur über die Wahl des Ortes, wo ich mich hinbegeben will, kann ich mit mir noch nicht einig werden. Es sind mir Aussichten nach dem südlichen Deutschland eröffnet. An meiner hiesigen Pension von 400 Thlrn. verliere ich nichts, weil es hier so theuer zu leben ist und mit den 1500 Thlrn., die ich jährlich hier zusetze, kann ich in Schwaben und am Rhein ganz gut leben. Es ist überall besser als hier und wenn es meine Gesundheit erlaubte, so würde ich mit Freuden selbst nach dem Norden ziehen.. Meine beste Freude ist meine Thätigkeit; sie macht mich glücklich in mir selbst und unabhängig nach Außen. Dieses Jahr mache ich mein Haus vollends schuldenfrei und hoffe noch übrig zu behalten. (20. März 1804.)

Ich habe einen Sprung nach Berlin gemacht. Besonders viel habe ich dort nicht gefunden, aber einige Monate im Jahre dort zuzubringen, würde mir angenehm und nützlich sein. Ich habe ein Bedürfniß gefühlt, mich in einer fremden und großen Stadt zu bewegen. Einmal ist es meine Bestimmung, für eine größere Welt zu schreiben; meine dramatischen Arbeiten sollen auf sie wirken und ich stehe hier in so engen kleinen Verhältnissen, daß es ein Wunder ist, wie ich nur einigermaßen das leisten kann, das für die größere Welt ist.... Wenn ich nicht auf meine Familie reflectiren müßte, würde es mir in Weimar immer noch am besten gefallen, aber meine Besoldung ist so klein und ich setze ziemlich Alles zu, was ich jährlich erwerbe, so daß wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich

dahin streben, daß der Ertrag meiner Schriftstellerei zum Capital kann geschlagen werden und dazu bietet man mir in Berlin die Hände. Ich habe nichts da gesucht; man hat die ersten Schritte gegen mich gethan und ich bin aufgefordert worden, selbst meine Bedingungen zu machen. Es ist aber kostbar in Berlin zu leben; ohne Equipage ist es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise ist. Auch sind andere Artikel sehr theuer und unter **600** Friedrichsdor könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben, ja diese würden nicht einmal hinreichen*). In einer großen Stadt kann man sich weniger behelfen als in einer kleinen. Berlin gefällt mir und meiner Frau besser als wir erwarteten. Es ist eine große persönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse, obgleich beide bei Weiten nicht leisten was sie kosten. Auch kann ich in Berlin eher Aussichten für meine Kinder finden und mich vielleicht, wenn ich erst dort, noch auf manche Art verbessern. Auf der andern Seite zerreiße ich höchst ungern alte Verhältnisse und in neue mich zu begeben, schreckt meine Bequemlichkeit. Hier in Weimar bin ich freilich absolut frei und im eigentlichsten Sinne zu Hause. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, so würde mir's doch weh thun zu gehen. Wenn er mir also einen nur etwas bedeutendern Ersatz anbietet, so habe ich doch Lust zu bleiben. (**28.** Mai und **16.** Juni **1804.**)

---

*) Wie der Minister von Beyme im Preuß. Staatsanzeiger (1830 Nr. 109) erklärt, ließ der König von Preußen Schiller einen Jahrgehalt von 3000 Thlrn. zusichern, wenn er in Berlin bleiben wolle.

Ich trete auf keinen Fall aus meinen hiesigen Verhältnissen. Der Herzog hat sich sehr generös gegen mich betragen und mir meine Besoldung auf 800 Thlr. erhöhet, auch versprochen, bei ehester Gelegenheit das Tausend voll zu machen. (3. Juli 1804.)

Kränklichkeit, kleine Leiden, Krankheiten und — Tod. *)

1783. Ich war unpäßlich, aber nicht krank. Ich ließ mir eine Ader schlagen. (19. Aug.) — Schon seit drei Wochen liege ich krank, ohne Lebensgefahr, Gottlob, aber ein kaltes Fieber, davon ich täglich einen Anfall auszustehen habe, hat mich entsetzlich mitgenommen. Vor vierzehn Tagen werde ich noch nicht aus dem Hause können. (14. Septbr.) — Schon drei — vier Wochen hatte ich wieder ein Recidiv von dem traurigen kalten Fieber auszustehen und muß es noch ausstehen; wahrscheinlich werde ich vor dem eigentlichen Winter nicht gesund. (1. Nov.) — Seit drei Tagen habe ich keinen Anfall gehabt. Ich lebe aber auch erbärmlich genug, um es vom Halse zu schütteln. Schon vierzehn Tage habe ich weder Fleisch noch Fleischbrühe gesehen. Wassersuppe heute, Wassersuppe morgen und dieses geht so Mittags und Abends. Allenfalls gelbe Rüben oder sauere Kartoffeln oder so etwas dazu. Fieberrinde esse ich wie Brod und ich habe sie mir expreß von Frankfurt kommen lassen. Ein guter Freund hat mir zu meinem Geburtstage sechs Bouteillen Burgunder geschickt,

---

*) Niemand wird diese fast ununterbrochene Kette von großen und kleinen Leiden überblicken können, ohne das innigste Mitleiden für den großen Dichter zu empfinden und zu gleicher Zeit ihn zu bewundern, weil er trotz alledem so Vieles und so Herrliches zu schaffen vermochte.

davon wird zuweilen ein Gläschen mit herrlichem Erfolg getrunken. (13. Novbr.)

1784. Freunde bereden mich zu einer Reise nach Heidelberg und ich komme mit meinem Fieber zurück. (7. Jul.)

1787. (April.) Dumme Geschichten im Unterleibe. — Schon seit zehn Tagen befinde ich mich nicht recht wohl. (22. Septbr.)

1788. Ich habe einen heftigen Schnupfen und Frost und Hitze dabei. Mein Kopf ist ganz hin. Ein heilloser Zustand. (Jun.) — Mein Kopf ist ruhig, aber schwach und ich muß mich einige Tage wenigstens zu Hause halten. — Der Schnupfen ist zurückgetreten und hat mich den ganzen Tag und die ganze Nacht mit Hitze, Kopfweh und vieler Unruhe geplagt. Ich arbeitete bis spät in die Nacht und nun wurde ich so echauffirt, daß ich die ganze Nacht schlaflos zubrachte. — Bald ist die Geduld aufgezehrt; ich habe noch nie so anhaltend an Zahnschmerzen gelitten, mein Gesicht ist geschwollen. — Ich bitte fußfällig um die Geschichte der schönen Melusine oder des gehörnten Siegfried, damit diese Centnerlast von Langeweile von mir abgewälzt werde. (Sommer.)

1789. Endlich habe ich mich doch wieder einmal mit der Natur zusammengefühlt und nach einem lebendigen Begräbniß auf meinem Zimmer von fast 14 Tagen wieder im Freien geathmet. Mein Herz war leer und mein Kopf gedrückt — ich hatte dieser Stärkung höchst nöthig. (16. Jan.) — Drückendes Kopfweh. (26. Jan.) — Die schlechte Luft drückt meine Seele und der Schnupfen tyrannisirt mich schon seit acht Tagen. (26. März.) — Ich bin gar nicht wohl. Von einem Spaziergang, den ich vor einigen Tagen machte, bin ich krank zurückgekommen, daß ich die jetzigen schönen Tage ungenossen vorbeigehen lassen muß.

(17. Apr.) — Diese Woche bin ich noch immer nicht ganz wohl gewesen. Dies hat mich in meinen Beschäftigungen merklich zurückgesetzt. (24. Apr.) — Ein fataler Schnupfen peiniget mich. (15. Jun.) — Ich war lange nicht aus dem Zimmer gekommen und Arbeiten ohne großes Interesse hatten meinen Kopf ermüdet. (29. Aug.)

1790. Den Schnupfen werde ich aus dem ledigen Stande in den Ehestand mit hinübernehmen, wie es den Anschein hat. Jetzt plagt mich ein böser Hals und ein Husten und ich medicinire. (14. Febr.)

1791. In Erfurt begegnete mir das Unglück von einem heftigen Katarrhalfieber angegriffen zu werden, daß ich einen ganzen Tag das Bett und einige Tage das Zimmer hüten mußte. Der Anfall war so heftig, daß ich und mein Arzt vor dem Seitenstich und einem hitzigen Fieber bange waren. (12. Jan.) Ich kann noch nicht viel schreiben. Der fortdauernde Schmerz auf einer bestimmten Stelle der Brust, den ich bei starkem Einathmen, Husten und Gähnen empfinde, beunruhiget mich in mancher Stunde, da er gar nicht weichen will. Es machte meine Krankheit gefährlicher, daß sie recidiv war. Gegen acht Tage nach dem ersten Anfall (in Erfurt) befand ich mich wohl, aber am andern Tage nach meiner Heimkunft, wo ich wieder zu lesen angefangen hatte, kam das Fieber und nahm mit großer Heftigkeit zu. Am dritten Tage spie ich Blut. Einige starke Aderlässe, Blutigel und zweimal Vesicatorien auf der Brust verschafften mir Luft. Die übele Einmischung des Unterleibs machte das Fieber complicirt. Ich mußte purgiren und vomiren. Mein geschwächter Magen brach drei Tage laug alle Medicin weg. In den ersten sechs Tagen konnte ich keinen Bissen Nahrung zu mir nehmen, welches mich bei der Heftigkeit des Fiebers so schwächte, daß die

kleine Bewegung, wenn man mich von dem Bette auf das Sopha trug, mir Ohnmachten zuzog und daß mir der Arzt vom 11. Tag mußte Wein geben lassen. Nach dem 7. Tage wurden meine Umstände sehr bedenklich, daß mir der Muth ganz entfiel. Die Paroxysmen waren immer von starkem Phantasiren begleitet. Erst acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte ich einige Stunden außer dem Bette zuzubringen und es stand lange an, ehe ich am Stocke herumkriechen konnte. Der Antheil, den man hier sowohl, als in Weimar an mir nahm, hat mich tief gerührt. Zu meiner Stärkung schickte mir der Herzog ein halbes Dutzend Bouteillen Madeira. — Daß ich den Winter nicht mehr lese, versteht sich von selbst, aber auch den Sommer habe ich beschlossen auszuruhen. (22. Febr.) — Ich empfinde noch immer bei starkem tiefem Athemholen einen spannenden Stich auf der Seite, welche entzündet gewesen ist, öfters Husten und zuweilen Beklemmungen. Ich mag es Niemand sagen, was ich von diesen Umständen denke, aber mir ist, als ob ich diese Beschwerden behalten müßte. Eine Stunde laut zu lesen, wäre mir unmöglich. Ich reite die Woche drei- bis viermal spazieren. (10. Apr.) — Der letzte Anfall war ein heftiges Asthma. Unter den wiederholten Anfällen waren zwei fürchterlich. Der Athem wurde so schwer, daß ich bei jedem Athemzuge ein Gefäß in der Lunge zu zersprengen glaubte. Bei dem ersten Falle stellte sich ein heftiger Fieberfrost ein, so daß die Glieder kalt wurden und der Puls schwer. In heißem Wasser wurden mir die Hände kalt und nur die stärksten Frictionen brachten wieder Leben in die Glieder. Einen Aderlaß am Fuße machte die dringende Gefahr des Erstickens nothwendig. Innerlich hat mir der schreckhafte Anfall sehr gut gethan. Ich habe dabei mehr als einmal

dem Tode ins Gesicht gesehen und mein Muth ist dadurch gestärkt worden. Den Dienstag besonders glaubte ich nicht zu überleben. Die Stimme hatte mich schon verlassen und zitternd konnte ich nur schreiben, was ich gern noch sagen wollte. Mein Geist war heiter dabei und alles Leiden, was ich fühlte, verursachte der Anblick und Gedanke an meine gute Lotte, die den Schmerz nicht würde überstanden haben. (24. Mai.) Mit der Besserung geht es leidlich, aber langsam und noch immer bleiben die Krampfzufälle nicht ganz aus. (6. Septbr.) Obgleich der Athem nie frei ist und noch immer Krämpfe mich beunruhigen, bin ich doch zu Beschäftigungen aufgelegt. (24. Octbr.)

1792. Von meinem neulich gehabten Anfall bin ich ziemlich hergestellt; das alte Uebel ist aber immer wieder da. (21. Febr.) — Die Kälte beschwert mich sehr und weckt die Krämpfe im Unterleibe wieder auf. (15. März.) (Anfang April reisete er nach Karlsbad.) — Die Krämpfe plagen mich redlich fort. (30. Jul. 1792.)

1793. Ob ich mich gleich nicht zum Besten befunden, ist doch kein Sturm gekommen. (25. Jan.) — Schon seit drei Wochen empfindet meine Gesundheit den Einfluß des Frühjahrs nicht aufs Beste. (28. Febr.) — Ich hatte wieder Anfälle meines Uebels und bin noch nicht recht im Stande. (15. März.) — Ich bin noch immer von meinem alten Leiden geplagt und auch die vaterländische Luft will noch gar keine Wirkung zeigen. (4. Octbr.)

1794. Meine Gesundheit ist durch das schlechte Wetter beunruhiget worden. (17. Octbr.) — Das unholde Wetter, das alle Empfindungswerkzeuge zuschließt, hat mich in voriger Woche für Alles, was Leben heißt, vernichtet und ich komme jetzt wie aus einem Geistesschlummer wie-

der zu mir. — (16. Novbr.) — Meine Unpäßlichkeit hat mir wieder zwei Tage weggenommen. (3. Decbr.)

1795. Das elende Wetter hat wieder allen meinen Muth mitgenommen und meine Thürschwelle ist wieder die alte Grenze meiner Wünsche und meiner Wanderschaften. (19. Febr.) — Daß die jetzige Witterung auf mich keinen guten Einfluß hat, ist so gewöhnlich, daß ich nicht davon reden mag. (15. Mai.) — Ein Fieber hat mich seit 4—5 Tagen verlassen. (12. Jun.) — Meine Poesien rücken sehr langsam vor, da ich ganze Wochen lang zu jeder Arbeit unfähig war. (10. Jul.) — Ich habe mich die Woche körperlich nicht besser befunden. (17. Aug.) Mit meiner Gesundheit geht es noch nicht viel besser. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Erregungen büßen, in die mein Poetisiren mich versetzte. (29. Aug.) — Aus dem Zimmer kann ich noch immer nicht. (13. Septbr.) — Ich befand mich in diesen Tagen leichter und bin heute wieder spazieren gefahren. (20. Octbr.) — Das üble Wetter hat mich sehr gedrückt, so daß ich aus Nacht Tag und aus Tag Nacht machen mußte. Es ist auch jetzt noch nicht besser. (8. Decbr.)

1796. Diese Woche habe ich wieder viel schlaflose Nächte gehabt und sehr an Krämpfen gelitten. Es ist noch nicht besser, daher ich auch mit meinen Arbeiten nicht vorwärts gekommen bin. (12. Febr.) — Daß ich über ein Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen, macht mich so schwächlich. (25. Apr.) — In den letzten Tagen habe ich mich nicht wohl gefühlt. Heute ist mir der Kopf von einer schlaflosen Nacht zerstört. (23. Jul.) — Die Jahreszeit drückt mich. (23. Octbr.) — Ich spüre die miserable Jahreszeit und Witterung in allen Nerven und halte mich nur eben so hin. (28. Novbr.) — Ich habe einige Tage

wieder durch schlechtes Schlafen beinahe ganz verloren und mich dadurch in meiner Arbeit sehr unangenehm unterbrochen gesehen. Freilich reizt eine solche Beschäftigung (Wallenstein) die empfindliche kränkliche Natur stärker, eben weil sie den ganzen Menschen mehr und anhaltender bewegt. (6. Decbr.) — Leider habe ich durch Schlaflosigkeit und fatales Befinden wieder etliche schöne Tage für meine Geschäfte verloren. (12. Decbr.)

1797. Ich wünsche meine Fertigkeit im Uebelbefinden, so wird der Zustand weniger unerträglich. (Febr.) — Mein Schlaf ist wieder sehr in Unordnung. (3. März.) — Unser kleiner Ernst hat das Blatternfieber und uns heute mit öftern epileptischen Krämpfen erschreckt. (12. Apr.) Die Blattern sind heraus und die Krämpfe haben sich verloren. In diesen Tagen, anfangs bei der Gefahr und jetzt bei dem Schreien des lieben Kindes, habe ich nicht viel thun können. (14. Apr.) — Meine Krämpfe regten sich seit einigen Tagen wieder und ließen mich nicht schlafen. (30. Jun.) — Ich fange kaum an, mich von starken Fieberbewegungen frei zu fühlen, die ich schon seit acht Tagen spüre, und fürchtete, in eine ernstliche Krankheit zu fallen. (7. Aug.) — Seit acht Tagen leide ich an einem Katarrhalfieber und hartnäckigem Husten. Das Fieber läßt mich heute zwar in Ruhe, aber der Husten plagt mich noch sehr und der Kopf ist mir ganz zerbrochen. (30. Aug.) — Ich habe mich lange nicht so schlimm befunden, bis endlich ein Vomitiv die Sache wieder in Ordnung brachte. Fast alle meine Beschäftigungen stockten indessen. (7. Septbr.) — Ich habe noch immer viel von meinem Husten zu leiden, bin aber frei von meinem alten Uebel, wobei indeß meine Stimmung und meine Thätigkeit nicht viel gewinnen, denn das

neue Uebel greift mir den Kopf weit mehr an als das **malum domesticum**, die Krämpfe, zu thun pflegen. (15. Septbr.) — Das Wetter drückt mich äußerst und macht alle meine Uebel rege, daß selbst die Arbeit mich nicht erfreut. (5. Decbr.) — Mein böser Anfall von Cholera ist zwar bald und glücklich vorübergegangen, aber geschwächt und verstimmt hat er mich für die ganze Woche. Auch das böse Wetter kommt dazu, jede Thätigkeit in mir stocken zu machen. (22. Decbr.)

1798. Meine poetische Arbeit stockt. Eine Verschleimung des Halses hat mich ergriffen und weil dies Uebel mich gerade in einem Zustande erhöhter Reizbarkeit überraschte, so hatte ich gestern den ganzen Tag Fieber. (15. Jan.) Noch heute plagt mich das Uebel, und da es gerade den Kopf einnimmt, so macht es mich ungeduldiger als sonst meine Krämpfe thun. (23. Jan.) Mit meiner Gesundheit geht es zwar besser, aber die Stimmung zur Arbeit hat sich noch nicht wiedergefunden. (26. Jan.) Seit acht Tagen und länger fehlt es mir sowohl an Lust und Laune als an Gesundheit zu meinem Geschäfte. (5. Febr.) Das Schmuzwetter ist meinem Fleiße nicht günstig, da es die alten Uebel, Katarrh und Schnupfen, wieder zurückgebracht hat. (9. Febr.) Der Kopf ist mir wieder von dem kartarrhal. Zufall angegriffen und das alte Uebel plagt mich auch. (13. Febr.) Die Arbeit geht wieder ein Wenig, obgleich mir der Kopf noch nicht recht frei ist. — Jan. und Febr. sind die gefährlichsten Monate für mich, weil ich schon zweimal von einer Lungenentzündung darin heimgesucht worden bin. (20. Febr.) Ich habe es einmal wieder an der frischen Luft versucht und mich wohl dabei befunden. (2. März.) Nachdem ich einmal vierzehn Tage erträglich wohl gewesen, setzt sich's mir wieder in den Kopf und macht mich unlustig und unfähig zu Allem.

Mein Kopf ist ganz wüst. (13. März.) Der Kopf ist mir sehr eingenommen. (16. März.) — Die schnelle Kälte hat mir wieder einen heftigen Katarrh mitgebracht und mein altes Uebel erneuert. (10. Apr.) Vierzehn Tage war ich zu Allem unfähig, weil sich der Rheumatismus in den Kopf gesetzt hatte und noch darf ich vor den nächsten acht Tagen nicht hoffen, ein Geschäft vorzunehmen. (24. Apr.) Noch habe ich keine Stimmung zur Arbeit finden können. (27. Apr.) — Seit gestern und heute bin ich wieder durch meine Krämpfe, die sich wieder geregt und mir den Schlaf geraubt haben, ganz in Unthätigkeit versetzt worden. (13. Jul.) Ich habe mir einen starken Schnupfen zugezogen. (1. Septbr.) Ich habe in den letzten vier Tagen zwei Nächte ganz schlaflos zugebracht, welches mich sehr angegriffen. (9. Septbr.) Eine schlaflose Nacht hat mir den ganzen Tag verdorben. (21. Septbr.) — Ein Schnupfen nimmt mir den Kopf so ein, daß ich ganz bethört von der Arbeit aufstehe. (14. Decbr.) Das Sudelwetter hat mich sehr mitgenommen. (18. Decbr.)

1799. Ich muß morgen zur Ader lassen, welches ich seit meinen zwei hitzigen Brustfiebern in den Jahren 1791 und 1792 immer beobachtet habe. Sonst befinde ich mich innerlich wohl, um aber die Plage nicht ausgehen zu lassen, habe ich mich neulich unter dem Nagel in den Finger gestochen, der sehr schmerzhaft wird, und weil es der Mittelfinger der rechten Hand ist, mich im Schreiben sehr incommodirt. (1. Jan.) — Die Hitze setzt mir so zu, daß ich zu jedem guten Gedanken unfähig bin, auch habe ich zwei Nächte nicht schlafen können. (5. Jul.) — Ich leide an Zahnweh und geschwollenem Backen. (28. Aug.) — Es geht mit der Erholung meiner kleinen Frau (— nach der Entbindung —) sehr langsam. (22. Octbr.) Der

Zustand hat sich verschlimmert und ihre Zufälle sind in ein förmliches Nervenfieber übergegangen. Ich habe in diesen Tagen sehr gelitten. Ihre Phantasien gehen mir durchs Herz. (25. Octbr.) In sechs Tagen habe ich drei Nächte durchwacht. (28. Octbr.) Mit meiner Frau steht es leider noch auf demselben Punkte. (4. Novbr.)

1800. (Im Frühjahr bekam Schiller ein Katarrhalfieber, das ihm bedenklich schien. Frau v. Wolzogen.) — Der Barometerstand regt meine Krämpfe auf und ich schlafe nicht gut. (30. Jul.) — Die böse Wetterveränderung regt meine alten Krämpfe wieder auf. (26. Septbr.)

1801. Eines starken Schnupfens von einer schlecht zugebrachten Nacht wegen bin ich übel daran und muß mich zu Hause halten. In der Nacht fürchtete ich krank zu werden (Febr.) — Weil mir das Wetter zusetzt und meine Arbeit mich in den letzten Tagen etwas angegriffen hat, so befinde ich mich nicht wohl. (Apr.) — Ich hoffe mit einer schlimmen Woche wegzukommen. (Octbr.) — So kurz mein neulicher Anfall von Cholera und Fieber war, so hart hat er mich angegriffen und die Schwäche, die er zurückließ, hat alle meine Krämpfe wieder rege gemacht. (Decbr.)

1802. Da mir der Kopf von einer schlecht zugebrachten Nacht verwüstet ist, so ist heute nichts mit mir anzufangen. (1. Febr.) — Ich war unpäßlich und bin es noch; meine Kinder befanden sich auch nicht wohl. Bei dem besten Willen und Trieb, werde ich gar oft in meiner Thätigkeit gehindert. (9. Jun.) — Ich sehne mich sehr nach einem ruhigen Aufenthalte, denn bei mir (— in dem angekauften Hause —) geht es sehr lärmend zu, da unter und über mir gehämmert wird und der Boden buchstäblich unter mir zittert. Auch war ich diese Woche gar nicht

wohl und leide an einer sehr melancholischen Laune. (12. Jun.) — Mit meiner ganzen Familie habe ich mich in den schlechtesten Umständen befunden, denn wir Alle litten an einer Art von Krampfhusten. Dabei lebten wir entfernt von jedem menschlichen Umgange, weil ich jede Gelegenheit zu sprechen sorgfältig meiden mußte. (6. Jul.) Ich muß Abends zeitig zu Hause sein, weil mein Husten noch leicht erregt wird. (26. Jul.)

1803. Ich bin von der Hitze und dem verwünschten Barometerstand so angegriffen, daß ich mich nicht entschließen kann, vor die Thür zu gehen, auch bin ich keines ordentlichen Gedankens fähig. (Aug.) Mich plagt der Katarrh und ich muß ihn abwarten, wenn er nicht hartnäckig werden soll. (Septbr.)

1804. Ein Uebel, daß ich nicht vernachlässigen darf und mich besonders am Gehen hindert, hält mich zu Hause auf dem Sopha gefesselt. (Febr.) — Mein Haus ist ein Hustenlazareth. (Apr.) — Ich habe einen harten Anfall ausgestanden und es hätte leicht schlimm werden können, aber die Gefahr wurde glücklich abgewendet; Alles geht nun wieder besser, wenn mich nur die unerträgliche Hitze zu Kräften kommen ließe. Eine plötzliche große Nervenschwächung in solch einer Jahreszeit ist in der That fast ertödtend und ich spüre seit den acht Tagen, daß mein Uebel sich gelegt, kaum einen Zuwachs von Kräften, obgleich der Kopf ziemlich hell und der Appetit wieder ganz hergestellt ist. (3. Aug.)

1805. Leider geht es uns Allen schlecht und der ist noch am besten daran, der durch die Noth gezwungen mit dem Kranksein nach und nach sich hat vertragen lernen. (14. Jan. 1805.) — Mich hat mein Katarrh noch nicht verlassen, ob er gleich nicht mehr stark ist. (14. Jan.

1805.) — Ob nun nach der alten Lehre die humores peccantes im Körper herumspazieren, oder ob nach der neuen die verhältnißmäßig schwächern Theile in Desaventage sind, genug, bei mir hinkt es bald hier, bald dort und sind die Unbequemlichkeiten aus den Gedärmen ans Zwergfell, von da in die Brust, ferner in den Hals und so weiter ins Auge gezogen, wo sie mir denn am allerunwillkommensten sind. (Febr. 1805.) — In meinem Hause sieht es wie in einem Lazareth aus, doch vertröstet uns der Doctor. (Febr. 1805.) — Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraume von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert und ich werde Mühe haben, mich zu erholen. Zwar mein jetziger Anfall scheint nur die allgemeine epidemische Ursache gehabt zu haben, aber das Fieber war so stark und hat mich in einem schon so geschwächten Zustande überfallen, daß mir ebenso zu Muthe ist als wenn ich aus der schwersten Krankheit erstünde und besonders habe ich Mühe eine gewisse Muthlosigkeit zu bekämpfen, die das schlimmste Uebel in meinen Umständen ist. (22. Febr. 1805.) Die verwünschte Schnupfenepidemie hat mich recht tüchtig gepackt und ich habe 14 Tage recht krank gelegen und immer über den dritten Tag einen Fieberanfall gehabt, der oft sehr heftig war. Gottlob, es ist vorbei und ich bin schneller wieder zu Kräften gekommen als ich hoffen konnte. In keinem Winter habe ich noch soviel ausgestanden als in diesem und so wenig gethan. (5. März 1805.) Ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit 9 Monaten zu verwinden und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt; die Natur hilft sich zwischen Vierzig und Funfzig nicht mehr so als im dreißigsten Jahre. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und

leidliche Gesundheit bis zum funfzigsten Jahre aushält. Goethe war auch sehr krank an einer Nierenkolik mit heftigen Krämpfen, welche zweimal zurückkehrten. *) (25. Apr. 1805.)

---

*) Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund (— Schiller starb am 9. Mai —) und in demselben die Hälfte meines Daseins. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen, aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr. (Goethe, 1. Juni 1805.)

Auf Schillers Schreibtisch fand man nach seinem Tod den Monolog der Marfa im Demetrius, und diese Worte, die sie an ihren Sohn richtet, sind wahrscheinlich die letzten Zeilen, die er geschrieben:

Ich habe nichts als mein Gebet und Flehn;
Beflügelt send' ich's zu des Himmels Höhn,
Wie eine Heerschaar send' ich dir's entgegen.

Charlotte von Schiller schreibt an Fischenich am 9. Juni 1805: Ich habe das Schrecklichste erlebt, habe Schiller sterben sehen. Die Erde ist mir nun nichts mehr, ich finde keinen Ruhepunkt mehr, überall würde ich schrecklich fühlen, was ich entbehre, was das Schicksal mir aufgelegt hat. Daß man Muth haben muß zu ertragen, das ist traurig! Aber diese Beruhigung habe ich, daß ich gewiß Alles that, um ihn vor unangenehmen Eindrücken im Leben zu bewahren, daß er vielleicht ohne mich nicht so lange für die Welt gewirkt hätte. — Er muß unendlich gelitten haben, viel mehr als er es sagte! — Seine letzte Krankheit war für ihn nicht so ängstlich. Er war mild, ruhig gestimmt. Ich hatte ihn oft kränker gesehen. Ich mußte also auch jetzt hoffen, daß seine herrliche Natur siegen würde.

Als, nach harten Krampfanfällen, er endlich schlief, und ruhig, sagte ich zu meiner geliebten Schwester, ich hoffe, daß es nun besser werden würde, da ich doch allen Glauben zu seiner guten Natur habe, und Muth und Hoffnung belebten mich. — Aber was sind Hoffnungen des Lebens! In diesem Moment kam man, und rief uns ins andre Zimmer, und der Todeskrampf hatte sein Gesicht schon entstellt. — Ich bemühte mich vergebens, die kalte Hand zu erwärmen; seine Blicke konnten mich nicht mehr

Schiller als Mann.

Immer verstand ich mich weniger darauf, Freunde zu erwerben als die erworbenen festzuhalten. (25. Mai 1783.)

---

finden. — Ich danke Gott, daß ich ungewöhnliche Hoffnung in mir hatte; wie hätte ich sonst dies aushalten können, und tröstlich war es ihm doch gewiß, von mir in dem letzten Moment noch umgeben zu sein.

Als der Krampf sein Gesicht schon entstellte, als ich seinen gesunkenen Kopf auf eine bequemere Seite richten wollte, erkannte er mich, lächelte mich verklärt an und küßte mich. — Dies war das letzte deutliche Zeichen seines Bewußtseins. — Mein Leben ist nun ein ewiger Kampf der Neigung und Pflicht; die Neigung ruft mich in die dunkle Gruft und die Pflicht für meine Kinder ins Leben.

Ach, Sie fühlen tief, was ich entbehre! Aber Sie kannten ihn nur halb, denn in dem letzten Theil seines Lebens, wo seine Seele frei auch unter dem drückenden Gefühl der Krankheit sich erhob, wo er immer milder, immer liebender wurde, sein Herz an dem unschuldigen Leben seiner Kinder erfreute, war er ganz anders noch als da Sie mit uns lebten. — Diese Liebe, diese Freude an den lieben Geschöpfen, diese Heiterkeit, wenn er zu uns kam, würde Ihrem Herzen wohlgethan haben. — Das lange Leben mit ihm hatte auch mein Gefühl auf eine glückliche Höhe gestellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg. Wie mir nun ist, welche Oede, welche Dunkelheit in mir, kann ich nur andeuten. Wenn man gerade die Epoche des Lebens, wo man selbst zum Leben reifer wird, mit einem solchen Geist fortschritt, durch seinen Blick die Welt und Gegenstände beleuchtet sah, ach wie schrecklich ist diese Leere! Im gewöhnlichen Leben, das ich ihm so leicht wie möglich zu machen suchte, von seinem Geist gern die störenden Eindrücke entfernte, vermisse ich seine Gegenwart, seinen belebenden Muth wohl schmerzlich, aber noch tiefer, inniger, schmerzlicher in den Momenten, wo ich mein besseres Wesen aufsuchen möchte, wo mir das Licht seines Geistes fehlt. — Ach da ist's, als wäre ich in die ewige Nacht verstoßen, und die Welt ist mir schrecklich. — Es hat Niemand, kann ich behaupten, dieses edle, hohe Wesen so verstan-

Man dürfte mich zwischen Spandau und einer Assemblée wählen lassen; ich weiß was geschähe. (30. Mai 1783.)

---

den wie ich, denn keine Nuance entging mir. Ich wußte mir seinen Charakter, die Triebfedern seines Handelns zu erklären, zurechtzulegen wie Niemand. — Ach wenn er diesen Antheil an mir noch nimmt, den er stets nahm, wenn er auf eine solche Art mein Leben fühlt, wie es Menschen fühlen, muß er über das Schicksal, über die Nothwendigkeit trauern, die ihn von mir riß. Denn er muß fühlen, daß ich ohne ihn nicht leben kann und doch muß, so lange es das Schicksal gebietet. — Die Jahre verbanden uns immer fester, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm seine Ansichten auf meinem eignen Weg gewann und ihn verstand, wie keiner seiner Freunde. Ich war ihm so nöthig zu seiner Existenz, wie er mir. Er freute sich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verstand. Dieses geistige Mitwirken, Fortschreiten war ein Band, das uns immer fester verband. Seine poetische Laufbahn, der ich leichter folgen konnte als der philosophischen, hat auch unser Wesen noch fester an einander gefesselt. (Andenken an Barth. Fischenich. Stuttgart, 1841. p. 105 ff.)

Zum Schluß noch ein paar Aeußerungen über Schiller:

Ich trat gestern (25. Juni 1796) vor den felsigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremde zurückspringen. Seine Gestalt ist verworren, hart, kräftig, voll Edelsteine, voll scharfer schneidender Kräfte, aber — ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich als er schreibt. Jean Paul.

Nicht blos in geistigen Dingen waren wir verschiedener Art, sondern auch in körperlichen. Eine Luft, die Schillern angenehm war, drückte auf mich wie Gift. Einmal in seiner Abwesenheit setzte ich mich an seinen Schreibtisch. Ich hatte aber nicht lange gesessen, als ich von einem heimlichen Uebelbefinden mich überschlichen fühlte, welches sich nach und nach steigerte, daß ich einer Ohnmacht nahe war. Endlich bemerkte ich, daß aus einer Schublade neben mir ein sehr fataler Geruch kam. Als ich sie öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Aepfel war. Seine Frau sagte mir, die Schublade müsse immer mit solchen Aepfeln gefüllt sein, indem dieser Geruch ihm wohlthue und er ohne denselben nicht leben und arbeiten könne. Goethe.

Ich muß gestehen, daß ich mir äußerst wenig aus Wein mache. Mit mehr Vergnügen trinke ich Bier. (15. Novbr. 1783.)

Bekannt ist mein Hang zu einfachen, stillen Vergnügen und geräuschlosen Freuden. Ich gestehe aufrichtig, daß zuweilen auch mich eine Trunkenheit umnebeln kann, aber sie wird gewiß bald verfliegen. Ich bin kein Neuling mehr in den Vergnügungen und Verführungen der großen Welt. (13. Novbr. 1783.)

Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche empfindende Natur und eine Kokette, jede Kokette, kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude, aber doch nicht soviel Sinn dafür, um mir sie zu wünschen. Ich werde ewig isolirt bleiben in der Welt; ich werde von allen Glückseligkeiten naschen, ohne sie zu genießen. (19. Novbr. 1787.) Der weibliche Charakter ist zu meiner Glückseligkeit nothwendig. Meine schönsten Stunden danke ich diesem Geschlechte, wenn ich besonders auch die Musen dazu rechne, die nicht umsonst Frauenzimmer sind. Selbst die Venus Urania ist ja ein Weib und ihre irdischen Töchter sind da, uns bei ihr einzuführen. (29. Mai 1789.)

Es wird über mich geklagt, daß ich meiner Gesundheit durch vieles Arbeiten und Zuhausesitzen schaden würde. Aber so sind die Leute; sie können es Einem nicht vergeben, daß man sie entbehren kann. Und wie theuer verkaufen sie Einem die kleinen Freuden, die sie zu geben wissen! Wenn die völligste Gleichgiltigkeit gegen Clubs und Cirkel und Kaffeegesellschaften den Menschenfeind ausmachen, so bin ich's geworden. (1788.)

Ich merke mir mehr und mehr an, daß ich mich von kleinen Leidenschaften erhebe. Freilich ist es schwer, daß sich mein Geist unter dieser drückenden Last von Sorgen und äußerlichen Umständen aufrichte, aber seine Elasticität hat er doch glücklich zu erhalten gewußt. — Mir ist immer als könnte ich meinen Geist von dem allgemeinen Weltgeist nicht trennen und als würde ich in ihn zurückgezogen (die Vorstellung sieht freilich beinahe aus als machte ich mich selbst zum Gott). Ist der Zweifel als ein ewiger Ring um unser Dasein geschlossen? Ist er der ewige ressort in unserm Geiste? Wenn uns Alles gewiß wäre, was würden wir anfangen? Heilig ist jedoch der große Schleier um diese Dinge und heilig die Kraft, die ihn zu entfalten strebt und in allem Irrthume bleibt uns doch Liebe ewige Wahrheit. Sie giebt unserm Wesen eine selige Ahnung von seinem eigenen innern Bestand. (**1788.**)

Mir für meine kleine stille Person erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselnußschale, woraus ich sie betrachte, ungefähr so, wie einer Raupe der Mensch vorkommen mag, an dem sie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respect vor diesem großen drängenden Menschenoceane, aber es ist mir auch wohl in meiner Nußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, ist nicht geübt, nicht entwickelt und so lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Zirkel nicht versiegt, werde ich in diesem großen Ocean ein neidloser und ruhiger Bewunderer bleiben.. Auch glaube ich, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat

ist ein Geschöpf des Zufalls, aber der Mensch ein nothwendiges Wesen. Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer des Gedankens. (1788.)

Wenn ich beten könnte! (1788.)

Ich bin nicht glücklich; ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt — und nicht sowohl weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die innere Freude mehr naschte als genoß, weil es mir an innerer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens, die Labung des Gefühls in vielen und ununterbrochenen, wenn auch nur kleinen und schwachen geselligen Empfindungen giebt. Von Außen bin ich, was man sagen kann, glücklich. Ich bin von vielen Menschen geliebt; recht theilnehmend wird mir von ihnen begegnet, ich habe eine recht sanfte und genußreiche Existenz. Aber um so mehr sehe ich, daß die Quelle meines Unmuthes in diesem Wesen liegt, das ich ewig in mir herumtrage. (1788.) Alle meine Genüsse muß ich tief aus meiner Seele hervorholen; die Natur giebt mir nichts und die Menschen suche ich nicht auf. Wenn ich glücklich sein soll, muß ein geschlossener Zirkel um mich herum sein, der ohne mein Zuthun da ist und in den ich nur gleich eintreten kann, den ich empfänglich gestimmt finde. Entweder sind die Menschen von ihren Ichs und was darauf Bezug hat, besessen und obsedirt, oder sie sind durch Façon für mich verdorben. Zersteuen kann man sich allenfalls wohl bei ihnen, aber nicht genießen. Einige Ausnahmen giebt es allerdings, aber diese sind nicht immer für mich zu haben, wie ich es wünsche. (1789.) Ich

rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen. (1788.)

Daß wir doch auf diesen schlechtesten Theil des Globus verbannt sind, wenn Andere, die es nicht werth sind, unter einem schönen lachenden Himmel leben! Es thut mir oft wehe, daß mir und meinen Freunden, deren schöne Seele sich unter einem lieblichern Clima so viel reicher und schöner entfaltet haben würde, ein so schlechtes Loos gefallen ist. Man kommt nur einmal auf die Erde, und soll gerade mit dem dürftigsten Platz auf ihr vorlieb nehmen. Doch ich gebe mich zufrieden und sage zu mir, daß ich nur auf thüringischer Erde die Freunde finden konnte, die ich fand und daß ich der Saale mehr zu verdanken habe als der Ganges mir hätte geben können. (26. Mai 1789.)

Ich werde es so einrichten, daß ich einige Abende regelmäßig Gesellschaft bei mir haben kann. Zwei Tage in der Woche sind schon besetzt, nun will ich noch zwei dazu bestimmen. Viel Ausgaben machen diese Butterbrodgesellschaften nicht; wenn ich das halbe Jahr 4 Louisdor mehr daran wende, so kann ich alle Wochen zweimal 3 — 4 Menschen bitten und zu meinem Wohlsein ist dies nöthig. (24. Octbr. 1791.)

Meine Gefühle sind durch meine Nervenleiden reizbarer und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden. Ich fordere mehr als sonst von Menschen und habe das Unglück mit solchen in Verbindung zu kommen, die in diesem Stücke ganz verwahrlost sind. (10. Decbr. 1793.)

Ich liebe sehr, daß die Hauswirthschaft ordentlich geht, aber ich mag das Knarren der Räder nicht leiden.

Schiller als Sohn, Bruder und Vater.

Meine Mutter liebte mich sehr und hat viel um mich gelitten. Sie war eine verständige gute Frau und ihre Güte, die auch gegen Menschen, die ihr nichts angingen, unerschöpflich war, hat ihr überall Liebe erworben. Mit einer stillen Resignation ertrug sie ihr leidensvolles Schicksal und die Sorge um ihre Kinder kümmerte sie mehr als alles andere. (3. Jan. 1790.)

Ich habe die sehr willkommene Nachricht erhalten, daß meine gute Mutter und eine meiner Schwestern mich diesen Monat hier besuchen wird. (3. Septbr. 1792.) — Sie hat sich zwar verändert gegen das, was sie vor zehn Jahren war, aber nach so viel ausgestandenen Krankheiten und Schmerzen sieht sie sehr gesund aus. Es freut mich, daß ich sie bei mir habe und ihr Freude machen kann. (21. Septbr. 1792.)

Meine schwäbische Reise kann und darf ich nicht aufgeben, denn die ganze Hoffnung meines Vaters beruht darauf, und ich bin ihm diese Liebe schuldig. Er ist im Oct. 70 Jahre alt und also läßt sich mit ihm nichts aufschieben. (1. Juli 1793.)

Die schönen Aussichten, die ich vor mir habe, erheben mir das Herz. Ich werde zugleich die Freuden des Sohnes und Vaters genießen und es wird mir zwischen diesen beiden Empfindungen der Natur innig wohl sein. (17. Juli 1793.)

Ein erschütternder Schlag (— der Tod des Vaters —)! Daran zu denken, daß etwas, das uns so theuer war und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im spätern Alter mit Liebe geheftet waren, daß so etwas aus der Welt ist, daß wir

mit allem unseren Bestreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken, ist immer etwas Schreckliches. Auch wenn ich nicht daran denke, was der gute verewigte Vater uns Allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne Rührung den Beschluß eines so bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten, und so wie er noch im 73. Jahre mit einem so kindlichen reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden als er von dem seinigen! Das Leben ist eine so schwere Prüfung, und die Vortheile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. — Alles was zu einem gemächlichen Leben gehört, muß der Mutter werden und es ist hinfort meine Sache, daß keine Sorge sie mehr drückt. Nach so vielen Sorgen muß der Abend ihres Lebens heiter sein. (Ohne Datum. Boas, Nachträge.)

So sind nun uns beide liebende Eltern entschlafen und dieses älteste Band, das uns an's Leben fesselte, ist zerrissen! Es macht mich sehr traurig und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe und meine guten Schwestern noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir Drei nun allein von dem väterlichen Hause übrig sind, desto näher an einander schließen! Vergiß nie, daß Du einen liebenden Bruder hast, ich erinnere mich lebhaft an die Tage unserer Jugend, wo wir

uns noch Alles waren. Das Leben hat unsere Schicksale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben. (An seine Schwester Reinwald.)

Möge der Himmel der theuern Abgeschiedenen Alles mit reichen Zinsen vergelten, was sie im Leben gelitten und für die Ihrigen gethan! Wahrlich sie verdiente liebende und dankbare Kinder zu haben, denn sie war selbst eine gute Tochter für ihre leidenden und hilfsbedürftigen Eltern. Von den Effecten der lieben Mutter wünschte ich womöglich etwas zu erhalten, das mir ein bleibendes Andenken an die Verewigte sein kann. (23. Mai 1802.)

Ein kleiner Sohn ist da, ein Junge groß und stark und Alles ist glücklich abgelaufen. (15. Juli 1793.)

Der kleine Goldsohn wird jetzt charmant. Er geht seit fünf Wochen und jagt schon im Zimmer herum, als ob er es schon ein Jahr getrieben hätte. Auch fängt er an zu plappern und versteht schon recht Vieles. Er zeigt ein sehr lenksames weiches Herz, denn wenn er etwas gethan hat, was ihm verboten worden, so darf ich ihn nur ernsthaft ansehen und er kommt gelaufen und küßt mich, mich wieder gut zu machen. Sobald ich aufstehe, erhalte ich einen Besuch von ihm; Mittags ißt er mit uns am Tische und des Abends haben wir auch unsere Freude an ihm. Ich kann nicht beschreiben, wie viel mir das Kind ist. (1794.)

Die (— zweite —) Niederkunft der kleinen Frau erfolgte über Erwarten geschwind und ging leicht und glücklich vorüber. Meine Wünsche sind in jeder Hinsicht erfüllt, denn es ist ein Junge, frisch und stark, wie es das Ansehn giebt. Jetzt kann ich also anfangen meine kleine Familie zu zählen; es ist eine eigene Empfindung und der Schritt von eins zu zwei viel größer als ich

dachte. (11. Juli 1796.) Meine Frau getraut sich zu stillen, welches mir auch sehr erwünscht ist. (12. Juli.) Mit dem Stillen scheint es nichts zu werden, weil nichts mehr kommt. (23. Juli.) Der Kleine leidet sehr an Säure und Krämpfen, doch scheint er sich nach und nach an die neue Nahrung zu gewöhnen. Man sollte nicht denken, daß man bei so viel Sorgen von innen und außen einen leidlichen Humor behalten und gar Verse machen könnte. Aber die Verse sind vielleicht auch darnach! (29. Juli.)

Meine zwei Kleinen sind Gottlob immer gesund und dem neuen Ankömmling sehen wir mit froher Hoffnung entgegen. (8. Octbr. 1799.)

Die Kinder sind gar gut und machen uns zunehmende Freude, besonders die kleine Caroline ist ein gar angenehmes Kind und wer sie sieht, hat seine Freude an ihr. Die Knaben wachsen frisch heran und mir wird manchmal Angst, wie ich am Besten für ihren Unterricht sorgen soll, da die Zeit des Lernens heranrückt. (10. April 1802.)

Die Kinder haben diesem Winter die Windpocken gehabt und die kleine Emilie viel davon ausgestanden. (27. März 1805.)

Kann ich nur mein funfzigstes Jahr mit ungehinderten Geisteskräften erreichen, so hoffe ich soviel zu sparen, daß meine Kinder unabhängig sind. (März 1804.) Ein solches Häufchen von Kindern, als ich um mich habe, kann einen wohl zum Nachdenken bringen. (2. April 1805.)

Schiller als Schriftsteller und Dichter.

Herz und Kopf jagen sich bei mir immer; ich kann keinen Moment sagen, daß ich glücklich bin, daß ich mich

des Lebens freue. Einsamkeit, Abgeschiedenheit, äußere Ruhe um mich her und innere Beschäftigung sind der einzige Zustand, in dem ich noch gedeihe. Ich bin lebhaft überzeugt, daß ich nicht für die Gesellschaft tauge. Alle meine Leiden sind bisher Folgen von Wünschen und Neigungen gewesen, die mir die Gesellschaft gegeben hat; die wenigsten meiner wenigen Freunde habe ich von ihr empfangen. Mein Geist wirkt mehr im Stillen, im Umgange mit sich selbst; selbst für Andere wirkt er so mehr. Was ich eigentlich will? Das weiß ich selbst nicht; aber ich fühle, daß ich noch nicht in dem Elemente schwimme, für das ich eigentlich gehöre. (20. Aug. 1788.)

Poetische Arbeiten sind nur meiner Laune möglich; forcire ich diese, so mißrathen sie. Laune geht aber nicht gleichförmig mit der Zeit, wohl aber meine Bedürfnisse, also darf ich, um sicher zu sein, meine Laune nicht zur Entscheiderin meiner Bedürfnisse machen. Es ist keine stolze Demuth, wenn ich sage, daß ich zu erschöpfen bin. Meiner Kenntnisse sind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft. Täglich arbeite ich schwerer, weil ich viel schreibe. Was ich von mir gebe, steht nicht in Verhältniß zu dem, was ich empfange. Ich bin in Gefahr, auf diesem Wege mich auszuschreiben. Es fehlt mir an Zeit, Lernen und Schreiben gehörig zu verbinden. Ich muß also darauf sehen, daß auch Lernen als Lernen mir rentire. Es giebt Arbeiten, bei denen Lernen die Hälfte, das Denken die andere Hälfte thut. Zu einem Schauspiele brauche ich kein Buch, aber meine ganze Seele und alle meine Zeit. Zu einer historischen Arbeit tragen mir die Bücher die Hälfte bei. Am Ende eines historischen Buches habe ich Ideen erweitert, neue empfangen; am Ende eines verfertigten Schau-

spiels viel mehr verloren. Weil die Welt das Nützliche zur höchsten Instanz macht, so wähle ich einen Gegenstand, den die Welt für nützlich hält. Meiner Kraft ist es eins oder soll es eins sein, — also entscheidet der Gewinn.. Ich muß darauf denken, wovon ich leben soll, wenn ich leben soll, wenn mein dichterischer Frühling verblühet. (18. Jan. 1788.) — Täglich stoße ich auf meinen Mangel an Lectüre und beinahe fürchte ich, daß ich die letzten zehn Jahre nie ganz werde ersetzen können. Daran hindert mich für immer das leidige Bedürfniß, daß ich viel schreiben muß und der unglückliche Umstand, daß ich langsam arbeite. Nach der gewissenhaftesten Zeiteintheilung bleiben mir des Tages höchstens drei Stunden zur Lectüre und wie wenig ist das bei einer solchen Anzahl nur der unentbehrlichsten Schriften, die ich nachholen muß. (26. Mai 1788.) Das lyrische Fach sehe ich eher für ein Exil, als für eine eroberte Provinz an. Es ist das kleinlichste und auch undankbarste unter allen. Zuweilen ein Gedicht, das lasse ich mir gefallen. Wieland wirft mir auch vor, daß ich nicht Leichtigkeit habe; er spricht mir auch ab, sie mir in dem Grade, wie er sie hat, zu erwerben. Goethe habe sie auch gefehlt, aber er habe sie sich erworben. Ich fühle während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er Recht hat, aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt und das läßt mich hoffen, daß ich mich darin verbessern kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe.*) (25. Febr. 1789.)

---

*) „Man wähne ja nicht, das Schillers frühere Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen, immer strömenden Einbildungskraft oder gleichsam Einlispelungen einer freundlichen Muse gewesen wären. Mit nichten! Erst nach langem Einsammeln

Lange kann ich im Maschinengange eines soliden Geschäftes nicht verharren, das sehe ich schon, aber die Unterbrechungen dauern doch nicht lange und ich finde den Faden immer wieder. (1788.) So lange ich in einer gewissen Ruhe und Gleichförmigkeit lebe, gehen alle Sachen bei mir ihren ordentlichen Gang; aber bin ich einmal herausgeworfen, so kann ich mich Wochen und Monate lang nicht wieder hineinfinden. (7. Apr. 1797.) Ich habe mich so gewöhnt, daß ich, wenn ich nicht g a n z bei einer Arbeit bin, gar nicht dabei sein kann. (5. Febr. 1798.)

---

und Aufschichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorstellungen, angestellter Beobachtungen, erst nach vielen angestellten Bilderjagden, nach hundertfältigen Schwängerungen seiner Phantasie und den mannichfaltigsten Befruchtungen seines Geistes überhaupt, erst nach vielen mißlungenen und vernichteten Versuchen hob er sich etwa im Jahre 1777 so weit, daß scharfsichtige Prüfer mehr aus einzelnen kleinen Aeußerungen als aus größern Arbeiten den bedeutenden künftigen Dichter in ihm ahneten, sowie auch er selbst nicht früher als um diese Zeit sich der Inwohnung und schaffenden Wirkung des Dichtergeistes gewiß wurde." (P e t e r s e n, Morgenblatt 1807.)

An Goethe schreibt Schiller selbst am 3. Decbr. 1794; „die Ankündigung des Journals (der Horen) für das Publikum dürfte mich m e h r e r e T a g e kosten." Gedanken, die in ihm aufstiegen, scheint er sofort auf Papier geworfen und dann gelegentlich benutzt zu haben. E s l i e g e n m i r z w e i s o l c h e P a p i e r e v o r; b e i d e sind mit S. u n t e r z e i c h n e t. Das eine, zwei Quartblätter, wurde in den Brief vom 7. Jan. 1788 an Körner verwebt, es beginnt: „Die Geschichte ist willkührlich, voll Lücken 2c." und schließt: „daß ich die Materie mit überzeugtem Verstande verlasse." (S. Briefwechsel mit Körner I. Bd. S. 236.) Der zweite Entwurf ist in der Abhandlung „von dem Erhabenen" benutzt; er beginnt mit den Worten: „Erinnert man sich, welchen Werth es für ein Vernunftwesen haben muß, sich seiner Unabhängigkeit von den Naturgesetzen bewußt zu werden" und schließt: „so unbändig reißt sie im Reich der Freiheit den Zügel ab, woran der Speculationsgeist sie gern führen möchte."

Ich gehe seltener mit mir selbst um, ich bin mir ein fremdes Wesen geworden, weil mir meine Arbeiten wenig Zeit lassen, meinem Ideengange zu folgen. Dasjenige, was Andere vor mir voraushaben, schlägt mich immer nieder, ohne daß mir dasjenige, worin sie mir nachstehen, in gleichem Lichte gegenwärtig wäre. (Jan. 1788.)

Ich lese fast nichts als Homer; die alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. (1788.)

Mein unruhiger Geist ist der Darstellung nicht empfänglich, ich bin mir selbst zu gegenwärtig. Meine Geschichte hat viel Dichterkraft in mir verdorben und die Journalarbeiten ziehen mich zu sehr auseinander. (1788.)

Ich habe mir ein eigenes Drama nach meinem Talent gebildet, welches mir eine gewisse Superiorität darin giebt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühle ich die Ueberlegenheit, die Goethe und viele andre Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft; deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken, denn je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erfordernisse mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talentes, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich soweit gebracht hat als ich schon bin. Ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der andern nicht soweit bedecken können als geschehen ist und es überhaupt nicht soweit bringen können, um auf Köpfe zu wirken. (25. Febr. 1789.)

Das Arbeiten im dramatischen Fache dürfte noch eine ziemlich lange Zeit hinausgerückt werden. Ehe ich der grie-

chischen Tragödie durchaus mächtig bin und meine dunkeln Ahnungen von Regel und Kunst in klare Begriffe verwandelt habe, lasse ich mich auf keine dramatische Ausarbeitung ein. Meine historische Wirksamkeit muß ich soweit treiben als ich kann. Ich sehe nicht ein, warum ich nicht, wenn ich ernstlich will, der erste Geschichtsschreiber in Deutschland werden kann und dem ersten müssen sich auf jedem Fall Aussichten eröffnen. (26. Jun. 1790.)

Oft widerfährt mir, daß ich mich der Entstehungsart meiner Producte, auch der gelungensten, schäme. Man sagte gewöhnlich, daß der Dichter seines Gegenstandes voll sein müsse, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenstandes einladen ihn zu bearbeiten und erst unter der Arbeit selbst entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen worden als sie fertig waren. So war's mit Carlos selbst. Ich glaube, es ist nicht immer die lebhafte Vorstellung des Stoffes, sondern oft nur ein Bedürfniß nach Stoff, ein unbestimmter Drang nach Ergießung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung schafft. Das Musikalische eines Gedichtes schwebt mir weit öfterer vor der Seele, wenn ich mich hinsetze, es zu machen, als der klare Begriff des Inhaltes, über den ich oft kaum mit mir einig bin. (25. Mai 1792.)

Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien herumschlagen; da bin ich blos Dilettant. Die Kritik muß mir jetzt den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That, denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit

mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt schaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst soweit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück und setzt sich keine andere als freiwillige Schranke. (1792.)

Mein Bedürfniß und Streben ist aus Wenigem Viel zu machen. Wenn mein Gedankenkreis kleiner ist als Goethes, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter und kann eben darum meine kleine Baarschaft besser nützen und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Ich habe kein Königreich zu regieren, sondern nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte. Mein Verstand wirkt mehr symbolisirend und so schwebe ich als eine Zwitterart zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopfe und dem Genie. Dies ist, was mir, besonders in früheren Jahren, sowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunst, ein ziemlich linkisches Ansehn gegeben, denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstractionen und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte insoweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine

Krankheit meine physische zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun was ich kann und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltenswerthe aus dem Brande geflüchtet. (31. Aug. 1794.)

Leider nöthigen mich meine Krämpfe gewöhnlich den ganzen Morgen dem Schlafe zu widmen, weil sie mir des Nachts keine Ruhe lassen und überhaupt wird es mir nie so gut, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde sicher zählen zu dürfen. Die Ordnung, die jedem andern Menschen wohl macht, ist mein gefährlichster Feind, denn ich darf nur in einer bestimmten Stunde etwas Bestimmtes vornehmen müssen, so bin ich sicher, daß es mir nicht möglich sein wird. (7. Septbr. 1794.)

Ich kenne nun bald meine Stärke sowohl als meine Schranken im poetischen Felde. Diese letztern werden mir wohl das Dramatische verbieten, aber auf das Epische werde ich dafür desto ernstlicher losgehen, nicht auf die große Epopoe, versteht sich. (21. Aug. 1795.

Es ist mir unmöglich, etwas unvollkommen zu lassen, so lange ich es besser machen kann. (7. Septbr. 1795.)

Es giebt gegen eine Stunde des Muthes und Vertrauens immer zehn, wo ich kleinmüthig bin und nicht weiß, was ich von mir denken soll. Soviel habe ich nun aus gewisser Erfahrung, daß nur strenge Bestimmtheit der Gedanken mir zu einer Leichtigkeit verhilft. Ich bin jetzt in der That froh, daß ich mir's nicht habe verdrießen lassen, einen sauern Weg einzuschlagen, den ich oft für die poetisirende Einbildungskraft verderblich hielt. Aber freilich spannt diese Thätigkeit sehr an, denn wenn der Philosoph seine Einbildungskraft und der Dichter seine Abstractions-

kraft ruhen lassen darf, so muß ich, bei dieser Art von Production, diese beiden Kräfte immer in gleicher Anspannung erhalten und nur durch eine ewige Bewegung in mir kann ich die zwei heterogenen Elemente in einer Art von Solution erhalten. (16. Octbr. 1795.)

In wiefern kann ich, bei der Entfernung von dem Geiste der griechischen Poesie, noch Dichter sein und zwar besserer Dichter als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheint? Angenommen den Fall, die Natur habe mich wirklich zum Dichter bestimmt, so wird der ganz zufällige Umstand, daß ich mich in dem entscheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt wird, von 14—24, ausschließlich nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Literatur (soweit sie über das neue Testament sich erstreckt) völlig verabsäumt und selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft habe, meine ungriechische Form bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeist erklären. Der Einfluß philosophischer Studien auf meine Gedankenökonomie erklärt dann das Uebrige. Ein starker Beweis für diese Behauptung ist der, daß ich gerade jetzt, wo ich durch Krankheit, Lebensweise, selbst durch das Alter, durch jahrelang getriebene Speculation von der dichterischen Vorstellungsweise um so viel mehr hätte abkommen sollen, nichtsdestoweniger eher näher gekommen bin (wofür ich meine Elegie „Spaziergang" allein zum Beweis anführen will) und warum konnte dies geschehen? Weil ich zugleich in dieser Zeit, obgleich nur sehr mittelbar, aus griechischen Quellen schöpfe. Ich bilde mir in gewissen Augenblicken ein, daß ich eine größere Verwandtschaft zu den Griechen haben muß als viele andere, weil ich sie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen und mit meinen

Fühlhörnern erfassen kann. Hätte ich Muße und so viel Gesundheit, als ich bisher nur gehabt, so sollte man so herrliche Producte von mir sehen, die nicht ungriechischer sein sollen als die derer, welche den Homer an der Quelle studiren. (26. Octbr. 1795.)

Goethe gewöhnt mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktischen und besonders im Poetischen eine Unart ist) vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen und führt mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort. Der Punkt ist immer klein und eng, von dem er ausgeht, aber dieser führt mich ins Weite und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anstatt daß ich auf dem andern Wege, dem ich, mir selbst überlassen, so gern folge, immer vom Weiten ins Enge komme und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu sehen als am Anfang. (18. Jun. 1797.)

Ich bin im Versbau der roheste Empiriker, denn außer Moritz kleiner Schrift über Prosodie erinnere ich mich auch gar nichts, selbst nicht auf Schulen, darüber gelesen zu haben. Besonders sind mir die Hexameter und Pentameter, die mich nie genug interessirt hatten, ganz fremd in Rücksicht auf Theorie und Kritik. (29. Novbr. 1795.)

Man schleppt sich mit so lieben tauben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mittheilung und im Bedürfniß der Geselligkeit so oft ein leeres, das man froh ist wieder fallen zu lassen; es giebt so gar erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicherweise gefunden, desto näher rücken sollte. Ich bin in dieser Hinsicht Goethe sehr viel schuldig und ich weiß, daß ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe. Es sind jetzt vier Jahre verflossen, daß wir einander näher

gekommen sind und in dieser Zeit hat sich unser Verhältniß immer in Bewegung und im Wachsen erhalten. Diese vier Jahre haben mir selbst eine festere Gestalt gegeben und mich rascher vorwärts gebracht, als es ohne dies hätte geschehen können. (31. Aug. 1798.)

Ich sehe, daß ich nichts auf der Welt weiß, wobei ich mehr gelernt hätte, als die Mittheilungen Goethe's während der Arbeit an Hermann und Dorothea, die mich recht in das innere Verdienst einführten.

Meine ganze Thätigkeit hat sich jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird und ich wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, Alles, was ich selbst und Andre von der Elementar-Aesthetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. Ich dehne meinen Unglauben an die Unzulänglichkeit der Theorie auch auf das Beurtheilen aus und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen als eben diese selbst. (27. Jun. 1798.)

Man erweiset mir zu viel Ehre, wenn man glaubt, daß ich das Geschäft des Kritikers und Recensenten bei meinen Stücken selbst am besten übernehmen könnte. Vor zehn Jahren hätte ich es ohne Bedenken gethan, weil ich damals noch einen größern Glauben an eine Kunsttheorie und Aesthetik hatte als jetzt. Gegenwärtig erscheinen mir die beiden Operationen des poetischen Hervorbringens und der rhetorischen Analyse wie Nord- und Südpol von einander geschieden und ich müßte fürchten, ganz von der Production abzukommen, wenn ich mich auf diese Theorie zu sehr einlässen wollte. Diese ist zwar absolut nothwendig und wesentlich bei der Production selbst, aber da ist sie

practisch und mehr für den Poeten als den Aesthetiker. Und was ist denn für die Poesie gewonnen, seitdem die Aesthetik angebaut wird! (22. Jan. 1802.)

Ich hoffe in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, in dem es mir begegnet sein kann den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andern von dem Zeitstrome ergriffen; er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten, und so kann es leicht geschehen sein, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe. — Ich lebe wenig in der literarischen Welt. Die speculative Philosophie, wenn sie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formen verscheucht; ich habe auf diesem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden. Aber die tiefen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz und schon allein um ihretwillen muß man sich glücklich preisen in dieser Zeit gelebt zu haben. Um die poetische Production in Deutschland sieht es kläglich aus und man sieht wirklich nicht, wo eine Literatur für die nächsten 30 Jahre herkommen soll. Ich weiß kein einziges neues Product der Poesie zu nennen, das einen neuen Namen an der Spitze trüge und einem Freude machte. Dagegen regt sich die unselige Nachahmungssucht der Deutschen mehr als jemals, eine Nachahmung, die blos in einem

idealischen Wiederbringen und Verschlechtern des Urbildes besteht. Solche Nachahmungen hat auch mein Wallenstein und meine Braut in Messina vielfach hervorgebracht, aber man ist auch nicht um einen Schritt weiter gefördert. (2. April 1805.)

Den General Klinger schätze ich sehr. Er gehört zu denen, welche vor 25 Jahren zuerst und mit Macht auf meinen Geist eingewirkt haben. Diese Eindrücke der Jugend sind unerlöschlich. (4. Septbr. 1803.)

Die dramatischen Arbeiten sind die lucrativsten für mich, weil ich jedes Stück von mehreren Bühnen bezahlt bekomme*) und der Verleger mir auch mehr als für jede andre Arbeit dafür geben kann. Außerdem sind mir von einem Londoner Buchhändler Anträge geschehen, mir für jedes Manuscript, das ich noch ungedruckt nach England zum Uebersetzen schicke, 60 Pf. St. zu bezahlen unter der einzigen Bedingung, daß das englische 14 Tage früher erscheint als das Original in Deutschland. (9. Aug. 1799.)

Mit dem Absatze des Wallenstein bin ich und mein Verleger recht wohl zufrieden. Eine Auflage von 3500 ist beinahe vergriffen und Cotta macht Anstalt zu einer zweiten, welches viel Glück ist, da der W. erst seit zwei Monaten aus der Presse ist. (3. Septbr. 1800.)

Von Cotta habe ich für meine künftigen Stücke 300 Dukaten verlangt. Geld könnte ich jetzt leicht erwerben, wenn ich nur noch die Kühnheit und den Leichtsinn der Jugend beim Arbeiten hätte. Aber was ich an größern Honoraren gewinnen könnte, das verliere ich wieder durch

---

*) Die drei Stücke, welche den Wallenstein ausmachen, haben die Berliner mit 60 Louisd'or bezahlt. Goethe.

meine Bedenklichkeit und Langsamkeit im Arbeiten. (19. Octbr. 1801.)

Die Opern füllen das Haus. So herrscht das Stoffartige überall, und wer sich dem Theaterteufel einmal verschrieben hat, der muß sich auf dieses Organ verstehen. Man hat Recht, daß ich mich in meinen Stücken mehr auf das Dramatischwirkende concentriren sollte. Dieses ist überhaupt schon, ohne alle Rücksicht auf Theater und Publicum, eine poetische Forderung, aber auch nur insofern es eine solche ist, kann ich mich darum bemühen. Soll mir jemals ein gutes Theaterstück gelingen, so kann es nur auf poetischem Wege sein, denn eine Wirkung ad extra, wie sie zuweilen auch einem gemeinen Talent und einer bloßen Geschicklichkeit gelingt, kann ich mir nie zum Ziele machen, noch, wenn ich es auch wollte, erreichen. (6. Jul. 1802.)

Dieser Tage bin ich mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überrascht worden. Ich glaubte, es müßte eine Pension herausspringen, am Ende war's blos ein Diplom der Academie der Wissenschaften. Indessen freut es immer, wenn man seine Wurzeln ausdehnt und seine Existenz in andre eingreifen sieht. (4. Apr. 1797.)

Wir haben vernommen, daß uns ein schönes Geschenk von Silberarbeit von der regierenden Herzogin erwartet. Die Poeten sollen nur durch Geschenke belohnt, nicht besoldet werden; es ist eine Verwandtschaft zwischen den glücklichen Gedanken und den Gaben des Glückes: beide fallen vom Himmel. (12. Jul. 1799.)

Der Wallenstein hat uns wirklich ein ansehnliches Präsent in einem silbernen Kaffeeservice eingetragen von

der regierenden Herzogin und so haben sich die Musen diesmal gut aufgeführt. (26. Septbr. 1799.)

Der König von Schweden ist durchgereiset; ich habe die Ehre gehabt, ihn zu sprechen und er hat mir über meinen 30jährigen Krieg und die Achtung, mit der ich darin von den Schweden gesprochen, viel Verbindliches gesagt, auch mir einen schönen Brillantring zum Geschenke gemacht. Es ist dies der erste Vogel dieser Art, der mir ins Haus geflogen kommt; mögen ihm nur bald andre nachfolgen. Es hat mich überrascht und gefreut. Wir Poeten sind selten so glücklich, daß die Könige uns lesen und noch seltener geschieht's, daß sich ihre Diamanten zu uns verirren. Unser Reich ist nicht von dieser Welt. (4. u. 12. Septbr. 1803.)

Aus Regensburg habe ich kürzlich ein schönes Geschen erhalten. Die Actien stehen also nicht schlecht. (27. Septbr. 1803.)

Wolzogen hat mir von der Kaiserin von Rußland einen sehr kostbaren Ring mitgebracht. Von dieser Seite her hatte ich gar nichts erwartet; sie hat aber viel Geschmack an dem Carlos gefunden und er hat ihr in meinem Namen ein Exemplar überreicht. (20. Novbr. 1804.)

Dem Publicum und Gegnern gegenüber.

Wenn man einen Roman, eine Comödie geschrieben hat, so muß man ewig einen Roman, eine Comödie schreiben; weiter wird nichts verlangt, nichts anerkannt, und hätte Newton mit einer Comödie debutirt, so würde man ihn nicht nur seine Optik, sondern seine Astronomie selbst länger verkümmert haben.

Es ist jetzt platterdings unmöglich mit irgend einer Schrift, sie mag noch so gut oder noch so schlecht sein, in Deutschland ein allgemeines Glück zu machen. Das Publicum hat nicht mehr die Einheit des Kindergeschmackes und noch viel weniger die Einheit einer vollendeten Bildung. Es ist in der Mitte zwischen beiden.

Das Publicum läßt sich gern alles erklären. (1795.)

Wegen der Recensionen des Journals (der Horen) in der Literatur-Zeitung ist arrangirt, daß alle drei Monate eine ausführliche Recension davon gemacht wird. Das erste Stück wird jedoch gleich in der ersten Woche des Januar weitläufig angezeigt. Cotta wird die Kosten der Recensionen tragen und die Recensenten werden Mitglieder unserer (der Horen-) Societät sein. Wir können also so weitläufig sein als wir wollen und loben wollen wir uns auch nicht für die Langeweile, da man dem Publicum doch etwas vormachen muß. (6. Decbr. 1794.)

Ich habe schon daran gedacht, einen kritischen Fechtplatz in den Horen zu eröffnen. Aufsätze solchen Inhalts erregen sicheres Interesse bei dem Publicum. Mein Vorschlag wäre, daß wir die Angriffe aus unsern eignen Mitteln machen müßten; wollten dann die Autoren in den Horen sich vertheidigen, so müßten sie sich den Bedingungen unterwerfen, die wir ihnen vorschreiben wollen. Es schadet uns nicht, wenn man uns für unbäudig und ungezogen hält. (15. Jun. 1795.)

Man sollte wirklich suchen Gegenschriften zu veranlassen, wenn sie nicht von selbst kommen; denn an der Schadenfreude faßt man die Menschen am sichersten. (1799.)

Ich möchte etwas ausdenken, wie man seine Gleichgültigkeit (gegen Angriffe) recht anschaulich zu erkennen

geben kann. Nicolai'n sollten wir in Text und Noten (in den Horen) und wo Gelegenheit sich zeigt mit einer recht insignen Geringschätzung behandeln. (17. Octbr. 1795.)

Die Horen werden von allen Seiten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe, aber von lauter trivialen und ekelhaften Gegnern, so daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu repliciren. (2. Novbr. 1795.)

Wir müssen Reichardt, der uns so ohne allen Grund und Schonung angreift, auch in den Horen bitter verfolgen. (Jan. 1796.) — Man muß ihn auch als Musiker angreifen, weil es doch auch da nicht ganz richtig ist und es ist billig, daß er auch bis in seine letzte Festung hinein verfolgt wird, da er uns auf unserem legitimen Boden den Krieg macht. (5. Febr. 1796.) — Das Insekt hat das Stechen wieder nicht lassen können. Wirklich, wir sollten es noch zu Tode hetzen, sonst ist keine Ruhe vor ihm. (16. Octbr. 1796.) Dieser R. ist ein unerträglich aufdringlicher und impertinenter Bursche, der sich in Alles mischt und Einem nicht vom Hals zu bringen ist. (30. Mai 1797.)

Wieland wird auch gegen die Xenien auftreten. Es wäre doch unangenehm, wenn er uns zwänge, auch mit ihm anzubinden und es fragt sich, ob man nicht wohl thäte, ihm die Folgen zu bedenken zu geben. (11. Jan. 1797.) — Es fehlt nichts, als daß es im Reichsanzeiger stände. (7. Febr. 1797.)

Campe hat auf die Xenien erwidert. Er hat sich höflich benommen, aber den Pedanten und die Waschfrau nur aufs neue bestätiget. (Jan. 1797.)

Es wird doch gar zu arg mit diesem Herrn Friedrich Schlegel. Der Laffe meinte, er müsse dafür Sorge tragen, daß Ihr (Goethes) Geschmack sich nicht verschlimmere und diese Unverschämtheit kann er mit einer solchen Un-

wissenheit und Oberflächlichkeit paaren, daß er die Agnes (von Lilien) für Ihr Werk hielt. (16. Mai 1797.) — Mir macht diese naseweise entscheidende schneidende und einseitige Manier physisch wehe. (25. Jun. 1798.) — Ich habe mir durch Schlegels „Lucinde" den Kopf so taumelig gemacht, daß mir es noch nachgeht. Das Product characterisirt seinen Mann besser als Alles, was er sonst von sich gegeben, nur daß es ihn mehr ins Fratzenhafte malt. Da er fühlt, wie schlecht er im Poetischen fortkommt, so hat er sich ein Ideal seiner selbst aus der Liebe und dem Witz zusammengesetzt. Er bildet sich ein, eine heiße unendliche Liebesfähigkeit mit einem entsetzlichen Witz zu vereinigen und nachdem er sich so constituirt hat, erlaubt er sich Alles und die Frechheit erklärt er selbst für seine Göttin. Das Werk ist übrigens nicht ganz durchzulesen, weil Einem das hohle Geschwätz gar zu übel macht. Diese Schrift ist der Gipfel der modernen Unform und Unnatur. (9. Jul. 1799.)

Sein Verhältniß zu Charlotte von Kalb. *)

Vor einem Monat waren Herr und Frau von Kalb hier (in Mannheim) und machten mir durch ihre Gesell-

*) Charlotte Marschalk von Ostheim wurde am 25. Juli 1761 zu Walterhausen im Grabfeld geboren, verheirathete sich am 24. Octbr. 1783 mit Heinrich von Kalb, der aus Amerika zurückgekommen, wohin er mit den französischen Truppen als Officier des Regiments deux ponts gegangen war, und starb zu Berlin am 12. Mai 1843. Von dem Herrn von Kalb schreibt Schiller 1787: „er ist der Liebling des Herzogs von Zweibrücken, bei den Damen äußerst empfohlen und der Königin von Frankreich bekannt, welche sich gewundert hat, daß er sich noch nicht in Paris gemeldet. Alles das wundert mich nicht, aber es freut mich, daß er dies Alles

schaft einige sehr angenehme Tage. Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist und gehört nicht zu den gewöhnlichen

---

erreicht hat und doch der wahre herzlich gute Mensch bleiben konnte." Nach ihrer Verheirathung ging Charlotte mit ihrem Manne zuerst nach Baireuth, dann nach Frankfurt, Mannheim 2c. „Früh", sagt sie selbst, „fragt' ich nach Gedanken, nach Erkennen, das zur Seligkeit uns vorbereitet. Wenn ich so Köstliches sammelte, meinte ich, Andere hätten ähnliches Verlangen, doch die Nächsten verstanden nie, was solcher Werth, was dieses Sehnen bedeute; ich wähnte, das Wohl der Gesellschaft bestände in gleichem Fortschreiten, freundschaftlichen Genüssen und erhöhter Anschauung." — „Die rein wissenschaftlichen Beschäftigungen Charlottens", sagt Dr. Köpke (Charlotte von Kalb, Berlin, 1852), „hatten etwas Unregelmäßiges und Turbulentes. Durch einen sichern Tact indeß fand sie die ernste und wirklich fördernde Lectüre, den geistbildenden Stoff für sich heraus. Geschichtliche Werke bildeten von früh an ihren Lesestoff. Bei dem raschen Wechsel der Lectüre und bei der unmethodischen Folge derselben konnte freilich Gründlichkeit im Wissen weniger gewonnen werden, aber die Freiheit der Selbstbestimmung und die Characterbildung wurde vollkommen gewahrt und gesichert. Sie suchte und forschte nach dem innern Zusammenhang der Erscheinungen und war bemüht die letzten Gründe derselben aufzufinden. Diese Methode übertrug sie auch auf Personen und nach Goethes Urtheil wurde sie dadurch befähiget, für Freunde Freund zu sein. „Sie sind der Freundschaft fähig, weil Sie persönliche Beziehungen, die Andere nur suchen, zu meiden verstehen..." In ihrer ganzen Art zu sein, griff sie über ihre Zeit hinaus; darum ward sie von den Menschen, wie sie gewöhnlich zu sein pflegen, kaum verstanden und nur die größten Geister waren im Stande ihren ganzen Goldgehalt zu wägen und den Reichthum ihrer Seele ganz zu würdigen. Dieser Ruhm aber und dieses Glück, mit wie vielen Thränen ist es erkauft! Welche Vergangenheit hatte Charlotte mit sich zu tragen! Sie begrub Alles was sie lieb gehabt hatte, Aeltern, Oheim, Bruder, Schwester, und das Gefühl der Heimathlosigkeit, das Bewußtsein fremd zu sein und zu bleiben in dem Kreise, der sie nicht verstand, erfüllte sie mit unnennbarem Weh. Sie selbst schreibt 1815: „hätt' ich einen heimathlichen Winkel fin-

Frauenzimmerseelen. Sie ließen mich wenig von ihrer Seite. Jetzt sind sie wieder in Landau, haben aber ver-

---

den können, so wären meine Stunden wohl früher erhellt gewesen, aber ich sollte noch mehr Druck und Trübe erfahren." Sowohl aus diesem Gefühle heraus als auch aus dem Bedürfniß ihres Geistes ist es zu erklären, wenn sie sich den unvergänglichen Größen unseres Vaterlands anschließt, ja festklammernd sie ergreift." — Jean Paul, der ebenfalls in innigem Verhältniß mit ihr stand, das bis zum Du ging, schildert sie also: „sie hat zwei große Dinge: große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht. Drei Viertheile der Zeit brachte sie mit Lachen hin (dessen Hälfte aber eine Schwäche ist) und ein Viertheil mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugesunkenen Augenlider himmlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechselsweise verhüllen und entblößen." — Durch Frau von Wolzogen in Bauerbach war sie mit Schillers „Räubern" bekannt geworden. „Ich las das Trauerspiel wiederholt", schreibt sie, „doch Manches konnte ich nicht erfassen. Einzelnes mir von höchster Bedeutung. Wie spricht die Amalie das Unerklärliche aus, die seelenreiche subjective Wahrheit: so allein der Schonung würdig. Welcher Inhalt in den Worten: du hassest ihn, du hassest mich doch auch?" — Frau von Wolzogen, Schillers Schwägerin, schreibt: „die Bekanntschaft mit Frau von Kalb wurde bei dem längern Aufenthalte derselben in Mannheim zur Freundschaft. Sie war die erste geistvolle und vielseitig gebildete Frau, mit der er in näherem Verhältnisse stand und er äußerte gegen uns, daß ihr Umgang während der Ausarbeitung des Don Carlos sehr belebend auf ihn gewirkt, ja daß sie zu einigen Zügen im Character der Königin Elisabeth die Veranlassung gegeben habe. Ihr Geist hatte früh eine ernste Richtung genommen. Bei höherer Stellung und Ansicht des Lebens waren ihr die Formen der Weltverhältnisse eigen; auch wirkte sie günstig auf Schillers Haltung im geselligen Leben. Sein Genius fand bei ihr die Freiheit und Wärme des Begegnens in Gefühl und Ideen, deren er bedurfte, und die zarte Schonung der Freundschaft in leidenschaftlichen Stimmungen. Durchs ganze Leben nahm er innigsten Antheil an ihrem Schicksale."

sprochen, öftere Besuche hier abzulegen. (7. Juli 1784.) Eine vortreffliche Person, die, ohne aus ihrem Geschlechte zu treten, sich glänzend darin auszeichnet.*)

---

*) „Reinwald und Frau von Wolzogen hatten uns Einiges an Schiller mitgegeben. Als er es empfangen, kam er selbst. In der Blüte des Lebens bezeichnete er des Wesens reiche Mannigfaltigkeit; sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierliche Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm Manches was ich ihm sagen konnte und die Beachtung zeigte, wie gern er Gesinnungen mit empfand. Einige Stunden hatte er geweilt, da nahm er den Hut und sprach: „ich muß eilend in das Schauspielhaus." Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe würde gegeben und er habe den Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen „Kalb" auszusprechen. Bald kehrte er wieder, freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blicke . . . Durch Scheu nicht begrenzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken. Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt. — Das Leben erblühete, — heute ein erstorbenes." Charlotte.

Da es nicht für schicklich galt, daß ein Officier seine Frau in einer Festung bei sich habe, brachte Herr von Kalb die seinige nach Mannheim. Sie sah ihrer Entbindung entgegen und ein plötzlicher Schreck in der Nacht kurz nach der Entbindung brachte sie dem Tode nahe. Schiller war bei ihr und holte den Arzt. Herr von Kalb kam oft zum Besuch und Charlotte schildert aus dieser Zeit ein „Mahl" in ihrem Hause, bei dem jeder etwas erzählte. Zu Schiller sagte man: Selbstbekenntnisse erwarten wir nicht von Ihnen, denn wie man von den Soldaten sagt: in jedem Städtchen ein anderes Mädchen, so auch von dem Dichter: zu jedem Gedicht eine andere Laura. — Im Wein ist Wahrheit, begann der Dichter und erzählte von Frau von Wolzogen und deren Tochter, die, an der Werra zu Haus, nach Stuttgart kamen, dort Söhne und Brüder, die auf der Karlsschule weilten, zu besuchen. Der Dichter fand Zutritt zu ihr und ebenso auch ein anderer Academiker, den er Winkler nennt. Schlanker Gestalt, dunkel umlockten Hauptes,

Ich war beängstiget, es auszusprechen; das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Lichte entzündet; Ihre Gegenwart gab mir eine Begeisterung und einen Frieden, den ich früher nicht gekannt.*) Das Saitenspiel

---

mit bedeutsamen Naturell, nahete dieser der blonden Dorothea, die von seiner Erscheinung betroffen nicht ohne Erregung und Erröthen ihres Herzen geheimste Empfindungen selbst verrieth. Die Frauen reiseten ab und als Dorothea Thränen beim Scheiden vergoß, irrte der Dichter, wenn er wähnte, auch ihm gälten diese Thränen. Sein sehnliches Verlangen, seine Räuber in Mannheim zu sehen, verwickelte ihn in Drang und Widerwärtigkeiten, aus denen er sich unter dem Namen Fr. Ritter in die Einsamkeit der Rhönberge in den Schutz der edeln Mutter von Wolzogen flüchtete. An den Ufern der Werra, im mosigen Grunde, auf den Hügeln umher, wurde dem Dichter das Herz weit, und sein Streben und Sehnen, die Hoffnungen, welche seine Brust keimen ließ, theilte er der Mutter mit und gestand ihr, daß er sie an den Besitz Doras knüpfe. Die Mutter gab ihm das Tagebuch ihrer Tochter zur Einsicht und er fand in demselben das Geständniß einer Neigung für Winkler, der, ohne Empfindung für den Eindruck, den er hervorgerufen, mit leichter Begrüßung und gewandter Eile im spätern Leben an ihr vorübergegangen sei. Aber noch liebenswerther erschien ihm Dorothea nach diesem Bekenutniß, das er gelesen, und als er dem Rufe als Theaterdichter nach Mannheim folgte, schied er mit dem Wunsche: hier einst seine Heimath zu finden.

*) Worte, die Schiller 1785, als er nach Leipzig ging, bei Gelegenheit der Trennung von Charlotte, nach deren Aufzeichnung, äußerte. Sie selbst sagte da zu ihm: seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr als ich vormals von den Tagen erbeten; nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit. Sie wollen unsern Bund trennen? Das Leben hat Sie mir gesandt. Momente sind uns nur im reinen Sein gegönnt und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin? O, wären Sie von irdischer Sorge frei, nicht so nach Ruhm strebend, des Frieden vertilgendem Feind! Schmerz ist mir die Trennung, doch Sie kennen die Einsamkeit, die gottgeweihete Stille. Hoffnung! Glaube! Wir fühlen beide: wer

unserer Seelen weiß von einer höhern Harmonie. Vor Allem weiß ich, wir leben nur in der Blüte der Jugend das Leben; sie ist die Verklärung der flammenden Seele. Mein Herz fühlt, wie — Du nie dieses Sehnen trüben, nie solchen Glanz entweihen kannst. Du kennst nicht meine Trauer um Dich. Aber was kannst Du verlieren? Du bist so selbst bestimmt. So dachte ich mir das Weib nicht. Allzufrüh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhüllt, mein Gemüth erbittert. Da fand mein Genius Deine Töne; sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom, wie das Feuer, so waren unsere Seelen eins! Ich liebte die Begeisterte und wäre immer Dein, hätte ich den Muth für diese Liebe. Nein, ruhig sei meine Seele, unabhängig von dieser Macht, die mich ängstiget und entzückt.*)

---

eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie. — „Du", sagen Sie? „Du" sage ich. Die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allseligen sind ein Du; das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel.

*) Die Briefe, die Schiller von Leipzig, Dresden ꝛc. an die Freundin schrieb, sind von ihr verbrannt worden bis auf wenige aus späterer Zeit. Ihre Ehe war keine glückliche; andre Verhältnisse trübten ihren Sinn und so kam sie eines Tages zu dem Entschlusse: „Inniges kann nur von dem Einen verstanden werden, den Andern verwandelt es sich in Hohn. Ich ehre uns beide, wenn ich diese Blätter nun vernichte." Und sie warf die Briefe Schillers, einen nach den andern, in die Flammen. „Mit Wehmuth sah ich weinend nach dieser Opferung", sagt sie, „und wie spät habe ich erkannt, daß es nicht mir, daß es Vielen geraubt war." Welcher Art die erwähnten Briefe gewesen sind, läßt sich aus einem Briefe Charlottens erkennen, den sie aus Kalbsried 1787 schrieb: „ich erhielt Briefe aus Dresden, darin war die Sprache der Unbefangenheit, wie das Gemüth sie nur mittheilen möchte einem Wesen, das auf der Bahn des Lebens wir nie zu verlassen gedenken. In der Nähe

Von Charlotten habe ich noch keine Nachricht erhalten. Ich erwarte sie alle Tage, was dann auch entscheiden wird, ob und wann ich sie besuche. (30. Decbr. 1786.)

---

wünschte Friedrich einige Monate zu sein, um dann in Jena oder Weimar für fernere Zukunft zu wirken. Ich konnte, ich durfte nicht dazu rathen, meinte aber, er solle nach Jena eilen, um zu hören oder Vorlesungen zu halten. Er war noch unschlüssig, ob er das Studium der Geschichte oder Arzneiwissenschaft wählen solle. Im Februar schrieb er mir darüber, weilte aber noch in Dresden, wo dann ein leidenschaftlicher Einfluß, der Andern unheimlich schien, ihn erfaßte."

Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß das in dieser Zeit (1786) entstandene Gedicht; „Freigeisterei der Leidenschaft", und namentlich die nachfolgenden Strophen, welche Schiller ausließ als er dasselbe unter der Aufschrift „der Kampf" in die Sammlung seiner Gedichte aufnahm, sich auf sein Verhältniß zu Charlotte von Kalb beziehen. Er eifert darin, wie gleichzeitig im Carlos, gegen die Ehe. Alle seine Biographen und Ausleger beziehen diese Strophen entweder auf Margaretha Schwan oder — die meisten — auf die Gräfin v. K. (S. unter Dresden das Gedicht: die Maskerade). Die „Freigeisterei" ist an eine Verheirathete gerichtet und sie war schon Frau als sein erster Kuß auf ihren Lippen brannte. Die zweite Ueberschrift des Gedichts sagt auch ausdrücklich, „als Laura (Charlotte) vermählt ward 1782", während das Gedicht von 1786 ist. Mit den beiden genannten Damen stand er in vertrauterem Verhältniß als sie noch nicht verheirathet waren. Abgesehn davon sagt Charlotte selbst, daß sie aus jener Zeit leidenschaftliche Briefe von ihm erhielt, daß er ganz zu ihr kommen wollte, daß sie ihm dies abschlug und daß erst dann ein leidenschaftlicher Einfluß in Dresden ihn erfaßte.. Auch in „Resignation" spielt dies Thema weiter. Jene in die Gedichte nicht aufgenommenen characteristischen Strophen lauten aber also:

Des wollustreichen Giftes voll — vergessen,
Vor wem ich zittern soll,
Wag' ich es stumm an meinen Busen sie zu pressen,
Auf ihren Lippen brennt mein erster Kuß.

Unser erstes Wiedersehen (— in Weimar —) hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt es zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleich geblieben

---

Wie schnell auf sein allmächtig glühendes Berühren,
Wie schnell, o Laura, floß
Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,
Sprang Deiner Pflicht Tyrannenkette los!

Jetzt schlug sie laut die heißersehnte Schäferstunde,
Jetzt dämmerte mein Glück —
Erhörung zitterte auf Deinem brennenden Munde,
Erhörung schwamm in Deinem feuchten Blick.

Mir schauerte vor dem so nahen Glücke
Und — ich errang es nicht.
Vor Deiner Gottheit taumelte mein Muth zurücke,
Ich Rasender, und ich errang es nicht!

Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen,
Wenn mich Dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil Dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwerer Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut.

O zitt're nicht — Du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das Du vor dem Altar verloren;
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Schwur Dich band.
Die Vorsicht kann den überflüssigen Geist entrathen,
Für den sie keine Seligkeit empfand.

bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus des Erwartens und des Wiedersehens für diesen Abend aber verlöschte und die ich erst heute wieder bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders fühlte als hätte ich sie erst gestern verlassen, so einheimisch war mir Alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder gerissene Faden unseres Umgangs wieder an. (21. Jul. 1787.) Sie ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größern Geiste als der meinige ist, zu schaffen geben könnte. Mit jedem Fortschritte unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen an ihr, die mich, wie schöne Partien in einer weiten Landschaft, überraschen, entzücken. (23. Jul. 1787.)

Hier (in Weimar) ist, wie es scheint, schon ziemlich über mich und Charlotte gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimniß aus unserem Verhältniß zu machen. Einigemal hatte man schon die Discretion — uns nicht zu stören, wenn man vermuthete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten. (25. Jul. 1787.) Selbst die Herzogin hat die Galanterie uns zusammen zu bitten.*) Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein und die Herzoginnen**) selbst lassen es an solchen kleinen Aufmerksamkeiten nicht fehlen. (28. Jul. 1787.) Die Stellen in

---

Getrennt von Dir — warum bin ich geworden?
Weil Du bist, schuf mich Gott.
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
Und flüchte sich vor seines Wurmes Spott.

*) Nach Tiefurt.

**) Amalia, die Herzogin Mutter, und Louise, die regierende Herzogin.

„Don Carlos", die ich auf sie gleichsam berechnet habe, erreichten ihre Wirkung ganz. (29. Jul. 1787.)

Es fällt mir schwer, fast unmöglich über Charlotten zu schreiben. Und ich kann nicht einmal sagen, warum! Unser Verhältniß ist, wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gesetzt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Dieser Fall ist mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Scepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der allein seligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwickelung. In Charlottens Gemüth ist übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein Brief, der ihr meine Ankunft versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an dem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, sechs Tage nach der ersten Woche meines Hierseins fast jedem Gefühle abgestorben, nur diese

Empfindung der Ohnmacht blieb ihr und machte sie elend. Ihr Dasein war nur noch durch convulsivische Spannungen des Augenblickes hinzuhalten. Wie mir da zu Muthe war! Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung, die ich hierher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte! Jetzt fängt sie an sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich wieder her und ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas sein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan, wie ich mir versprochen hatte. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Manne auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geschrieben habe. (8. Aug. 1787.) *)

Charlotte besuche ich täglich zweimal. (Septbr. 1787.) Ihr Mann ist angekommen und ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann. (23. Novbr. 1787.) **)

Er ist ganz der Alte, wie ich aus dem ersten Anblicke urtheilen konnte; denn ich habe ihn nur einmal gesehen. ***) (8. Decbr. 1787.)

Weil ich Charlotte in Gotha wußte, ritt ich von Erfurt aus dahin. (15. Apr. 1788.)

---

*) Nach Charlottens Memoiren sagte er beim Wiedersehen: „ich habe Sie nicht gesehen, auch keine Kunde von Ihnen vernommen, denn der Name ist uns heilig, wir mögen ihn nicht aussprechen vor den Gleichgiltigen. So ist mir Manches verborgen geblieben. Aus Dresden habe ich einmal einen Brief geschrieben, aber ich könnte unmöglich wiederholen, was ich dazumal meinte Ihnen sagen zu müssen."

**) Er besuchte damals das Wielandsche Haus fleißig.

***) Dankbar erkennt Schiller die unveränderte Freundschaft des Majors: „Seine Freundschaft für mich ist unverändert, was

Ich habe ihr diesen Sommer gar wenig geschrieben *), es ist eine Verstimmung unter uns. Ich widerrufe aber nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein geistvolles, edeles Geschöpf, ihr Einfluß auf mich ist aber nicht wohlthätig gewesen. (20. Octbr. 1788.) **)

---

zu verwundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältniß zu ihr kennt. Seine Billigkeit und Stärke dürfte aber vielleicht durch Ohrenbläserei auf eine harte Probe gestellt werden." (18. Aug.)

*) Er war in Volkstedt.

**) Die Familie Kalb war in einen Proceß um Güter verwickelt und die beiden Gatten fühlten, daß es besser sei, wenn sie ganz getrennt von einander lebten. Herr von Kalb ging nach Frankreich zurück; Charlotte blieb. „Einige Monate darauf", sagt sie, „erhielt ich ein Schreiben von Friedrich, in welchem er mit scharfem Ausdruck mir darstellt, wie es ein falscher Schritt, dies Verhältniß nicht ganz zu lösen; mit einem Schmerz sprach er sich darüber aus, den ich wohl mit empfinden konnte. „Noch in der Jugend, ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und Gemüthes, bedürfen Sie nur der Trennung von allem Ertödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne. Darf ich rathen — soll ich wollen? So kommen Sie in das Gebirge, wo auch ich jetzt wohne (— bei Rudolstadt —). Ich irre wohl nicht, daß nur hier für Sie ein natürliches Wohl sich wieder gewinnen und erhalten könne." Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief geschickt und ein solches erhielt er wieder, denn meines Lebens Loose waren ja darin. Es vergingen Wochen, Monate und ich erhielt keine Antwort." (Charl. v. Kalb. S. 106.) Am 12. Nov. kam Schiller nach Weimar zurück. Er erzählte viel von der Familie Lengenfeld und brachte Briefe, auch von seiner künftigen Frau. Sie erzählt: ich sprach zu ihm: „ich kann es nicht aussprechen, wie mich Ihr Entschluß bewegt; mein Segen bleibt bei Ihnen, aber verschieden ist unsere Ansicht von der Zukunft und so muß sich ergeben, daß uns ferner Briefe überlästig sind." Er verneinte es nicht, doch später erkannte ich, es sei ihm empfindlich gewesen."

Charlotte besuche ich noch am meisten; wir stehen recht gut zusammen, aber ich habe, seit ich wieder hier bin, einige Principien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältniß zu ihr blindlings unterwerfen muß. Alle romantischen Luftschlösser fallen ein; nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen. Leiden, Fehlschlüsse über Menschen, hintergangene Erwartungen haben mich in ihrem Umgange schüchtern und mißtrauisch gemacht. Ich habe den leichtsinnigen, frohen Glauben an sie verloren; darum braucht es sehr wenig, um meine Zuversicht zu eines Menschen Freundschaft für mich wankend zu machen. (9. März 1789.)

Sie ist doch ein seltsam wechselndes Geschöpf, ohne Talent glücklich zu sein; wie könnte sie also geben, was sie selbst nicht hat? Vor ihrer Neugierde muß man sich hüten, vor ihrer Inconsequenz, die sie oft verleitet, sogar sich selbst nicht zu schonen und auch vor ihrer Starkgeisterei, die sie leicht verführen könnte, es mit den Besten Anderer nicht so genau zu nehmen. (3. Novbr. 1789.)

So richtig die Kalb sonst immer sieht, so irrt sich gerade ihr Verstand wegen meiner. Die Kalb macht mich indessen doch jetzt etwas verlegen. Das Verhältniß, worin sie mit ihrem Manne sich versetzen will, hat mich ihr in gewissem Betracht jetzt unentbehrlich gemacht, weil ich es ganz allein weiß und sie nicht ohne Rath, ohne fremde Augen dabei zu Werke gehen kann. Sie verlangte und konnte auch mit allem Rechte von mir verlangen, daß ich nach Weimar zu ihr kommen und über diese neue Lage der Dinge mit ihr berathschlagen sollte, aber sie wollte es heute oder morgen und weder heute noch morgen noch über-

morgen wäre mir's möglich gewesen. Hört sie, daß ich vier Wochen in Volkstedt gewesen und ihr einen einzigen Tag in Weimar abgeschlagen, so muß es ihr sehr empfindlich sein. Und bei Gott, ich konnte diese Woche nicht weg. Nun hab' ich ihr durch einen Expressen geschrieben und die Proposition gemacht, auch mit allen Gründen unterstützt, daß sie hierher (nach Jena) kommen soll, und um es schicklicher zu machen, in Gesellschaft der Schröter, mit der sie gut steht und die discret ist. Sie soll gerade bei mir anfahren und sonst keinen Besuch machen; das kann sie auch ohne alle Gefahr sich zu compromittiren, da es ganz verschwiegen bleiben kann. Ich bin nun in Erwartung. Ist sie rücksichtsvoll, so wasche ich meine Hände, denn ich werde durch die Nothwendigkeit und sie durch ein Vorurtheil verhindert. — Sie ist nicht gekommen und wird auch nicht kommen. Zum Theil haben mich die Gründe, die sie mir anführt, überzeugt. Ihre Lage ist jetzt doppelt delicat und sie glaubt nicht, daß die Sache unbeachtet bleiben würde. Ich habe nun das Meinige gethan. (6. Novbr. 1789.)

Ich habe lange nichts von der Kalb gehört und durch Andre kann ich nicht gut Nachricht von ihr erhalten. Sie soll krank sein. Hätte es Gefahr, so möchte ich es wissen. (20. Novbr. 1789.)

Die Kalb hat mir heute geschrieben. Ich habe sogleich geantwortet. Lieber zehn Briefe schreiben als einmal selbst kommen. (21. Decbr. 1789.)

Leidenschaft und Kränklichkeit zusammen haben sie manchmal an die Grenzen des Wahnsinns geführt. Sie erhält jetzt von mir keine Antwort auf ihre Briefe mehr. Wie kann ich ihr schreiben! (5. Febr. 1790.)

Daß sie sich in unser Betragen gegen einander (Schillers und Lengefelds) gemischt hat, ist doch ziemlich entschieden. Sie drang in mich in ihren letzten Briefen, sie nur auf einen Augenblick zu besuchen, weil sie mir etwas sehr Wichtiges zu sagen habe. Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde. Mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen. Da ich ihr neulich schrieb: „ich zweifle, ob sie jetzt die Stimmung schon gefunden hätte, worin unsere Zusammenkunft für uns beide erfreulich sein könnte und daß ich dies aus einigen Vorfällen schlösse", antwortete sie mir nun: „ich irre mich sehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeschickten Traum, der lange schon nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, in Zusammenhang brächte" und dergleichen mehr. Darauf schrieb ich ihr: die Versicherung, die sie mir gebe, daß das Vergangene in ihrer Erinnerung ausgewischt sei, erlaube mir endlich freimüthig über das Glück mit ihr zu sprechen, das meine nahe Verbindung mir gewähre; ich sprach dann mit vollem Herzen von unserer Zukunft und das hat sie nicht ertragen. Hat sie es nicht durch die Platitüde verdient, womit sie ihre eigene Empfindung herabsetzt? Aber warum schreibe ich soviel von ihr? Ich hätte etwas Besseres thun können. (**12.** Febr. **1790.**)

Im Nachlasse Charlottens fanden sich einige Briefe Schillers, die beweisen, daß der schriftliche Verkehr beider noch immer fortdauerte. Auch ist der Ton viel freundlicher als nach den oben mitgetheilten Ausdrücken sich erwarten ließe. Sie hatte sich wegen eines Hauslehrers für ihren Sohn an ihn gewendet. Unter dem 8. Mai **1793** antwortet er: „es könnte mir nicht leicht etwas Angenehmeres

begegnen als in dieser Sache zu Ihrer Zufriedenheit beizutragen und Ihnen einen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, der nur mit meinem Leben endigen wird. Eine sehr angenehme Ueberraschung war mir der unerwartete Beweis Ihres gütigen Andenkens, Ihres Vertrauens und Ihrer Theilnahme an mir. Nur meine üble Gesundheit ist Schuld, daß Sie mir in der Versicherung des erstern zuvorgekommen sind; aber glauben Sie mir, daß es keiner Erinnerung bedurfte, das Bild meiner Freundin in meiner Seele lebendig zu erhalten. Ich habe Ursachen, die Bande, die mich an das Leben heften, nicht allzu sorgfältig zu befestigen — wie ich es unter andern Umständen nicht unterlassen würde. Dies entschuldige mich gegen Sie, daß ich nicht rühriger gewesen bin, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern!"

Da er in dieser Zeit nach seinem Vaterlande reisete, so zeigte er ihr an (29. Jul. 1793), vielleicht finde er in Schwaben ein passendes „Subject" und am 1. Octbr. 1793 meldete er ihr: „einen jungen Mann habe ich gefunden, der eben jetzt seine theologischen Studien in Tübingen vollendet hat und dessen Kenntnisse in Sprachen und den zum Hofmeister erforderlichen Fächern alle, die ich darüber befolgt habe, ein gutes Zeugniß ertheilen. Er versteht und spricht auch das Französische und ist (ich weiß nicht, ob dies zu seiner Empfehlung oder zu seinem Nachtheile anführe) nicht ohne poetisches Talent. Er heißt Hölderlin und ist Magister der Philosophie. Ich habe ihn persönlich kennen lernen und glaube, daß Ihnen sein Aeußeres gefallen wird." — Der Empfohlene, der bekannte Dichter, erhielt die Stelle.

Charlotte brachte sich von Zeit zu Zeit immer wieder in Erinnerung. Auf eine solche theilnehmende Begrüßung

antwortete Schiller in späterer Zeit mit Innigkeit wieder:

„Charlottens Geist und Herz können sich nie verläugnen. Ein rein gefühltes Dichtwerk stellt jedes schöne Verhältniß wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es zuweilen entstellen konnten. Die edele Menschlichkeit spricht aus dem gefühlten Kunstwerk zu einer edeln menschlichen Seele und die glückliche Jugend des Geistes kehrt zurück. Ihr Andenken, theuere Freundin, wird seinen vollen Werth für mich behalten. Es ist mir ein Pfand Ihres Wohlwollens und Ihrer treuen Freundschaft und bringt mir die ersten schönen Zeiten unserer Bekanntschaft zurück. Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen werth. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Antheil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinem Verhältnisse schuldig bin."

Und als sie ihm nach der ersten Aufführung der Piccolomini glückwünschend schrieb, antwortete er (31. Jan. 1799): „Sie machen mir viel Freude, daß Sie mich einen so schönen Nachklang meiner gestrigen Darstellung hören lassen. Die Menge hält sich an das, was geschieht und gehandelt wird, aber die Seele, die der Dichter in sein Werk zu legen wünscht und welche tiefer liegt als die Handlung selbst, ist nur für die, welche eine Seele fassen können. Und so muß man ein productives Vermögen in sich

haben, wenn man aus einer so mangelhaften Darstellung den Sinn und Geist des Dichters herausfindet. Sie haben mich gefunden, das freut mich, denn im Ganzen dieses Stückes habe ich mein Wesen ausgesprochen."

Im nächsten Jahre hatte Charlotte die Absicht, eine Erziehungsanstalt zu gründen, um ihre ökonomischen Verhältnisse zu verbessern. Sie theilte Schiller ihren Plan mit und er schrieb ihr am 25. Jul. 1800: „der Inhalt Ihres Briefes macht mir Kummer. Wie beklag' ich es, Sie in einer Lage zu wissen, die Ihrer so wenig würdig ist und statt einer heitern und freien Thätigkeit Sie Pflichten übernehmen zu sehen, die weder mit Ihrer Gesundheit, noch mit der Unabhängigkeit, zu der Sie gewöhnt, sich vertragen. Ich zweifele gar nicht, daß Sie auf die moralische Bildung junger Personen sehr glücklich einwirken können, aber ich zweifle, ob die kleinen Details, die von einer solchen Beschäftigung unzertrennlich sind, die anhaltende Aufmerksamkeit, welche sie erfordert, und der Zwang, den sie auferlegt, Ihrer Art zu sein und zu wirken angemessen sein werden. Ihr Geist muß durch ein lebhafteres Interesse gereizt werden als diese an sich gemeine Beschäftigung sie gewähren kann. Dazu können, nach meinem Urtheil, nur mittelmäßige Fähigkeiten passen, Ihr Geist aber will eine höhere Richtung und einen kühnern Gang nehmen. Sie sind, wenn ich es kurz sagen soll, viel zu individuell gebildet und diese Beschäftigung verlangt gerade das Gegentheil, eine ganz allgemeine generische Form."

Das letzte Zeichen seiner Theilnahme an ihr ist vom 21. Jan. 1802, in dem er versichert: „Niemand kann mehr als ich wünschen, daß Ihr Leben immer heiter und froh sein möchte und was die aufrichtigste Freundschaft dazu beitragen kann, das ist Ihnen von meiner Seele gewiß."

Zweiter Abschnitt.

Die eigenen Schriften.

Motto. Kunstwerke lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind, man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen.

Goethe.

Die Räuber.

Es mag beim ersten in die Handnehmen auffallen, daß dieses Schauspiel niemals das Bürgerrecht auf dem Schauplatz bekommen wird. Wenn nun dieses ein unentbehrliches Requisitum zu einem Drama sein soll, so hat freilich das Meinige einen großen Fehler mehr. Nun weiß ich aber nicht, ob ich mich dieser Forderung so schlechtweg unterwerfen soll. Sophokles und Menander mögen sich wohl die sinnliche Darstellung zum Hauptaugenmerk gemacht haben, denn es ist zu vermuthen, daß diese sinnliche Vorbildung erst auf die Idee des Drama's geführt habe. In der Folge aber fand sich's, daß schon allein die dramatische Methode, auch ohne Hinsicht auf theatralische Verkörperung, vor allen Gattungen der rührenden und unterrichtenden Poesie einen vorzüglichen Werth habe. Da sie uns ihre

Welt gleichsam gegenwärtig stellt und uns die Leidenschaften und geheimsten Bewegungen des Herzens in eigenen Aeußerungen der Personen schildert, so wird sie auch gegen die beschreibende Dichtkunst um so mächtiger wirken als die lebendige Anschauung kräftiger ist, denn die historische Erkenntniß. Wenn der unbändige Grimm in dem entsetzlichen Ausdruck: er hat keine Kinder aus Macduff redet, ist dies nicht wahrer und herzeinschneidender als wenn der alte Diego seinen Sackspiegel herauslangt und sich auf offenem Theater beguckt! O rage! O désespoir! Wirklich ist dieses große Vorrecht der dramatischen Manier, die Seele gleichsam bei ihren verstohlenen Operationen zu ertappen, für den Franzosen verloren. Seine Menschen sind, wo nicht nur Historiographen und Heldendichter ihres eigenen Selbst, doch selten mehr als eiskalte Zuschauer ihrer Wuth oder altkluge Professoren ihrer Leidenschaft. Wahr also ist es, daß der ächte Genius des Drama's, welchen Shakespeare, wie Prospero seinen Ariel, in seiner Gewalt mag gehabt haben, daß, sage ich, der wahre Geist des Schauspiels tiefer in die Seele gräbt, schärfer in das Herz schneidet und lebendiger belehrt als Roman und Epopoe und daß es der sinnlichen Vorspiegelung gar nicht einmal bedarf, uns diese Gattung der Poesie vorzüglich zu empfehlen. Ich kann demnach eine Geschichte dramatisch abhandeln, ohne darum ein Drama schreiben zu wollen, das heißt, ich schreibe einen dramatischen Roman und kein theatralisches Drama. Im ersten Falle darf ich mich nur den allgemeinen Gesetzen der Kunst, nicht aber dem besondern des theatralischen Geschmacks unterwerfen. Nun auf die Sache selbst zu kommen, so muß ich bekennen, daß nicht sowohl die körperliche Ausdehnung meines Schauspiels als vielmehr sein Inhalt ihm Sitz und Stimme auf dem

Schauplatz absprechen; die Oekonomie desselben machte es nothwendig, daß mancher Character auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidiget und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört. Ich wünschte zur Ehre der Menschheit, daß ich hier nichts als Carricaturen geliefert hätte, muß aber gestehen, so fruchtbarer meine Weltkenntniß wird, so ärmer wird mein Carricaturen-Register. Noch mehr — diese unmoralischen Charactere mußten von gewissen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geistes gewinnen, was sie von Seiten des Herzens verlieren. Jeder dramatische Schriftsteller ist zu dieser Freiheit berechtiget, ja sogar genöthiget, wenn er anders der getreue Copist der wirklichen Welt sein soll. Auch ist, wie Garve lehrt, kein Mensch durchaus unvollkommen; auch der Lasterhafteste hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die edel sind. Er ist nur minder vollkommen. Man trifft hier Bösewichter an, die Erstaunen abzwingen, ehrwürdige Missethäter, Ungeheuer mit Majestät, Geister, die das abscheuliche Laster reizt um der Größe willen, die ihm anhängt, um der Kraft willen, die es erfordert, um der Gefahren willen, die es begleiten. Man stößt auf Menschen, die den Teufel umarmen würden, weil er der Mann ohne seines Gleichen ist; die auf dem Wege zur höchsten Vollkommenheit die Unvollkommensten werden, die Unglückseligsten auf dem Wege zum höchsten Glücke, wie sie es wähnen, mit einem Worte, man wird sich auch für meine Jagos interessiren, man wird meinen Mordbrenner bewundern, ja fast sogar lieben, Niemand wird ihn verabscheuen, jeder darf ihn bedauern. Aber eben darum möchte ich selbst nicht gerathen haben, dieses mein Trauerspiel auf der Bühne zu wagen. Die Kenner, die den Zusammenhaug des Ganzen befassen und

die Absicht des Dichters errathen, machen immer das dünnste Häuflein aus. Der Pöbel hingegen (worunter ich s. v. nicht die Mistpantscher allein, sondern auch und noch vielmehr manchen Federhut und manchen Tressenrock und manchen weißen Kragen zu zählen Ursache habe), der Pöbel, will ich sagen, würde sich durch eine schöne Seite bestechen lassen, auch den häßlichen Grund zu schätzen, oder wohl gar ein Apologie des Lasters darin finden und seine eigene Kurzsichtigkeit dem armen Dichter entgelten lassen, dem man gemeiniglich Alles, nur nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt. Es ist das ewige Dacapo mit Abdera und Demokrit und unsere guten Hippokraten müßten ganze Plantagen Nießwurz erschöpfen, wenn sie diesem Unwesen durch einen heilsamen Kräutertrank abhelfen wollten. Noch so viele Freunde der Wahrheit und Tugend mögen zusammenstehen, ihren Mitbürgern auf offener Bühne Schule zu halten — der Pöbel hört nie auf Pöbel zu sein, und wenn Sonne und Mond sich wandeln, und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid, die Narren bleiben immer sich selbst gleich wie die Tugend. — Mort de ma vie, sagt Herr Eisenfresser, das heiß' ich einen Sprung! Fie! Fie! flüstert die Mamsell, die Coiffure der kleinen Sängerin war, viel zu altmodisch. Sacre Dieu! sagt der Friseur, welche göttliche Symphonie! Da führen die Deutschen Hunde dagegen! — Sternhagelbataillon, den Kerl hättest du sehen sollen das rosenfarbene Mädchen hinter die spanische Wand schmeißen! sagt der Kutscher zum Lakaien, der sich vor Frieren und Langeweile in die Comödie eingeschlichen hatte. — Sie fiel recht artig, sagt die gnädige Tante, recht gustös, sur mon honneur (und spreitet ihren damastenen Schlamp weit aus). Was kostet Sie diese éventail, mein Kind? Und auch mit viel expression, viel submission. — Das könnte

mich allenfalls entschuldigen, daß mir's gerade nicht darum zu thun war, für die Bühne zu schreiben.. Nicht aber das Auditorium allein, auch selbst das Theater schreckte mich ab. Wehe genug würde es mir thun, wenn ich so manche lebendige Leidenschaft mit allen Vieren zerstampfen, so manchen großen und edeln Zug erbärmlich massacriren und meines Räubers Majestät in der Stellung eines Stallknechtes müßte erzwingen sehen.. Ich würde mich übrigens glücklich schätzen, wenn mein Schauspiel die Aufmerksamkeit der deutschen Roscius verdiente. Schließlich will ich nicht bergen, daß ich der Meinung bin, der Applaus des Zuschauers sei nicht immer der Maßstab für den Werth eines Drama's. Der Zuschauer, vom gewaltigen Licht der Sinnlichkeit geblendet, übersieht oft eben sowohl die feinsten Schönheiten als die untergeflossenen Flecken, die sich nur dem Auge des bedachtsamen Lesers entblößen. Vielleicht ist das größte Meisterstück des brittischen Aeschylus nicht am meisten beklatscht worden, vielleicht muß er in seiner rohen scythischen Pracht denen à la mode (verschönerten oder verhunzten) Copien von Haller, Weiße und Stephani weichen. — So viel von meiner Versündigung gegen den Schauplatz. Eine Rechtfertigung über die Oekonomie meines Schauspieles selbst würde wohl keine Vorrede erschöpfen. Ich überlasse sie daher ihrem eigenen Schicksale, weit entfernt, meine Richter mit zierlichen Worten zu bestechen, wenn ich ihre Strenge zu befürchten fände, oder auf Schönheiten aufmerksam zu machen, wenn ich irgend welche darin gefunden hätte. (Erste Vorrede.)

Als ich einmal während meines academischen Lebens eine Pause in meiner Poeterei machte und zwei Jahre lang ausschließlich mich der Medicin widmete, war mein erstes Product nach diesem Intervall — die Räuber. (2. Febr.

1789.) Der erste und wichtigste Grund, warum ich die Herausgabe des Stückes wünsche, ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht ansteht, das — Geld. Stäudlin hat für den Bogen seiner Verse einen Dukaten bekommen, warum sollte ich für mein Trauerspiel nicht eben so viel, nicht mehr bekommen? Der zweite Grund ist das Urtheil der Welt, dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertrieben günstigen Augen ansehen, dem unbestochenen Richter, dem Publicum, preiszugeben. Dazu kommt noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, welches Alles mir meinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und versüßen und mir die Grillen zerstreuen soll. Ich möchte natürlicherweise auch wissen, was ich für ein Schicksal als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe. Und dann endlich ein dritter Grund, der ganz ächt ist, dieser: ich habe einmal in der Welt keine andere Aussicht als in einem Fache zu arbeiten, d. h. ich suche mein Glück und meine Beschäftigung in einem Amte, wo ich meine Physiologie und Philosophie durchstudiren und nützen kann, und wenn ich etwas dreister schreibe, so ist es in diesem Fache. Schriften aus dem Felde der Poesie, Tragödie u. s. w. werden meinem Plane, Professor der Physiologie und Medicin zu werden, eher hinderlich sein; darum suche ich schon hier aufzuräumen. Daß es herauskomme, ist nicht zu besorgen; meinerseits soll die genaueste Vorsicht beobachtet werden. Und geschieht es, so ist es immer noch Zeit, daß man einen Andern als Autor ausstreuen kann. (1781.)

Ich werde nun ernstlich an die Theatralisirung meiner Räuber denken und hoffe in 14 Tagen damit zu Stande zu kommen. (17. Aug. 1781.)

Jetzt endlich erscheint „der verlorene Sohn" oder die umgeschmolzenen Räuber, da eine Ruhrepidemie in meinem Regimentslazarethe mich von meiner poetischen Muße sehr oft abrief. Mit weniger Anstrengung des Geistes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen würde ich ein neues Stück, ja selbst ein Meisterstück, schaffen wollen als mich der nun gethanen Arbeit noch einmal unterziehen. Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundlage des Stückes schon wurzeln; hier mußte ich an sich gute Züge den Grenzen der Bühne, dem Eigensinn des Parterre, dem Unverstande der Galerie oder sonst leidigen Conventionen aufopfern und doch giebt es wie in der Natur, so auf den Bühnen für jede Idee, eine Empfindung, auch nur einen Ausdruck, ein Colorit. Die Räuber stehen im Original unter sich in lebhaftem Contrast und gewiß wird ein Jeder Mühe haben, vier oder fünf Räuber contrastiren zu lassen, ohne in einem von ihnen gegen die Delicatesse des Schauplatzes anzurennen. Als ich mir das Stück anfangs dachte, dachte ich mir die theatralische Darstellung hinweg. Daher kam es, daß Franz als ein räsonnirender Bösewicht angelegt worden, eine Anlage, die, so gewiß sie den denkenden Leser befriedigen wird, so gewiß den Zuschauer ermüden und verdrüßen muß, der vor sich nicht philosophirt, sondern gehandelt haben will. Bei der Aenderung konnte ich diesen Grundriß nicht über den Haufen werfen, ohne dadurch der ganzen Oekonomie des Stückes einen Stoß zu geben; ich sehe also mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraus, daß Franz auf der Bühne die Rolle nicht spielen werde, die er bei dem Lesen gespielt hat. Dazu kommt noch, daß der hinreißende Strom der Handlung den Zuschauer an den feinen Nuancen vorüberreißt und ihn also um wenigstens den dritten Theil des ganzen

Characters bringt.. Der Räuber Moor dürfte auf dem Schauplatze Epoche machen und die Verbesserungen sind wichtig, verschiedene Scenen ganz neu, darunter Hermanns Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, seine Scene mit diesem. Die Scene mit Amalie im Garten ist um einen Act zurückgelegt worden. Franz ist der Menschheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu etwas seltsam. Eine Scene, wie seine Verurtheilung im fünften Acte, ist meines Wissens auf keinem Schauplatz erlebt, ebensowenig als Amaliens Aufopferung durch ihren Geliebten. Die Katastrophe des Stückes täucht mich nun die Krone desselben zu sein.. Die Wahl der Kleidung ist auf der Bühne nie eine Kleinigkeit. Meines Räubers Moor Geschmack darin wird nicht schwer zu treffen sein. Einen Busch trägt er auf dem Hute; einen Stock gäbe ich ihm auch. Seine Kleidung müßte immer edel ohne Zierung, nachlässig ohne leichtsinnig sein. (6. Octbr. 1781.)

Daß die Amalie lieber erschossen als erstochen werden soll, gefällt mir ungemein und ich willige mit Vergnügen in diese Aenderung. Der Effect muß erstaunlich sein und kommt mir auch räubermäßiger vor. (3. Novbr. 1781.)

Ich gestehe, daß ich die Zurücksetzung der Geschichte meines Stückes in die Epoche des gestifteten Landfriedens und unterdrückten Faustrechts, die ganze dadurch wohlerrungene Anlage des Schauspiels für unendlich besser als die meinige halte und halten muß; allerdings ist der Einwurf, daß schwerlich in unserm hellen Jahrhundert, bei unserer abgeschliffenen Polizei und Bestimmtheit der Gesetze eine solche meisterlose Rotte gleichsam im Schoße der Gesetze entstehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht stehen konnte, allerdings ist dieser Vorwurf gegründet und ich wüßte nichts dagegen zu sagen als die Freiheit der

Dichtkunst, die Wahrscheinlichkeiten der wirklichen Welt in Wirkung der Wahrheit und die Möglichkeit derselben in den Rang der Wahrscheinlichkeit erheben zu dürfen. Diese Entschuldigung befriedigt allerdings die Gründe des Gegentheils nicht; wenn ich dies aber zugebe, was wird folgen? Gewiß nichts anderes, als daß mein Schauspiel einen großen Fehler bei der Geburt bekommen, einen eigenthümlichen angeborenen Fehler, den es, weil er in sein Grundwesen verflochten ist, mit ins Grab nehmen muß. Ich will mich näher erklären: 1) Sprechen alle meine Personen zu modern, zu aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialog ist gar nicht derselbe. Die Simplicität, die uns der Verf. des Götz von Berlichingen so lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraden, kleine und große Züge, Charactere sogar, sind aus dem Schoße unserer gegenwärtigen Welt herausgehoben und taugten nichts in dem Maximilianischen Alter. Mit einem Worte, es ging dem Stück wie einem Holzstiche, den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden. Die Trojaner hatten schöne Husarenstiefel und der König Agamemnon führte ein Paar Pistolen in seiner Holfter. Ich beging ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs II. auszuweichen. 2) Meine ganze Episode mit Amaliens Liebe spielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeiten einen abscheulichen Contrast. Amalia müßte schlechterdings in ein Ritterfräulein umgeschmolzen werden und dieser Character, diese Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrscht, ist in das ganze Gemälde des Räubers Moor, ja in das ganze Stück so tief und allgemein hineincolorirt, daß man das ganze Gemälde übermalen muß, um es auszulöschen. So verhält es sich auch mit dem ganzen Character Franzens, diesem speculativischen

Bösewicht, diesen metaphysisch-spitzfindigen Schurken. Ich glaube mit einem Worte sagen zu können, die Versetzung meines Stückes, welche ihm vor der Ausarbeitung den größten Glanz und die höchste Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es schon angelegt und vollendet ist, zu einem fehlervollen und anstößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern. (12. Decbr. 1781.) — Eine Ankündigung füge ich bei: die Räuber. Das Gemälde einer großen verirrten Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Vortrefflichen und mit allen Gaben verloren. Zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. Groß und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, zurückgeführt zum Vortrefflichen. Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben. — Einen heuchlerischen, heimtückischen Schleicher wird man entlarvt erblicken und gesprengt sehen in seinen eigenen Minen. Einen allzuschwachen nachgiebigen Verzärtler und Vater. Die Schmerzen schwärmerischer Liebe und die Folter herrschender Leidenschaft. Hier wird man auch nicht ohne Entsetzen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen und aus der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. Der Zuschauer weine heute vor unserer Bühne — und schaudere — und lerne seine Leidenschaften unter die Gesetze der Religion und des Verstandes beugen; der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach

und auch der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsehung auch den Bösewicht zum Werkzeuge ihrer Absichten und Gerichte brauche und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne. —

Räuber sind die Helden des Stücks, Räuber, und einer, der auch Räuber aufwiegt, ein schleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, daß wir um so wärmer sympathisiren, je weniger wir Gehilfen darin haben; daß wir dem, den die Welt ausstößt, unsere Thränen in der Wüste nachtragen; daß wir lieber mit Crusoe auf der menschenverlassenen Insel uns einnisten, als im drängenden Gewühl der Welt mit schwimmen. Dies wenigstens ist es, was uns in diesem Stücke an die so äußerst unmoralischen Gaunerhorden festbindet. Eben dieses eigenthümliche Corpus, das sie der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber formiren, seine Beschränkungen, seine Gebrechen, seine Gefahren, Alles lockt uns näher zu ihnen.

Der Dichter führt also in eine Republik hinein, auf welcher, als auf etwas Außergewöhnlichem, die Aufmerksamkeit weilt. Wir haben eine ziemlich vollständige Oekonomie der ungeheuersten Menschenverirrung, selbst ihre Quellen sind aufgedeckt, ihre Ressorts angegeben, ihre Catastrophe ist entfaltet. Allerdings würden wir vor dem kühnen Gemälde der sittlichen Häßlichkeit zurücktreten, wofern nicht der Dichter durch einige Pinselstriche Menschlichkeit und Erhabenheit hineingebracht hätte. Wir sind geneigter, den Stempel der Gottheit aus den Grimassen der Gottheit herauszulesen als eben denselben in einem regelmäßigen Gemälde zu bewundern. Eine Rose in der sandigen Wüste entzückt uns mehr als deren ein ganzer Hain in den hesperischen Gärten. Bei Verbrechern, denen

das Gesetz als Idealen moralischer Häßlichkeit die Menschlichkeit abgerissen hat, erheben wir auch schon einen geringern Grad von Bosheit zur Tugend, sowie wir im Gegentheil all' unsern Witz aufbieten, im Glanze eines Heiligen Flecken zu entdecken. Kraft eines ewigen Ganges, Alles in den Kreis unserer Sympathie zu versammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor und Engel herunter.

Noch einen zweiten Kunstgriff benutzte der Dichter, indem er dem weltverworfenen Sünder einen schleichenden entgegensetzte, der seine scheußlichen Verbrechen mit günstigerem Erfolge und weniger Schande und Verfolgung vollbringt. Auf diese Art legen wir nach unserer strengen Gerechtigkeitsliebe mehr Schuld in die Schale des Bestraften. Der erste ist um so viel schwärzer als er glücklicher, der zweite um so viel besser als er unglücklicher ist. Endlich hat der Verf. vermittelst einer einzigen Erfindung den fürchterlichen Verbrecher mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft: der Mordbrenner liebt und wird wieder geliebt.

Räuber Moor ist nicht Dieb, aber Mörder; nicht Schurke, aber Ungeheuer. Er verdankt wohl seine Grundlage dem Plutarch und Cervantes, die durch den eigenen Geist des Dichters, nach Shakespearischer Manier, in einem neuen, wahren und harmonischen Character unter sich amalgamirt sind. Die gräßlichsten seiner Verbrechen sind weniger die Wirkung bösartiger Leidenschaften als des zerrütteten Systems der guten. Indem er eine Stadt dem Verderben Preis giebt, umfaßt er seinen Roller mit ungeheuerem Enthusiasmus; weil er sein Mädchen zu feuerig liebt, um sie verlassen zu können, ermordet er sie; weil er zu edel denkt, ein Sclave der Leute zu sein, wird er ihr Verderber. Jede niedrige Leidenschaft ist ihm fremd;

die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater wüthet er in einem Universalhaß gegen das ganze Menschengeschlecht aus. „Reue und kein Erbarmen! — Ich möchte das Meer vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen!"

Zu groß für die kleine Neigung niederer Seelen, Gefährten im Laster und Elend zu haben, sagt er zu einem Freiwilligen: „Verlaß diesen schrecklichen Bund! Lern' erst die Tiefe des Abgrundes kennen, ehe Du hineinspringst. Folge mir und mach' Dich eilig hinweg!" Eben diese Hoheit der Empfindungen begleitet ein unüberwindlicher Heldenmuth und eine erstaunenswerthe Gegenwart des Geistes. Man erblicke ihn umzingelt in den böhmischen Wäldern, wie er sich aus der Verzweiflung seiner Wenigen eine Armee wirbt. Den großen Mann vollendet eine rastlose Thätigkeit des Geistes. Welches drängende Chaos von Ideen mag in dem Kopfe wohnen, der eine Wüste fordert sich zu sammeln und eine Ewigkeit sie zu entwickeln! Das Auge wurzelt in dem erhabenen armen Sünder, wenn schon lange der Vorhang gefallen ist. Er ging auf wie ein Meteor und schwindet wie eine sinkende Sonne.

Einen überlegenden Schurken wie Franz auf die Bühne zu bringen oder besser (denn der Verfasser dachte nie an die Bühne) ihn zum Gegenstande der bildenden Kunst zu machen, heißt mehr gewagt als das Ansehn Shakespeares, des größten Menschenmalers, der einen Jago und Richard erschuf, entschuldigen, mehr gewagt als die unglückseligste Plastik der Natur verantworten kann. Wahr ist es, — so gewiß diese letztere an lächerlichen Originalien auch die luxurirenste Phantasie des Carricaturisten hinter sich läßt; so gewiß sie zu den bunten Träumen des Narrenmalers Fratzen genug liefert, daß ihre ge-

treuesten Copisten nicht selten in den Vorwurf der Uebereilung verfallen; so wenig wird sie durch diese Idee des Dichters mit einem einzigen Beispiele zu rechtfertigen wissen. Dazu kommt, wenn auch die Natur, nach einer hundert- und tausendjährigen Vorbereitung, so unbändig über die Ufer träte; wenn ich dies auch zugeben könnte, sündigt nicht der Dichter unverzeihlich gegen ihre ersten Gesetze, der dieses Monstrum der sich selbst befleckenden Natur in eine Jünglingsseele verlegt? Noch einmal zugegeben, es sei möglich, wird nicht ein solcher Mensch erst tausend krumme Labyrinthe der Selbstverschlimmerung durchkriechen, tausend Pflichten verletzen müssen, um sie geringschätzen zu lernen, tausend Rührungen der zum Vollkommenen strebenden Natur verfälschen müssen, um sie belachen zu können? Mit einem Worte, wird er nicht erst alle Auswege versuchen, alle Verirrungen erschöpfen müssen, um dieses abscheuliche non plus ultra mühsam zu erklettern?

Die moralischen Veränderungen kennen eben so wenig einen Sprung als die physischen. Mögen noch so viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: der Mensch neigt sich ursprünglich zum Verderblichen; ich glaube es nicht und denke vielmehr überzeugt zu sein, daß der Zustand des moralischen Uebels im Gemüth eines Menschen ein schlechterdings gewaltsamer Zustand sei, welchen zu erreichen zuerst das Gleichgewicht der ganzen geistigen Organisation — wenn ich so sagen darf — aufgehoben sein muß, sowie das ganze System der thierischen Haushaltung, Kochung und Scheidung, Puls und Nervenkraft durch einander geworfen sein müssen, ehe die Natur einem Fieber oder Convulsionen Raum giebt.

Woher kam dem Jünglinge, aufgewachsen im Kreise einer friedlichen, schuldlosen Familie, eine so herzverderb-

liche Philosophie? Der Dichter läßt diese Frage ganz unbeantwortet. Wir finden zu all den abscheulichen Grundsätzen und Werken keinen hinreichenden Grund als das armselige Bedürfniß des Künstlers, der, um sein Gemälde auszustaffiren, die ganze menschliche Natur in der Person eines Teufels, der ihre Bildung usurpirt, an den Pranger gestellt hat.

Es sind nicht sowohl gerade die Werke, die uns an diesem grundlosen Menschen empören; es ist auch nicht die abscheuliche Philosophie; es ist vielmehr die Leichtigkeit, womit ihn diese zu jenen bestimmt. Wir hören vielleicht in einem Kreise Vagabunden dergleichen ausschweifende Bonmots über Moralität und Religion, — unser inneres Gefühl empört sich dabei; aber wir glauben noch immer unter Menschen zu sein, so lange wir uns überreden können, daß das Herz niemals so grundverderbt werden kann, als die Zunge es auf sich nimmt.

Wiederum liefert uns die Geschichte Subjecte, die unsern Franz an unmenschlichen Thaten weit hinter sich lassen und doch schüttelt uns dieser Character so sehr. Man kann sagen, dort wissen wir nur die Facta; unsere Phantasie hat Raum, solche Triebfedern dazu zu träumen als nur immer solche Teufeleien, wohl nicht entschuldigen, doch begreiflich machen können. Hier zeichnet der Dichter selbst die Schranken vor, indem er uns das Triebwerk enthüllt. Unsere Phantasie wird durch historische Facta gefesselt; wir entsetzen uns über die gräßlichen Sophismen, aber noch scheinen sie uns zu leicht und zu luftig zu sein, als daß sie zu wirklichen Verbrechen — darf ich sagen? — erwärmen könnten. Tausend Mordthaten zu geloben, tausend Menschen in Gedanken zu vernichten, ist leicht; aber

es ist eine herkulische Arbeit, einen einzigen Todtschlag wirklich zu begehen.

In der neuen Auflage des Stücks hat sich der Dichter gebessert. Der Bösewicht hat seinen Helfershelfer verloren und ist gezwungen, seine eigenen Hände zu gebrauchen.

Dann sind auch die Raisonnements, mit denen er sein Lastersystem aufzustutzen versteht, das Resultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe, die sie voraussetzen, hätten ihn nothwendig veredeln sollen, und bald verleitet der Dichter, die Musen allgemein zu verdammen, die zu dergleichen Schelmereien jemals die Hände führen konnten.

Doch Klag' und kein Ende! Sonst ist dieser Character, so sehr er mit der menschlichen Natur mißstimmt, ganz übereinstimmend mit sich selbst. Der Dichter hat Alles gethan, was er thun konnte, nachdem er einmal den Menschen überhüpft hatte. Dieser Character ist ein eigenes Universum. Seine ungetreue Seele schlüpft geschmeidig in alle Masken und schmiegt sich in alle Formen. Bei dem Vater hört man ihn beten, schwärmen neben dem Mädchen und neben dem Handlanger lästern. Kriechend, wo er zu bitten hat, Tyrann, wo er befehlen kann. Verständig genug, die Bosheit eines Andern zu verachten, nie so gerecht, sie bei sich selbst zu verdammen. An Klugheit dem Räuber überlegen, aber hölzern und feig neben dem empfindsamen Helden. Vollgepfropft von schweren entsetzlichen Geheimnissen, daß er selbst seinen Wahnwitz für einen Verräther hält. Endlich in der unglücklichsten Catastrophe, wo er menschlich leidet? Wie sehr bestätiget dies die allgemeine Erfahrung wieder! Wir rücken ihm näher, sobald er sich uns nähert; seine Verzweiflung fängt an uns mit seiner Abscheulichkeit zu versöhnen. Ein Teu-

fel, erblickt auf den Foltern der ewigen Verdammniß, würde Menschen weinen machen; wir zittern für ihn und über eben das, was wir so grimmig auf ihn herabwünschten. Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine kriechende Seele?

Es findet sich in der ganzen Tragödie nur ein Frauenzimmer. Man erwartet also billig im Character dieser Einzigen gewissermaßen die Repräsentantin ihres ganzen Geschlechtes. Wenigstens wird die Aufmerksamkeit des Zuschauers und Lesers um so unverwandter auf ihr haften, je einsamer sie im Kreise der Männer und Abenteurer steht; wenigstens wird man von den wilden, stürmischen Empfindungen, worin uns die Räuberscenen herumwerfen, in ihrer sanften weiblichen Seele auszuruhen gedenken. Aber zum Unglück wollte uns der Dichter hier etwas Außerordentliches zukommen lassen und hat uns um das Natürliche gebracht.

„Räuber“ war einmal die Parole des Stücks; der lärmende Waffenton hat den leiseren Flötenton überstimmt. Der Geist des Dichters scheint sich überhaupt mehr zum Heroischen und Starken zu neigen als zum Weichen und Niedlichen. Er ist glücklicher in vollen gesättigten Empfindungen, gut in jedem höchsten Grade der Leidenschaft und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Daher schuf er uns hier ein weibliches Wesen, wobei wir, unbeschadet all der schönen Empfindungen, all der liebenswürdigen Schwärmerei, doch immer das vermissen, was wir zuerst suchen, das sanfte, leidende, schmachtende Wesen, — das Mädchen. Auch handelt sie in dem ganzen Stücke durchaus zu wenig. Ihr Roman bleibt durch die ersten drei Acte immer auf derselben Stelle stehen, (sowie, beiläufig gesagt, das ganze Schauspiel in der Mitte erlahmt.) Sie kann

sehr artig über ihren Ritter weinen, um den man sie geprellt hat, sie kann auch den Betrüger heruntermachen, der ihn weggebissen hat, und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan, den Herzeinzigen entweder zu haben, oder zu vergessen, oder durch einen Andern zu ersetzen. Lieset man mehr als die Hälfte des Stückes, so weiß man nicht was das Mädchen will oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat, ahnt auch nicht, was etwa mit ihr geschehen könnte. Kein zukünftiges Schicksal ist angekündiget oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur letzten Zeile des dritten Actes kein halbes Wörtchen von ihr fallen. Dies ist schlechterdings die tödtliche Seite des ganzen Stücks, wobei der Dichter ganz unter dem Mittelmäßigen geblieben ist. Aber vom vierten Act an wird er wieder er selbst. Mit der Gegenwart des Geliebten fängt die interessante Partie des Mädchens an. Sie glänzt in seinem Strahl, erwärmt sich an seinem Feuer, schmachtet neben dem Starken und ist ein Weib neben dem Manne. Die Scene im Garten ist ein wahres Gemälde der weiblichen Natur.

Wohl wäre ein Wort über die zweideutige Katastrophe der ganzen Liebesgeschichte zu sagen. Man fragt, war es tragisch, daß der Liebhaber sein Mädchen ermordet? War es in dem gegebenen Fall natürlich? War es nothwendig? War kein minder schrecklicher Ausweg mehr übrig? Ich will auf das Letzte zuerst antworten: nein! Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchst undramatisch wäre eine Resignation gewesen. Zwar vielleicht diese letzte möglich und schön auf Seiten des männlichen Räubers, aber wie äußerst widrig auf Seiten des Mädchens! Soll sie heimgehen und sich trösten über das was sie nicht ändern kann? Dann hätte sie nie geliebt. Soll sie sich

selbst erstechen? Mir ekelt vor diesem alltäglichen Behelf der schlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals und Kopf abschlachten, damit dem hungrigen Zuschauer die Suppe nicht kalt werde. Nein, offenbar krönt die Wendung, die der Dichter genommen hat, das ganze Stück und vollendet den Character des Liebhabers und Räubers.

Schlechter bin ich mit dem Vater zufrieden. Er soll zärtlich und schwach sein, und ist klagend und kindisch. Man sieht es schon daraus, daß er die Erfindungen Franzens, die an sich plump und vermessen genug sind, gar zu einfältig glaubt. Ein solcher Character kam freilich dem Dichter zu statten, um Franzen zum Zwecke kommen zu lassen. Aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Witz, um die Intriguen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß, allem Ansehn nach, seinen Vater durchaus gekannt haben, daß er es für unnöthig hielt, seine ganze Klugheit an ihm zu verschwenden. Ueberhaupt verspricht der Kopf des Letztern mehr als seine Intriguen erfüllen, welche abenteuerlich, grob und romanhaft sind.

So mischt sich in die Bedauerniß über den Vater ein gewisses verachtendes Achselzucken, das sein Interesse um Vieles schwächt. So gewiß zwar eine große Passivität des Beleidigten unsern Grimm gegen den Beleidiger mehr erhitzt als eine Selbstthätigkeit des erstern, so gehört doch immer ein Grad von Hochachtung gegen ihn dazu, um uns für ihn zu interessiren — und wenn diese Hochachtung nicht auf intellectuelle Vollkommenheiten geht, worauf geht sie sonst? Auf die moralischen? Man weiß, wie genau sich die letzteren mit den ersteren amalgamiren müssen, um anziehend zu sein. Ueberdies ist der alte Moor mehr Betschwester als Christ, der seine religiösen Sprüche aus seiner Bibel herzubeten scheint. Endlich springt der Verf.

mit dem armen Alten gar zu tyrannisch um, und er hätte, wenn er auch dem zweiten Acte entronnen wäre, durch das Schwert des vierten fallen sollen. Er hat ein gar zähes Froschleben der Mann, der freilich dem Dichter recht à propos kommen mochte.

In den contrastirenden Characteren der Räuber Roller, Spiegelberg, Schufterle, Kosinsky, Schweizer ist der Verf. glücklicher gewesen. Jeder hat etwas Auszeichnendes, jeder das, was er haben muß, um auch neben dem Hauptmanne zu interessiren, ohne ihm Abbruch zu thun. Der Rolle Hermanns, die im ersten Plan höchst fehlerhaft war, ist in der zweiten Auflage eine vortheilhaftere Wendung gegeben. Es ist eine interessante Situation, wie sich in der Mitte des vierten Actes die beiden Schurken an einander zerschlagen. So wie sich der Character Hermann's erhob, wurde der des alten Daniel in Schatten gestellt.

Die Sprache und der Dialog dürften sich gleicher bleiben und im Ganzen weniger poetisch sein. Hier ist der Ausdruck lyrisch und episch, dort gar metaphysisch, an einem dritten Orte biblisch, an einem vierten platt. Franz sollte durchaus anders sprechen. Die blumige Sprache verzeihen wir nur der erhitzten Phantasie und Franz sollte schlechterdings kalt sein. Das Mädchen wieder hat zu viel in Klopstock gelesen.

Wenn man es dem Verf. nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er sich in seinen Shakespeare vergafft hat, so merkt man es desto gewisser an den Ausschweifungen. Das Erhabene wird durch poetische Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrsten fühlte und am durchdringendsten bewegte, sprach er wie unsereiner.

Gewisse historische Beziehungen finde ich nicht ganz berichtiget. In der neuen Auflage ist die Geschichte in die Errichtung des deutschen Landfriedens verlegt worden. Das Stück war in der Anlage der Charactere und der Fabel modern zugeschnitten. Die Zeit wurde verändert, Fabel und Charactere blieben. So entstand ein buntfarbiges Ding wie die Hosen des Harlekin; alle Personen sprechen zu studirt; jetzt findet man Anspielungen auf Sachen, die ein Paar hundert Jahre nachher geschahen oder gestattet werden durften.

Auch sollte durchgängig mehr Anstand und Milderung beobachtet sein. Laokoon kann in der Natur aus Schmerz brüllen, aber in der anschaulichen Kunst erlaubt man ihm nur eine leidende Miene. Der Verf. kann einwenden: ich habe Räuber geschaffen und Räuber bescheiden zu schildern, wär' ein Versehen gegen die Natur. Aber warum Räuber schildern?

Nun das Stück von Seiten der Moral. Vielleicht findet der Denker dergleichen darin (besonders wenn er sie mitbringt); Halbdenkern und ästhetischen Maulaffen darf man es kühnlich confisciren.

Die Bildung des Verf. kann schlechterdings nur anschauend gewesen sein; daß er keine Kritik gelesen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren seine Schönheiten und noch mehr seine colossalischen Fehler. Er soll ein Arzt bei einem würtembergischen Grenadierbataillon sein. (Selbstkritik in Würtemb. Repert. d. Literat. 1782.)

Nach dem Don Carlos gehe ich an den zweiten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verf. über den ersten Theil sein soll und worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen muß. (24. Aug. 1784.)

Ich bin gesonnen zu den Räubern einen Nachtrag, „Räuber Moors letzte Schicksale“, herauszugeben, wodurch das Stück neuerdings in Schwung kommen soll. (3. Jul. 1785.)

Fiesco.

Ich zweifle nicht, daß ich zu Ende dieses Jahres „die Verschwörung von Genua“ vollendet sehe, wovon ich schon einen großen Theil vorausgearbeitet habe. (1. Apr. 1782.) — Es sollte ein ganzes großes Gemälde des gestürzten Ehrgeizes werden. Wenn es das wirklich ist, so zweifele ich keineswegs, daß es der Theaterdirection, dem Schauspieler und Zuschauer ein Ziemliches zumuthen wird. (16. Novbr. 1782.) — Mein Fiesco ist gedruckt und wird wohl bald zu haben sein. (23. Apr. 1783.)

Mein Fiesco soll gegeben werden und man ist wirklich daran, mit Anmerkungen über das Stück bei mir einzukommen. Vielleicht arbeite ich ihn um. (11. Aug. 1783.)

Dem Tadel meiner Frauenzimmercharactere stimme ich bei. Ich muß bekennen, daß ich an den zwei ersten Scenen des zweiten Actes mit einer Art von Widerwillen gearbeitet, die nunmehr dem feinern Leser nur zu sichtbar geworden ist. Zum guten Glück fallen diese zwei Scenen, unbeschadet des Stückes, in der Umarbeitung ganz weg. Die blühende Sprache ist auf der Bühne mehr als auffallend, sie ist lächerlich und solche lange Monologe ermüden. Der fünfte Act wird auch eine Hauptveränderung erleiden. (29. Septbr. 1783.)

Eigentlich sollte das Tableau für den Künstler reden und er selbst die Entscheidung hinter dem Vorhange erwarten. Es ist auch jetzt meine Absicht nicht, das Urtheil der Zuschauer für meine Manier zu bestechen und der Faden des Trauerspiels liegt nicht versteckt. — Dennoch setze

ich einen zu großen Werth in die Aufmerksamkeit meines Publicums, als daß ich ihm nicht auch die wenigen Augenblicke sollte zu retten suchen, die darauf gehen würden, bis es ihn fände.

Fiesco ist der große Punkt dieses Stückes, gegen welchen sich alle darin spielenden Handlungen und Charactere gleich Strömen nach dem Weltmeere hinsenken, — Fiesco, von dem ich vorläufig nichts Empfehlendes weiß, als daß ihn J. J. Rousseau im Herzen trug, — Fiesco, ein großer, fruchtbarer Kopf, der unter der täuschenden Hülle eines weichlichen epikurischen Müssiggangs in stiller geräuschloser Dunkelheit, gleich einem gebährenden Geiste auf dem Chaos, einsam und unbehorcht eine Welt ausbrütet und die leere lächelnde Miene eines Taugenichts trägt, während daß Riesenpläne und wüthende Wünsche in seinem brennenden Busen gähren, — Fiesco, der, lange genug mißkannt, endlich einem Gotte gleich hervortritt, das reife vollendete Werk vor erstaunende Augen stellt und ein gelassener Zuschauer dasteht, wenn die Räder der großen Maschine dem gewünschten Ziele unfehlbar entgegenlaufen, — Fiesko, der nichts fürchtet als seines Gleichen zu finden, der stolzer darauf ist, sein eigenes Herz zu besiegen als einen furchtbaren Staat, — Fiesco, der zuletzt den verführerischen, schimmernden Preis seiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbstüberwindung hinwegwirft und eine höhere Wollust darin findet, der glücklichste Bürger als der Fürst seines Volkes zu sein.

Man erwartet vielleicht, daß ich die Freiheiten rechtfertige, die ich mir in diesem umgeformten Fiesco gegen die historische Wahrheit — ja gegen meine erste Darstellung selbst — erlaubte. Nach jener sowohl als dieser arbeitet der Graf auf den Umsturz der Republik, in beiden

kommt er in der Verschwörung um. Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht sein Geschichtschreiber und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuschauer bewirkte, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf. — Der Genueser Fiesco sollte zu meinem Fiesko nichts als den Namen und die Maske hergeben; das Uebrige mochte er behalten. Ist es denn meine Schuld, wenn er weniger edel dachte? Wenn er unglücklicher war? Müssen meine Zuschauer diese verdrießliche Wendung entgelten? Mein Fiesco ist allerdings nur untergeschoben, jedoch was kümmert mich das, wenn er nur größer ist als der wahre? — Wenn mein Publicum nur Geschmack an ihm findet? — Warum ich aber jetzt meiner ersten Schilderung widerspreche, die den Grafen durch seine Herrschsucht umkommen läßt, ist eine andere Frage. Es mag nun sein, daß ich zur Zeit als ich jene entwarf, gewissenhafter oder verzagter gewesen; vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leser, der den verworrensten Faden mit Bedacht auseinanderlöst, mit Fleiß anders dichten wollte als für den herzzerrissenen Hörer, der augenblicklich genießen muß, und reizender ist es nun doch, mit dem großen Manne in die Welt zu laufen als von einem gestraften Verbrecher sich belehren zu lassen.

Ueber die moralische Beziehung des Stückes wird wohl Niemand zweifelhaft sein. Wenn es zum Unglücke der Menschheit so gemein und alltäglich ist, daß so oft unsere göttlichsten Triebe, daß unsere besten Keime zu Großem und Gutem unter dem Drucke des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens begraben werden, — wenn Kleingeistelei und Mode der Natur höhern Umriß beschneiden, — wenn tausend lächerliche Convenienzen am großen Tempel der Gottheit

herumkünsteln — so kann dasjenige Schauspiel nicht zwecklos sein, das uns den Spiegel unserer ganzen Kraft vor die Augen hält, das den sterbenden Funken des Heldenmuthes belebend wieder emporflammt — das uns aus dem engen dumpfen Kreise unseres alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt. Dieses Schauspiel ist, hoffe ich, Fiescos Verschwörung.

Heilig und feierlich war immer der stille, der große Augenblick in dem Schauspielhause, wo die Herzen so vieler Hunderte, wie auf den allmächtigen Schlag einer magischen Ruthe, nach der Phantasie eines Dichters leben — wo herausgerissen aus allen Masken und Winkeln der natürliche Mensch mit offenen Sinnen horcht — wo ich des Zuschauers Seele am Zügel führe und nach meinem Gefallen, einem Balle gleich, dem Himmel oder der Hölle zuwerfen kann — und es ist Hochverrath an dem Genius — Hochverrath an der Menschheit, diesen glücklichen Augenblick zu versäumen, wo so vieles für das Herz kann verloren oder gewonnen werden. Wenn jeder von uns zum Besten des Vaterlandes diejenige Krone wegwerfen lernt, die Er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des Fiesco die größte des Lebens.

Weniger konnt' ich einem Publicum nicht sagen, das durch die gütigste Aufnahme meiner Räuber meine Leidenschaft für die Bühne belebt und dem alle meine künftigen dramatischen Producte gewidmet sind. (18. Jan. 1784. Anschlagzettel in Mannheim: „Erinnerung an das Publicum.")

Den Fiesco verstand das Publicum nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name, — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde er vier-

zehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und gegeben. Auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie. (5. März 1784.)

Kabale und Liebe.

Meine Louise Millerin hat verschiedene Eigenschaften an sich, welche auf dem Theater nicht wohl passiren, z. B. die gothische Vermischung von Komischem und Tragischem, die allzufreie Darstellung einiger mächtigen Narrenarten und die zerstreuende Mannigfaltigkeit des Details. (27. Mai 1783.)

Außer der Vielfältigkeit der Charactere und der Verwickelung der Handlung, der vielleicht allzufreien Satyre und Verspottung einer vornehmen Narren- und Schurkenart, hat dieses Trauerspiel auch den Mangel, daß Komisches mit Tragischem, Laune mit Schrecken wechselt und, obschon die Entwickelung tragisch genug ist, doch einige lustige Character und Situationen hervorragen. (3. Apr. 1783.)

Don Carlos.

Die Geschichte des Spaniers Don Carlos verdient allerdings (nach Dalbergs Ansicht und Vorschlag) den Pinsel eines Dramatikers und ist vielleicht eines von den nächsten Sujets, das ich bearbeiten will. (15. Jul. 1782.)

Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herschwankens zwischen Imhof und Marie Stuart los zu sein, habe ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen Don Carlos zu. Ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat als ich bisher geglaubt und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden und rührenden Situationen

giebt. Der Character eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vortheilen ihres Schicksals verunglückt, — eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls, — eines grausamen, heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba u. s. f., sollen mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln — und das Mannheimsche Theater dieses Sujet von mir bearbeitet wünscht. Wenn ich aber eine spanische Geschichte mit Vortheil behandeln soll, so werde ich nothwendig mit dem Nationalcharacter, den Sitten und der Statistik des Volkes bekannt sein müssen. Bälder als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden und noch weniger eine Ausführung auf Grathewohl wagen. (27. März 1783.)

Ich arbeite an einem Don Carlos, ein Sujet, das mir fruchtbar erscheint, und das ich Dalberg zu danken habe. (Dazwischen will ich an einem Trauerspiel von Prinz Conradin arbeiten.) (3. Apr. 1783.)

Carlos habe ich gleichsam statt meines Mädchens. Ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, wird man mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen, — nicht nach den Farben des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrumente, sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeares Hamlet die Seele, Haut und Nerven von Leisewitz Julius — und den Puls von mir. Außerdem will ich es mir in diesem Schau-

spiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger stellen. Ich will, und sollte mein Carlos für das Theater verloren gehen, einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bisher nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. (14. Apr. 1783.)

Carlos würde nichts weniger sein als ein politisches Stück, sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause und die schreckliche Situation eines Vaters, der mit seinem Sohne so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohnes, der bei allen Ansprüche auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung lebt und endlich aufgeopfert wird, müßten, denke ich, höchst interessant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden. (17. Jun. 1784.)

Carlos ist ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charactere, beinahe von gleichem Umfange, Philipp, Carlos, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es jetzt nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre glänzen, meine Phantasie an die Grenzen des bürgerlichen Kothurns einzäumen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da ist, da ich in diesem Falle größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. Froh bin ich, daß ich nun so ziemlich Meister über die Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird. (24. Aug. 1784.)

Die Ursache, warum das Publicum die Tragödie Don Carlos in Bruchstücken (— in der Rheinischen Thalia —) im Voraus empfängt, ist keine andere als der Wunsch des Verf., Wahrheit darüber zu hören, eh' er es wirklich vollendet. Bei dem anhaltenden starren Hinsehen auf die nämliche Fläche kann es nicht anders kommen, als daß die Augen, auch des schärfsten Beobachters, anfangen trübe zu werden und die Objecte verwirrt durcheinander schwimmen. Wenn der Dichter nicht Gefahr laufen will, sich in seinen eigenen Irrgängen zu verwickeln und über der künstlichen Farbenmischung des Details die Perspective des Ganzen zu verlieren, so ist es nöthig, daß er zuweilen aus seinen Illusionen heraustrete, daß seine Phantasie von ihrem Gegenstande erkalte und fremde Empfindung seine eigene zurechtweise. Mit den Lieblingsneigungen unseres Geistes ergeht es uns beinahe wie mit unsern Mädchen — endlich werden wir blind für ihre Flecken und stumpf durch Genuß. Dort wie hier sind kurze Entfernungen, kleine Spannungen oft heilsam, die verlöschende Glut des Affects wieder anzublasen. Die Flamme der Begeisterung ist keine ewige Flamme. Oft ist es nöthig, daß sie von Außen her borge und sich durch sympathetische Reibung erneuere. Wie schätzbar sind hier einem Dichter geschmackvoll führende Freunde, die über seine Schöpfungen wachen und das neugeborene Kind seines Genius mit liebevoller Sorgfalt warten und pflegen! Dieser Dienst ist es, den ich bei Vorlegung dieser Fragmente von dem Publicum mir erbitten wollte. Ich erschrecke vor dem Tadel nicht. Das Urtheil der Welt über diese Fragmente, es falle aus wie es wolle, wird mich nie in Verlegenheit setzen, denn es ist meine letzte Instanz nicht. Ich nehme es für nichts als den belehrenden Wink meines kritischen Freundes, den

ich zur Reinigung meiner Arbeit benützen kann, — aber die Nachwelt ist meine Richterin. Was ich bei meinen Zeitgenossen verderbe, steht noch immer in meiner Macht wieder gut zu machen. Die Fehler des Jünglings rechnet man ja dem Manne nicht mehr an, — aber die Nachwelt verdammt ohne Beklagten, ohne Sachwalter, ohne Zeugen; das Werk lebt und sein Schöpfer ist nicht mehr. Die Frist zur Verantwortung ist vorbei; was einmal verloren ist, läßt sich nicht mehr einbringen. — Findet der Kenner schon diese erste Anlage krank, vermißt er hier schon die Gesundheit, die lebendige Kraft, die ihr Dauer verspricht, so wandre die ganze Skizze zum Feuer.

Die Geschichte des unglücklichen Don Carlos und seiner Stiefmutter der Königin ist eine von den interessantesten, die ich kenne, aber ich zweifele sehr, ob sie so rührend als erschütternd ist. Rührung, glaub ich, ist hier ganz nur Verdienst des Dichters, der unter den vielerlei Arten von Behandlung gerade diejenige zu wählen weiß, welche die widrige Härte des Stoffes zu weicher Delicatesse herabstimmt und mildert. Eine Leidenschaft wie die Liebe des Prinzen, deren leiseste Aeußerung Verbrechen ist, die mit einem unwiderruflichen Religionsgesetze streitet und sich ohne Aufhören an der Grenzmauer der Natur zerschlägt, kann mich schaudern, aber schwerlich weinen machen. Eine Fürstin wiederum, deren Herz, deren ganze weibliche Glückseligkeit einer traurigen Staatsmaxime hingeschlachtet worden, die durch die Leidenschaft des Sohnes und des Vaters gleich unmenschlich gemißhandelt wird, kann mir wohl Murren gegen Vorsehung und Schicksal, Zähneknirschen gegen weltliche Conventionen abnöthigten, aber wird sie mir auch wohl Thränen ablocken?

Wenn dieses Trauerspiel schmelzen soll, muß es, däucht mich, durch die Situation und den Character König Philipps geschehen. Auf der Wendung, die man diesem giebt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Mein Plan ist auf gleiche Art vereitelt, wenn ich bei Philipps Darstellung den französischen Schriftstellern folge, als wenn ich bei Carlos Schilderung den Ferraras zum Muster nehme. Man erwartet, ich weiß nicht welches Ungeheuer, sobald von Philipp II. die Rede ist; mein Stück fällt zusammen, sobald man ein solches darin findet und doch hoffe ich der Geschichte, d. h. der Kette der Begebenheite, getreu zu bleiben. Mir lag daran, den Menschen zu rechtfertigen und konnt' ich das anders und besser als durch den herrschenden Genius der Zeiten?

Der ganze Gang der Intrigue wird, wie ich mir einbilde, schon in dem ersten Aufzuge verrathen sein. Wenigstens war dies meine Absicht und ich halte es für das erste Requisit der Tragödie. Beide Hauptcharactere laufen hier schon mit derjenigen Kraft und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leser errathen läßt, wo und wann und wie heftig sie in der Folge wider einander schlagen.

Ein vollkommenes Drama soll, wie uns Wieland sagt, in Versen geschrieben sein oder es ist kein vollkommenes und kann für die Ehre der Nation gegen das Ausland nicht concurriren. Nicht als ob ich auf das Letztere Anspruch machte, sondern weil ich die Wahrheit jenes Ausspruchs überzeugend erkannte, habe ich diesen Carlos in Jamben entworfen, aber in reimfreien, denn ich unterschreibe Wielands zweite Forderung, daß der Reim zum Wesen eines guten Drama's gehöre, so wenig, daß ich ihn vielmehr für einen unnatürlichen Luxus des französischen Trauerspiels, für einen trostlosen Behelf jener Sprache, für

einen armseligen Vertreter des wahren Wohlklanges erkläre, — in der Tragödie, versteht sich.

Der Leser wird sich selbst und dem Dichter nützen, wenn er vorher die Geschichte des Don Carlos von Abbé St. Réal wenigstens flüchtig durchblättern will.

Es wird kaum nöthig sein zu bemerken, daß Don Carlos kein Theaterstück werden kann. Der Verf. hat sich die Freiheit genommen, jene Grenze zu überschreiten. Don Carlos ist ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause. (Rhein. Thalia I. 1785.)

Seit acht Tagen habe ich kaum eine Seite an Carlos gearbeitet. Es war mir schlechterdings unmöglich, Wärme und Laune für ihn bei mir hervorzubringen. (Ostern 1786.)

Ich bin mitten in der letzten Scene des Marquis mit der Königin. Jetzt fängt es an sehr interessant zu werden, aber ich zweifele, ob meine Ausarbeitung nicht unter, tief unter meinem Ideale von dem Interesse der Situation bleiben wird. Noch habe ich keinen Pulsschlag dieser Empfindungen, von denen eigentlich ich bei diesen Arbeiten durchdrungen sein sollte. Ich habe keine Zeit, sie abzuwarten. Wissentlich muß ich mich übereilen. Hier und da ein Funke unter der Asche und das ist Alles. (30. Decbr. 1786.)

Mein bisheriges Arbeiten war mehr Ordnen von Bruchstücken und Uebersetzung meiner Prosa in Jamben. (22. Apr. 1787.)

Carlos ist in Mannheim gegeben worden und hat bei weitem das nicht gemacht was ich erwartete. Dalberg meint, es läge am Mangel der Einheit. (1787.) *)

*) Von der Aufführung in Hamburg sagt Ed. Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst: „sie war die ein-

Für meinen Carlos, das Werk dreijähriger Anstrengungen, bin ich mit Undank belohnt worden. (1787.)

---

zige in Deutschland, die große Sensation erregte; das Publicum forderte laut die Wiederholung für den andern Tag und bewahrte ihr einige Zeit seinen Antheil." Wie aus Sch. Briefe an Schröter hervorgeht, erhielt er von diesem für den Carlos 21 Louisdor. Ehe er das Stück sandte, richtete er an Schröter folgende Fragen: 1) ob ich den C. in Prosa verwandeln muß, weil doch immer zu besorgen ist, daß die untergeordneten Schauspieler die Jamben schief declamiren; 2) welche Größe ich dem Stücke geben, ob es drei gute Stunden spielen darf; 3) ob ich mir im Punkte des Katholicismus, der Geistlichkeit und der Inquisition einige Freiheiten erlauben darf, oder ob es nothwendig ist, daß ich den Dominikaner weltlich mache und die verfänglichen Stellen streiche? 4) ob die Schauspielerin, der Sie die Eboli zutheilen, eine leidliche Arie singen kann? Es ist im Stück darauf gerechnet und wenn es also nicht wäre, so müßte ich damit eine Aenderung treffen; 5) ob es widrig auffallen möchte, wenn das Stück mehr als 5 Acte hätte? Die gedruckte Ausgabe wird 24 Bogen und 9 Acte betragen, die Theateredition könnte 12 Bogen und 7 Acte haben. — Ueber den Auftritt Philipps mit dem Marquis habe ich in der republikanischen Stadt hoffentlich nicht unruhig zu werden. Sollte das Stück in seiner jetzigen Gestalt noch zu lange spielen, so habe ich mit rother Kreide die Stellen bezeichnet, die ich lieber als andere aufopfere. Sie treffen meist declamatorische, die ohnehin oft die Kunst des Schauspielers und die Geduld des Publicums in Verlegenheit setzen. Bei denjenigen Rollen, worin Erzählung ist, von deren Einsicht die Wirkung folgender Scenen abhängen kann, bitte ich mehr auf ein deutliches Organ als auf Genie und Geschicklichkeit zu sehen. Bei den Scenen, wo volles Theater sein muß, bitte ich den dastehenden Figuren Leben einzublasen und Theilnahme an dem, was um sie vorgeht, zu empfehlen. Uebrigens stellen Sie bei solchen Gelegenheiten soviel spanische Granden auf die Bühne als sie Röcke haben. Die Menschen dazu, denke ich, werden sich hier schon dazu finden wie in der wirklichen Welt. (8. Decbr. 1786 und 13. Jun. 1787.)

Wieland sagt mir, die französischen Dichter wären wahrer. Aus den dreißig Bogen meines Carlos, sagte ich, wären gewiß sieben herauszubringen, worin reine Natur sei; er solle mir das an einem französischen Stücke probiren, er solle eine dreizehn Blätter starke Scene zwischen Carlos und der Eboli im französischen Geschmack schreiben lassen und sehen, wer sie aushält. (1788.)

Ein Machtwerk wie der Carlos ekelt mich nun an. (4. Septbr. 1797.)

Mit dem Carlos bin ich auf ziemlich gutem Wege (bei der Bearbeitung für das Theater); es ist ein sicherer theatralischer Fond in dem Stücke und es enthält Vieles was ihm die Gunst verschaffen kann. Es war freilich nicht möglich, es zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, schon darum, weil es viel zu breit zugeschnitten ist; aber ich begnügte mich, das Einzelne nothdürftig an einander zu reihen und so das Ganze blos zum Träger des Einzelnen zu machen. Und wenn vom Publicum die Rede ist, so ist das Ganze doch das, was zuletzt in Betracht kommt. (20. März 1802.)

Nachtrag.

Mittheilung der wichtigsten Stellen, die in Don Carlos, wie er jetzt vorliegt, fehlen. Die 1. Scene des 1. Actes theile ich vollständig mit wie sie war, um zu zeigen, wie viel Sch. geopfert hat. Das in der jetzigen Bearbeitung Befindliche ist angedeutet in () eingeschlossen.

Aranjuez. Don Carlos. Pater Domingo.

Carlos. Der Erzspion verfolgt mich überall
Wie die Gerichte Gottes. — Was verlangt Ihr?
Wen sucht Ihr hier? — Dorthin, soviel ich weiß,
Hat sich der König mit dem Hof gezogen.

Domingo. Der König, Prinz, und alle Granden stehn
Versammelt im Citronenwald. Die Freude

Herrscht allgemein, sie zu vollenden fehlt
Nur Carlos noch.

Carlos. Sie plötzlich zu vergiften?
Ist König Philipp seiner guten Laune
Schon satt, daß er die Nattern seines Sohns
Zu Gaste ruft?

Domingo. Mir unbegreiflich, Prinz.
Der schönste Frühlingstag — die muntern Gärten —
Und ringsherum die blumenvolle Flur,
Der Himmel selbst wetteifert mit der Gegend,
Die Kunst mit der Natur, Sie aufzuheitern.
Gleich einem Paradies lacht weit und breit
Das prächtige Aranjuez und doch
In Ihrem Aug' nicht eine Spur der Freude!

Carlos. In Deinem lachenden Aranjuez
Sieht Carlos nichts — als seine finstre Seele.

Domingo. Doch eben dieser räthselhafte Gram,
Den wir schon lang' in Ihren Blicken lesen,
Der Schrecken Ihres Reichs und das Geheimniß
Des ganzen Hofs, hat manche Thräne schon
Dem König, Ihrem Vater, ausgepreßt.

Carlos. Fließt mir deswegen eine einz'ge minder?
Heilt dieses Herz vielleicht, wenn seines blutet?
Nur Thränen hat er für den einz'gen Sohn?
Die giebt auch wohl ein Bettler seinem Kinde.
Er presse doch nur einen Tropfen Mohn
Aus seines Peru's unerschöpften Schachten,
Den Schmerz in diesem Busen einzuschläfern;
Er biete doch den prahlenden Tribut,
Den ihm sein furchtbarer Vasall, das Meer,
Aus beiden Indien herüberfrohnt,
Ob er vielleicht den Henker seines Karl
Damit bestechen kann! – Seht rings herum —
Dies Paradies rief Euer großer König
In eine fürchterliche Wildniß her —
Er rufe doch, sein Carlos läßt ihn bitten,
Ein Lächeln auf mein Angesicht.

Domingo. Er wird's.
(Nur brechen Sie — — — Vaterherzen.)
Was Karl dem Philipp anvertraut, wird ja
Der König ihm gewähren.

Carlos. Wird er das?
Weh mir, und wenn er wollte — kann er das?
Und wenn ich mit des Todes letztem Lechzen
Es forderte? Wenn der erhörte Wunsch
Den schon entwichnen Geist aus der Behausung
Des Grabes zurückholte? — Nimmermehr.

Domingo. Ich zittre, Prinz.. Was sagt mir dieses Räthsel?

Carlos. Bin ich nicht eines großen Königs Sohn?
Mit halben Welten theil' ich meinen Vater,
Und dennoch soll an einem einz'gen Wunsch
Der große Königssohn zu Tode schmachten?
O, welch ein Wunsch! Und doch.. ich will ja wenig—
Will ja nicht mehr, als ich mit soviel Armen
Umreichen kann.

Domingo. Wär's möglich, Prinz?
(Wär noch ein Wunsch — bis: gesättigt.)

Carlos. Jener Stunde
Vergeß ich nie — mit jener Stunde fing
Mein Leben an — sie floh — es war vollendet.

Domingo. Vollendet, Prinz? — ein mattes Vorgefühl
Der königlichen Zukunft. .

Carlos. Es ist aus.
Wenn schon das Kind von Diademen träumte,
Was kann der Jüngling wünschen?

Domingo (lauernd). Sie zu tragen.

Carlos. Verwegner Mensch — Ihr sprecht mit Philipps Sohn.
Nichts mehr davon — mir schauert vor dem Morgen,
Der hinter meines Vaters Sarge nur
Mir scheinen kann.

Domingo. Und dennoch, edler Prinz.
Wenn Carlos ohne Hoffnung wünscht, was sonst,
Was sonst als eine Krone kann er wünschen?

Groß ist die Welt — der Arm der Könige
Reicht weit. —

Carlos. Hier bricht er.

Domingo. Auch der Arm der Kirche?
O reden Sie, die Ruhe seines Sohnes
Kann Philipp nicht zu theuer kaufen.

Carlos. Nicht?
Auch dann nicht, wenn mein rasender Gelust
Geradenwegs nach seinem Herzen zielte?
Auch dann nicht, wenn den frevelhaften Durst
Nur das abscheulichste Verbrechen löschte,
Worüber die besudelte Natur
Erschrocken beben und in Fieberschauern
Sich werfen würde?

Domingo. Das ist schrecklich, Prinz.

Carlos. Jetzt wißt Ihr Alles — geht und denkt auch nie
Darüber nach. — Hier endet Philipps Größe.
Kann sein Befehl die Sterne rückwärts drehn,
Und machen, daß sich Nord und Süd umarmen? —
Ein ewiges, ein schreckliches Gesetz,
Mit Blut in unserer Brust geätzt — die starre
Unwandelbare Regel der Natur
Steht gegen mich, ein aufgethürmter Pfeiler,
Und keine Macht auf Erden reißt ihn um.

Domingo. Ich steh' erstaunt.. Was für ein Ungeheuer
Liegt hier im Hinterhalt, wenn selbst die Hoffnung
So vieler Throne keinen Reiz mehr hat?

Carlos. Vergebens grübelt Ihr ihm nach. Ihr müßtet,
Monarch wie ich, im Mutterleib gekrönt,
Ihr müßtet in dem Himmelstrich des Thrones
Erzogen worden sein und an den Brüsten
Des Glücks gelegen haben, wenn Ihr's faßtet,
Was einen Fürsten foltert.

Domingo. Wunderbar —
Noch wunderbarer — daß auch Ihre Mutter,
Die Königin, dasselbe spricht. — —

Carlos (auffahrend). Was Mutter? —
Das Wort auf Deiner Zunge sei verflucht,
Verflucht der Name aus der Schöpfung.

Domingo. Prinz!

Carlos. Sie, meine Mutter? Geh, Unglücklicher,
An eine Mauer hast Du mich geschleudert —
Sie meine Mutter — Mutter, sagtest Du?
(O Himmel gieb — bis: machte.)

Domingo. Prinz,
Es sind die heiligsten von allen Banden,
Die Sie hier lästern.

Carlos. Ketten — wollt Ihr sagen.
Furchtbarer, merkt's Euch, rasseln sie im Abgrund
Der Hölle nicht. — Galeeren lassen los —
Das Grab giebt frei — die Ketten der Verdammniß
Zerbrechen endlich, — diese Bande nicht.
Die Zärtlichkeit von allen Müttern, die
Gewesen sind und die noch kommen werden,
Macht ewig nimmer wieder gut, was mir
Die einzige verdorben hat.

Domingo. Was hör' ich?
Täuscht mich mein Ohr, hat mich ein Traum betrogen?
(Ganz Spanien — bis: betrachten.)
Unmöglich, Prinz — so plötzlich werden Sie
Die Stimme Spaniens nicht Lügen strafen,
So unnatürlich kann der feuerige,
Für jede Schönheit so begeisterte,
So offne Jüngling nimmermehr entarten.
(Wie, Prinz, das schönste Weib auf dieser Welt),
Beim ersten Blick Monarchin ohne Thron,
Kaum zweiundzwanzig Frühlingen entflogen,
Und eines Greisen Frau — von der Natur
Zur Zärtlichkeit, zur Wollust ausgestattet —
An eines freudenlosen Ehestands
Tyrannische Galeere angeschlossen —
Französin von Geburt (und Königin — bis: nimmermehr)

Wo ohne Hoffnung Greis und Jüngling lodern,
Fei'rt Carlos nicht mit allen Hoffnungen,
(Wo Alles liebt — bis: Carlos nicht.)
Mein Prinz — ich schwör's in Ihrer Mutter Seele —
Das wunderbare Räthsel Ihres Grams,
Die Königin — ich wette — kann es lösen.
(Verwahren — bis: schmerzen.)

Carlos. Meint Ihr?

Domingo. Und äußerst unerwartet. — Wahrlich, Prinz,
Auf Ihre Rechnung flüstert sich schon längst
Von Ohr zu Ohr die lustige Geschichte,
(Wenn Ew. Hoheit — bis: Athem schöpfte).

Carlos. Ihr sagt mir Wunderdinge, Freund.

Domingo. Doch wohl
Nichts Ueberraschendes? Wie glücklich, Prinz,
Dürft' ich dafür in Ihrer Seele lesen.

Carlos. Ihr sollt's, hochwürd'ger Vater — Eurem Amte
Verschweigt man nichts — Ihr klebt ja Eure Tugend
An Euern Rock — umsonst führt Ihr doch wohl
Den Schlüssel nicht zu Jedermanns Gewissen,
Umsonst, denk' ich, hat König Philipp Euch
Das Rechnungswesen über alle Sünden
Der Prinzen von Geblüt nicht übertragen.

Domingo. Es giebt auch Lieblingswünsche, Prinz, wobei
Man das Gewissen nicht zum Richter nimmt.

Carlos. Dergleichen Wünsche giebt es allerdings,
Doch das sind Heimlichkeiten, die das Plaudern
Durchaus nicht leiden können.

Domingo. Plaudern, Prinz,
Ist meines Amts strafbarste Verletzung.

Carlos. Ich weiß, hochwürd'ger Vater, weiß ja wohl
Wie treulich Ihr der Welt verschweigt, was Euch
Gott im Vertrauen sagen mag.

Domingo. Auch was
Mir meine anvertrauten Lämmer beichten.

Carlos. Nur noch ein Wörtchen — eh' mein ganzes Herz
Sich Euch auf Treu und Glauben überliefert —

Mißtrauen, Herr, vergiebt man Philipps Blut,
Und keinen Freund entlass' ich ohne Probe.

Domingo. Ich fürchte keine, Prinz.

Carlos. Nur Kleinigkeit.
Ihr lacht vielleicht — doch sie beweist für Eure
Verschwiegenheit mir Alles. Hört mich an.

Domingo. Mit Ungeduld.

Carlos. Tief drin in der Sierra
Morena zeigt man einen Brunnen Euch,
Der jetzt vertrocknet ist, wohin ein alter
Castilian'scher König seine Schätze
Geflüchtet hat, als über Spanien
Die Furcht der Mauren kam. Tief unten liegt
Ein großer, schwarzer Quaderstein, worunter,
Der Sage nach, drei Nächte vor dem Fest
Der Auferstehung, sich der dumpfe Klang
Des Goldes hören lassen soll, das jetzt
Gehoben werden kann. Wer reines Herzens
In diesen Brunnen sich hinunterläßt,
Rückt, wie ein Sandkorn, diesen Felsen weg,
Doch kaum, fährt das Orakel fort, daß ihn
Ein Schalk berührt, bedecken schwarze Beulen
Des Frevlers Hand, und der erzürnte Schatz
Versinkt um eines Thurmes Höhe tiefer.

Domingo. Im Ernst, mein Prinz, sagt man das wirklich so?

Carlos. So wahr Ihr ehrlich seid — man will sogar
Waghälse nennen, die mit dem Gespenst
Es aufzunehmen schon im Eimer hingen —
Doch jählings kam die Angst an sie, sie priesen
Sich glücklich, daß sie lebend wiederkamen.
Was dünkt Euch, frommer Vater? — Ihr und ich —
Wir könnten's wohl auf gut Gewissen wagen?

Domingo. Wir? Nimmermehr. Dafür behüt' uns beide
Der Himmel, Prinz. — Der schwache Mensch versuche
Den Teufel nicht — mir liegt der Mammon gut.
Verzeihung, Prinz, — auch möcht' ich in den Karten
Der Unterwelt nicht gern die Hände haben.

Carlos (unwillig). So, Bösewicht? — und an mein Herz
willst Du
Die Wünschelruthe halten, daß sie Dir
Anschlage, wo der Zauber liegt? Du zitterst
Vor Schrecken, die des Fiebers Phantasie
Zusammenflickte — und bist frech genug,
Zu meines Herzens Absturz Dich hinunter
Zu winden und Gedanken zu behorchen,
Ehrwürdiger als die Mysterien
Der Unterwelt? — Elender! Weh' Dir selbst!
Wohin — wenn Dir Dein Bubenstück gelänge—
Wohin verkröchst Du Dich? In einer Auster
Gehirne krümmte Deine Seele sich,
Wenn ihr die meinige begegnen sollte.

Domingo. Prinz, Sie verkennen mich.

Carlos. Ich kenne Dich.
Bist Du nicht der Dominikanermönch,
Der in der fürchterlichen Ordenskutte
Den Menschenmäkler machte? Bin ich irre?
Bist Du es nicht, der die Geheimnisse
Der Ohrenbeicht' um baares Geld verkaufte?
Bist Du es nicht, der unter Gottes Larve
Die freche Brunst in fremdem Ehbett löschte,
Den heißen Durst nach fremdem Golde kühlte,
Den Armen fraß und an dem Reichen saugte?
Bist Du es nicht, der ohne Menschlichkeit,
Ein Schlächterhund des heiligen Gerichtes,
Die fetten Kälber in das Messer hetzte?
Bist Du der Henker nicht, der übermorgen,
Zum Schimpf des Christenthums, das Flammenfest
Des Glaubens feiert und zu Gottes Ehre
Der Hölle die verfluchte Gastung giebt?
Betrüg' ich mich? Bist Du der Teufel nicht,
Den das vereinigte Geschrei des Volkes
Des Volks, das sonst an Henkerbühnen sich
Belustigt und an Scheiterhaufen weidet,
Den das vereinigte Geheul der Menschheit
Aus dem entweihten Orden stieß —

Domingo. Ist's möglich?
Prinz, überlegen Sie, war ich —

Carlos. O Gott,
Ich fühle, daß mich mein erhitztes Blut
An meinen fürchterlichsten Feind verrathen,
Daß ich für eine Gotteslästerung
An jenem Tag Barmherzigkeit vom Himmel
Erlangen kann, Barmherzigkeit von Dir
Für diese Wahrheit nicht! — Ich weiß voraus,
Daß König Philipp Dir, den Du am Seile
Zum Himmel und zur Hölle lenkst, den Arm
Zu Deiner Rache borgen wird — daß ich
Das Schrecklichste zu fürchten hätte, wenn
Das Schrecklichste nicht hier verborgen läge.

Domingo. Wie sehr beklag' ich Sie, mein armer Prinz!
Sie selbst, Sie peinigen Ihr Herz mit leeren
Grundlosen Phantasien.

Carlos. (O zu gut — bis: bezahlte.)
Ich weiß, daß er vielleicht die edelste
Provinz des Reichs um mein Geheimniß gäbe,
Weiß, daß er diesen schwachen Knaben mehr
Als das vereinigte Europa fürchtet,
Und ich gestehe, daß er Ursach' hat. (Will gehn.)

Domingo. Wohin, mein Prinz? Mit diesem räthselhaften
Bericht soll ich zum König?

Carlos. Geht nach Hause,
Und hinterbringet dem, der Euch gesandt:
Nicht ganz umsonst — das lass' ihm Carlos melden —
Warf er die Angel aus, doch könnt' es leicht
Geschehen, daß er mehr an's Ufer zöge
Als er zu finden Willens war. Man spricht
Von Basilisken, deren bloßer Anblick
Vergiften soll — — er lasse mein Geheimniß
In Frieden gehn. Der Tag, so es enthüllt,
Wird seiner Ruhe letzter sein.

Domingo. Der letzte?

Carlos. (Beweinenswerther — bis: beweinenswerth).
Schon seh ich in die Zukunft —

Schon seh ich sie, zwei ungeheure Schlangen,
Furcht und Verdacht, an Deiner Seele saugen,
(Dein unglückseliger — bis: gemacht.)
Dein Gold kann sich erschöpfen — Deine Heere
In wilden Schlachten fallen. — Deine Flotten
In Stürmen untergehen — ihren Zügel
Zerreißen Deine Völker — unter Dir;
Zusammenbrechen Deine Throne — Nichts
Hast Du verloren, wenn Dein Herz Dir bleibt.
Doch hier, ach hier bedroht Dich eine Wunde,
An welcher sich auch Könige verbluten,
Die ewig ohne Löschung brennt, für die
Kein Balsam wächst in Deinen Reichen allen —
Noch schmerzt die Wunde nicht; kennst Du sie nie,
Wird sie Dich niemals schmerzen. — Mein Geheimniß
Möcht' er in Frieden lassen. Ich hab' ihn
Gewarnt.

(Der Dominikaner entfernt sich.)

Marquis. Hier kenn' ich meinen Karl nicht mehr. Spricht so
Der große Mensch, — vielleicht der Einz'ge, den
Die Geisterseuche seiner Zeit verschonte?
Der bei Europas allgemeinem Taumel
Noch aufrecht stand — — den gift'gen Schierlings-
trank
Des Pfaffenthums, von welchem schon das zweite
Jahrtausend sich im Schwindel dreht, beherzt
Vom Munde stieß — der gegen Priesterblitze
Und eines Königs schlaue Heiligkeit
Und eines Volks andächt'gen Rausch die Rechte
Der hingestürzten Menschheit geltend machte;
Der zu Madrid für Ketzer bat, am Thurme
Der Santa Casa für die Duldung stimmte?
So fliehe denn aus dem Gebiet der Geister
Gedankenfreiheit! Sünderin Vernunft,
Bekehre Dich zu frommer Tollheit wieder!
Zerbrich dein Wappen, ewige Natur!
Geh' unter, freies Flandern! Dein Erretter
Verlor den Muth den Wahnwitz zu bekriegen.

Carlos. Sieh, meine Lippen brennen heiß auf Dir,
Heiß fällt der Thränenstrom auf Deine Seele,
Dein künft'ger Fürst geht betteln um Dein Herz,
Arm, ohne Dich, bei sieben Diademen.
Einmal geschah's bei unsern Kinderspielen
Daß meines Vaters zahmer Pavian
Dich ärgerte, der Pavian, sein Liebling,
Den er mit eig'ner Hand zu füttern pflegte.
Ein Messer warfst Du nach ihm, das Thier
Lief heulend zu dem König und blieb todt
Zu seinen Füßen liegen. Rasend sprang
Der König auf; ein schrecklicher Befehl
Beruft die ganze Dienerschaft des Hofes,
Den Thäter zu befragen. Der Monarch
Schwört einen fürchterlichen Schwur, den Mord
Barbarisch zu bestrafen.

— — — —

Mein Stolz
Empörte sich, ich sagte zu mir selbst:
„Bin ich nicht ein geborner Fürst? Ist's nicht
„Der Boden meines Erbreichs, wo ich jetzt
„Gleich einem Wurme mich winden muß? Wer sind sie,
„Die diese knechtische Begegnung sehn?
„Wie heißen sie, wenn ich ein Mann sein werde?"
Jetzt fühlt' ich keine Ruthe mehr, nur diese
Zermalmende Erinnerung — ein Blick —
Ein Blick auf Dich, ich war vergnügt. Den König
Erbitterte des Knaben Heldenmuth.
Drei fürchterliche Stunden zwang er mich,
In einem todten Kerker ihn zu büßen.
So hoch kam mir der Eigensinn zu stehn,
Von Rodrigo geliebt zu sein.

Marquis. Und mich verleugne zwischen Tod und Leben
Die himmlische Barmherzigkeit — das Thor
Des Paradieses schlage eilend zu,
Wenn einst mein abgeschiedner Geist dort landet —
Die Auferstehung misse mein Gebein,
Gott meine Seele, wenn ich je vergesse,
Was Karl für seinen Rodrigo gethan.

Carlos. Nur so viel Zeit als Menschen nöthig haben,
Mit Gott sich zu vergleichen, schenke mir
Allein mit ihr, und nimm dafür die ganze
Unsterblichkeit des Carlos zur Verschreibung. —
Mein Vater sagst Du? Recht! mit diesem Namen
Erschreckten meine Ammen mich. Das war
Von allen Künsten ihrer Kinderzucht
Die wirksamste, wenn alle Ruthenstreiche
An mir verloren waren. —
Was ist das? Wer erklärt mir das? Sonst ist
Die Welt zu eng, die Liebe aufzufassen,
Die hier in diesem Busen für sie quillt —
Hier schlägt ein Herz, wie keins in allen Ländern,
Die meinem Vater zinsbar sind. Dies Herz,
Groß wie mein Rang, der Menschheit aufgethan,
Und weit genug, die Schöpfung zu umschließen,
Dies Herz allein, nicht meine Erstgeburt,
Nicht meiner Ahnen prahlerische Kette,
Die tief im Heiligthum sich untertaucht —
Dies Herz allein ist mein Beruf zum Throne,
Und dieses Herz — o weint um mich, ihr Armen —
Verschließt sich einem Menschen nur — nur einem.

Königin. Hierher — so scheint es — hat sich die Natur
Vor den Verfolgungen der Kunst geflüchtet.
In unbelauschter Freiheit wohnt sie da,
Von Wenigen empfunden — o wie gerne
Verzeih ich hier dem Könige sein gerühmtes
Aranjuez — die prächtige Verstümmelung
Der Werke Gottes. — — —
Bewundern Sie die glatten Buchenwände,
Der Bäume banges Ceremoniell,
Die starr und steif und zierlich, wie sein Hof,
In trauriger Parade um mich gähnen. —
Deswegen bin ich ja dem Platz so gut,
Weil diese friedliche Umschattung mir
Den freudelosen Rang verhehlt, in welchen
Ihr mich lebendig einzumauern wußtet.
Betrübter Rang, der von der ganzen Welt
Durch einen unglücksvollen Spalt mich scheidet,

Der zwischen meinen königlichen Gram
Und eines Freundes offne Brust sich lagert,
Der mir die Thräne zum Verbrechen macht,
Die ich so gern an seinem Halse weinte! —
Einsiedlerin auf einem öden Thron,
Auf welchen nur das Mitleid mich begleitet,
Wo nichts als sclavische Verehrung mir
Nach einer hergebrachten Formel räuchert,
Mein Herz umsonst nach einem Herzen lechzt —
Die Puppe des tyrann'schen Hofgebrauchs,
Der Eure Fürsten wie vergiftete
Taranteln hütet, Eure Königinnen
Wie Mumien vor der Berührung schützt;
Wo find' ich was ich suche — eine Seele,
Die sich vertraulich an die meine schmiegte?

Carlos. (Und Philipp, Philipp hat Sie mir gestohlen.)
Gestohlen, ja, das ist das wahre Wort —
Laut will ich's ihm in beide Ohren rufen,
Laut durch die ganze weite Erde schrei'n,
Ein königlicher Dieb hat mich bestohlen. —
Zum Unterpfand zerbrechlicher Verträge,
Für einen Frieden schändlich hingeschlachtet —
Im Cabinet und bei verschloßnen Thüren,
Durch einen Clubb von Räthen und Prälaten
Zu seiner Ranggehilfin ausgewürfelt,
Auf Krämerart gefeilscht und dann dem Käufer
Nach abgeschlossnem Handel ausgeliefert!
So freien Könige! — —
Ich bin Fürst —
Der Erbprinz Spaniens — der einzige Sohn
Des Mächtigsten auf dieser Hemisphäre.
Geraume Zeit, eh' ich sie selbst betrat,
War schon der beste Theil der Welt mein eigen.
Ich nahm die Brust von einer Königin,
Und Kronen trugen meine Wärterinnen.
Was müssen sei, erfuhr der Knabe nie,
Wird sich der Jüngling an das Wort gewöhnen?
Es zu erfüllen steht ein Erdkreis da,
Es auszusprechen ist für Meinesgleichen. —

In meines Vaters Diebstahl mischte sich
Der Himmel nicht, ein so allmächtig Band,
Als uns vereinigte, zerriß nur Philipp,
Der Himmel nicht — die Rechte meiner Liebe
Sind älter als die Formel am Altar,
Und gelten mir in voller Größe wieder,
Wenn Philipps Tod das Band der Kirche bricht.
Ich frevle. Doch — in meinen eignen Reichen,
Und das Gesetz ist auch mein Unterthan,
Ich stürze diesen unbarmherz'gen Richter
Und setze meine Kreaturen ein. —
Warum mußt' ich als König Philipps Sohn,
Und Blut vom Blute meines Nebenbuhlers,
Erzürnte Vorsehung, warum nicht lieber
Ein schlechtes Hirtenkind geboren werden?
Ich hatte Sie, o Göttliche, gesehn,
Sie angebetet. — Von der Bettlerhütte
Bis zu dem Thron ist für den Glücklichen,
Der Sie gesehen hat, der Sprung nicht schwer.
Mit Riesenmuth hätt' ich den Sprung gewagt,
Mit Riesenkraft vollendet.

Königin. Was den König
Vom Bettler trennt, ist Menschenfügung — was
Den Sohn von seines Vaters Ehbett scheidet,
Ist Gottes Fluch. Unmächtig schlägt der Mensch
Auf die geweihte Rüstung der Gesetze;
Der Kampf mit Gott ist Gaukelspiel — und doch
Wagt Carlos diesen Kampf vielleicht, besiegt
Den Abscheu der Natur, Gewissen, Welt,
Der Kirche Zorn und das Geschrei der Priester,
Mich aber, mich besiegt er nicht. Mein Herz
Wird nie der Preis für ein Verbrechen sein,
Der Weg zu mir führt nicht durch Blut und Schande. —

König. Ich wüßte denn, was auf den Richterbänken
Und was vor den Altären meines Reichs
Verhandelt wird — was an Europas Höfen
Gebrütet — und was in den Kabinetten
Der Könige gesiegelt wird — — und sollt' ich
Theilnehmender für Reich und Unterthan

Als für die Gattin meines Herzens leben?
Was hälf' es mir, in stolzer Sicherheit
Auf allen meinen Thronen mich zu fühlen,
Wenn ich von diesem stürzen sollte?— Schreckenlos
Seh' ich die Wogen der Rebellion
Bis an die Stufen meines Thrones schlagen.
Mein Thron steht fest. Doch wenn in diesem Herzen
Der Feind sich zeigt und dort Empörung ruft,
Dann fahre wohl, o Ruhe meines Lebens.——
In meinen Staaten liegen die vier Winde,
Der Ocean ist meines Landes Reich. —

Ein Kind von sieben Jahren, schlug er
Mit beiden Fäusten einer Königin
Ins Angesicht, und seiner Unart müde,
Verließen graue Diener meinen Hof.
Jetzt hör' ich keine Klagen mehr. Wie kommt das?
Das, Herzog, das ist irgend ein Komet,
Der meinem Horizont sich schrecklich nähert.
Mir graut vor seiner Nachbarschaft. Seid wachsam.
Seid wachsam, sag' ich noch einmal. Der Erbe
So vieler Kronen zählt die Aderschläge
Des Vaters ungeduldig nach. Der Kitzel,
Gott gleich zu werden, heckte Teufel aus.

Carlos. Ich bin Prinz
Und Spanier, und feurig kocht mein Blut,
Und feuriger begehren unsre Weiber.
Doch, Rodrigo, sieh, unaussprechlich groß
Ist die Empfindung — unter dem Bekenntniß
Hebt sich mein Busen königlich empor —
Rein bin ich noch, rein wie aus Mutterleibe.
Der Wollust Pfeil zerbrach an dieser Brust
Lang ehe noch Elisabeth hier herrschte. —

So tritt herunter, gute Vorsehung,
Laß dich herab, ein Bündniß einzusegnen,
Das neu und kühn und ohne Beispiel ist,
Seitdem du oben waltest. Hier umarmen,
Hier küssen sich vor deinem Angesicht
Zwei Jünglinge voll schwärmerischen Muths,

Doch edlern bessern Stoffs als ihre Zeiten,
Getrauen sich den ungeheuern Spalt,
Wodurch Geburt und Schicksal sie geschieden,
Durch ihrer Liebe Reichthum auszufüllen,
Und größer als ihr Loos zu sein. Hier unten
Nennt man sie sonst Monarch und Unterthan,
Doch droben sagt man Brüder.

Marquis. Lächle freundlich
Auf dieses schöne Hirngespinnst herab,
Erhab'ne Vorsicht. Die Vernunft der Weisen
Sprach deiner Allmacht dieses Wunder ab,
Beschäme sie und mache wahr und wirklich,
Was nimmer sein wird, nie gewesen war,
Laß dieses Bündniß dauern. —

Carlos. Unsel'ger Argwohn, ew'ger Busenwurm
Der Könige, der auch die feste Schlinge
Des heiligen Instincts zernagt! Ist's möglich?
Schon dreiundzwanzig Jahre nennt die Welt
Mich Philipps Sohn — nur er hat's nie erfahren! —
Was Wollust aus der Marter preßt, was selbst
Den Kummer neidenswürdig macht, den Menschen
Noch einmal an den Himmel knüpft, und Engel
Zur Sterblichkeit herunterlocken könnte,
Des Weinens süße Freuden kennt er nicht. —
Einst bin ich
Was Sie nun sind — der Einzige des Reichs,
Der Ihre Gnade missen kann. Mich macht
Ihr Haß nicht arm und Ihre Gunst nicht reicher;
Trotz Philipp bleib' ich Philipps Sohn. Wofür
Sollt' ich ihm schmeicheln? —
Wie schön
Und göttlich groß, im Orient des Sohnes
Noch einmal zu der Nachwelt umzukehren
Der Sonne gleich, die in der Spiegelscheibe
Des Mondes wieder aufersteht! —
Allmächtig
Regt sich's in mir, wie Lebensgluth im Lenz
Durch alle Röhren dringt und alle Pulse

Der todten Schöpfung munter macht Ich höre
Das Rufen meines Gottes. —

Ein Volk,
Das Freiheit, Güter, Leben, Blut und Glauben
Zu rächen geht, wird fürchterlich.

Alba. Dem menschlichen Geschlechte Menschen opfern
Ist höhere Barmherzigkeit, mein Prinz,
Als auf Gefahr der Menschheit Menschen lieben.
Ein Beispiel gab der Himmel selbst. Die Welt
Zu reinigen ging eine Welt einst unter. —

Prinzessin. Tugend?
Er will sie nicht, dem ich sie aufbehalten,
Dem sie allein geblüht — er will sie nicht,
Sie macht ihn ja nicht glücklich. Oder frommt sie
Dem Himmel nur? Und nicht auch mir? Und nicht
Dem Manne, dem ich mich geschenkt? Spart sie
Für jene Welt der Unschuld schöne Blume?
Wenn für die Liebe sie nicht sammelt, wem,
Wem sammelt dann die Tugend? Ist sie mehr
Als hoher Wucher mit der Liebe Freuden? —

Alba. Als vor'ges Jahr die Stände Arragons
Ihm huldigten und mich die Reihe traf,
Erschien ich etwas später, weil mein Amt
Als Marschall bei dem Amte mich verzögert.
Der Herold hatte dreimal schon gerufen,
Eh' ich den Thron erreicht — da verstieß
Mich der Infant — im Angesicht des ganzen
Betret'nen Arragoniens versagte
Der Knabe mir den Handkuß. Alle Augen
Durchbohrten mich, ich stand zum erstenmale
In meinem Leben außer Fassung. Damals
Gelobt' ich volle schreckliche Bezahlung
Dem stolzen Jüngling und ich halte sie. —

Marquis. Nur kleine Seelen knien vor der Regel,
Die große Seele kennt sie nicht.

Domingo. Wunder wirkt
Der Himmel nie, wenn sie entbehrlich sind.

Marquis. Ehemals
Gab's einen Herrn, weil ihn Gesetze brauchten;
Jetzt giebt's Gesetze, weil der Herr sie braucht.
Was ich dort Meinesgleichen gab, bin ich
Jetzt nicht gehalten Königen zu geben —
Dem Vaterlande? Wo ist das? Ich weiß
Von keinem Vaterlande. Spanien
Geht keinen Spanier mehr an. Es ist
Die Riesenhülle eines einz'gen Geistes.
In diesem Riesenkörper wollen Sie
Allgegenwärtig denken, wirken, schwelgen,
Und kräftig ringen auf des Ruhmes Bahn.
In seinem Flor gedeihen Sie. Das Glück,
Das Sie ihm reichen, ist Athletenkost,
Der Glieder Nervenkraft zu härten. Menschen
Sind Ihnen brauchbar, weiter nichts; so wenig
Als Ohr und Auge für sich selbst vorhanden;
Nur für die Krone zählen sie. In ihr
Ging ihres Wesens Eigenthum, ihr Selbst
Und ihres Willens hohes Vorrecht unter. !
Zu einer Pflanze fiel der Geist. Jetzt blühen
Genie und Tugend für den Thron, wie für
Des Schnitters Sense Halmen sich vergolden.—
Ich finde mein Geschlecht nicht mehr. Wohin
Mit meiner Liebe? Eine neue Gattung
Und neue Bande der Natur — von dem
Gekrönten Sterblichen erdacht — denn ringen mußte
Der Sterbliche mit Freiheit. Leidenschaft
Mit Leidenschaft, Gedanken mit Gedanken
Zu kaufen war die große Kunst. Doch wer
Als die Allgegenwart allein kann in
Den Abgrund jeder Menschenbrust sich tauchen?
Der Seele neugeborne Frucht in des
Gedankens stiller Wiege überraschen? —

Selbst in der Freude darben Sie. Die Freude
Muß aus dem Aug' des Zeugen widerstrahlen.
Was in den Augen Ihrer Knechte glänzt,
Ist das noch *Ihre* Freude? Ihre Freude
Lag Ihren Knechten viel zu nah, um sie

Nicht gleich zuerst an sich gemahnt zu haben.
Das sind die treuen Spiegel nicht, die rein,
Was sie empfangen haben, wiedergeben.
Sie gleichen durstigen Gewächsen, die,
Was ihre Wurzeln saugen, ungemischt,
In neuen Farben auf den Blättern zeigen. —
Das waren
Nur Gaukelspiele kindischer Vernunft,
Vom weisen Manne schamroth widerrufen.
Den nahen hoffnungsvollen Lenz sollt' ich
Vertilgen, einen lauen Sonnenblick
Im Norden zu erkünsteln? Eines müden
Tyrannen letzten Ruthenstreich zu mildern
Die große Freiheit des Jahrhunderts wagen?
Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. —

Carlos. Und könnten Sie noch einmal
Die Blütenzeit des Lebens wiederholen,
Ja, könnten Sie das unerbittliche
Gesetz der Sterblichkeit bestechen, mit
Der Weltgeschichte altern, Ihre Krone
Bis zu der großen Auferstehung tragen —
Umsonst! Vergebens! Sie erschwingen keinen
Gedanken, keinen, wie der schlechteste
In diesem blutenden Gehirne. Das
Erschafft in ihrem langen Greisenalter
Nur Einmal die Natur. —

König. Seht nun
Wie Eure Lügen mich verlassen. Füllt mein Ohr
Mit Eures Lobes Glockenspiel, laßt Eurer
Bewunderung Maschinenwerke spielen,
Lügt mich zum Gott und betet an. Weiß ich
Nicht längst, wie meine Spiegel wiedergeben?

Menschenfeind.

Ein Stück, das ich schon Jahre lang im Kopfe getragen, wird zu Anfang des nächsten Jahres fertig sein. Es heißt: Der Menschenfeind, hat aber mit dem Shakespearischen Timon keinen Berührungspunkt als den Namen. Ein neuer Character fällt hier auf. Der erste Act ist in Ordnung gebracht. (12. Septbr. 1786.) — Der „Menschenfeind" kann nicht früher als Mitte April geendiget sein. (18. Decbr. 1786.) Den Menschenfeind habe ich wieder in den Vordergrund gerückt und hoffe ihn auf den October geendiget zu haben. (12. Jun. 1788.) Mein M., glaub' ich, wird gut. (5. Jul. 1788.) — Ich lasse ihn wieder liegen; um ihn vorzunehmen, darf ich keine Nebengeschäfte haben. Ich habe einige kleine Schritte darin vorwärts gethan und wenn ich noch dreimal daran gehe und dreimal wieder weglege, so qualificirt sich endlich das Stück zu einer gewissen Vollkommenheit. Ich schreibe keine Zeile an der Ausführung bis ich mit dem Plane ganz aufs Genaueste in Ordnung bin und bis dieser Plan alle meine Forderungen erfüllt. (20. Aug. 1788.)

Da ich diese Zeit her alles Interesse an Arbeiten verloren, die nicht durch sich selbst es erzwingen, so bin ich darauf verfallen, ein altes Schauspiel wieder hervorzusuchen, wovon schon vor drei Jahren Scenen fertig waren. Die Scenen mißfielen mir, aber ich habe eine davon mit vielem Glück retouchirt. (1789.)

Der Menschenfeind ist mir zu verwickelt und zu schwer, als daß ich eine neue Manier daran zuerst versuchen könnte; aber vielleicht gründet der Menschenfeind einmal meinen ganzen Credit. (25. Febr. 1789.)

Ich habe den Gedanken ihn auszuarbeiten nach der reifsten kritischen Ueberlegung und nach wiederholten ver-

glückten Versuchen aufgeben müssen. Für die tragische Behandlung ist diese Art Menschenhaß viel zu allgemein und philosophisch. Ich würde einen äußerst mühseligen und fruchtlosen Kampf mit dem Stoffe zu kämpfen haben und bei aller Anstrengung doch verunglücken. (26. Novbr. 1790.)

Verbrecher aus verlorener Ehre.*)

Die Heilkunst und Diätetik, wenn die Aerzte aufrichtig sein wollen, haben ihre besten Entdeckungen und heilsamsten Vorschriften vor Kranken- und Sterbebetten gesammelt. Leichenöffnungen, Hospitäler und Narrenhäuser haben das hellste Licht in der Physiologie angezündet. Die Seelenlehre, die Moral, die gesetzgebende Gewalt sollten billig diesem Beispiele folgen und ähnlicher Weise aus Gefängnissen, Gerichtshöfen und Criminalacten — den Sectionsberichten des Lasters — sich Belehrungen holen. (Später weggelassener Anfang der Einleitung.)

Geisterseher.

Ich arbeite, aber nicht am Geisterseher. (18. Aug. 1787.)

Dem verfluchten „Geisterseher" kann ich bis diese Stunde kein Interesse abgewinnen. Welcher Dämon hat mir ihn eingegeben! (6. März 1788.) — Der Geisterseher, den ich eben jetzt fortsetze, wird schlecht — schlecht, ich kann nicht helfen. Es giebt wenige Beschäftigungen, bei welchen ich mir eines sündlicheren Zeitaufwandes so

---

*) Die Geschichte des Sonnenwirthes erzählte Prof. Abel bei seiner Anwesenheit in Mannheim, da er sich mit deren actenmäßigen Darstellung beschäftigte. Diese befindet sich in Abels Sammlung kleiner psycholog. Schriften.

bewußt war als bei dieser S ch m i e r e r e i. (17. März 1788.) — Die Fortsetzung hat mehr Kopf gekostet als der Anfang, weil es nichts Kleines war, in eine planlose Sache Plan zu bringen und so viele zerrissene Fäden wieder anzuknüpfen. (17. Mai 1788.) — Die Auflösung durch den Sicilianer ist allerdings gezogen, aber in solchen Fällen kann man nicht zu deutlich sein und was für Ursachen sollte ich gehabt haben, grade hier den besten Leser im Auge zu haben und mich um einen Bogen Honorar zu bringen? (12. Jun. 1788.)

Mich beschäftigen jetzt Dinge, die mein Herz nur flach berühren wie der „Geisterseher" u. dgl. Ich sehe mit Sehnsucht der Epoche entgegen, wo ich meine Beschäftigungen für mein Gefühl besser wählen kann. (Aug. 1788.) — Ich bin stark über dem G. her, aber bis jetzt habe ich ihm noch kein großes Interesse abgewonnen. (27. Novbr.) – Nun habe ich ihn zum drittenmale liegen lassen. Ich habe noch immer kein Herz dazu gewinnen können, obgleich einige fruchtbare Adern aufgegraben sind. (12. Decbr. 1788.)

Der G. fängt an mir lieb zu werden und jetzt, da ich ihn hineilen muß. Das rettet ihn von gänzlicher Leerheit. Ich habe in diesen Tagen ein philosophisches Gespräch darin angefangen, das Gehalt hat; ich muß den Prinzen durch Freigeisterei führen. (22. Jan. 1789.) — Ich hatte dieses Gespräch nöthig, das der Zufall gab, um die freigeisterische Epoche in dem Prinzen dem Leser vor Augen zu stellen. Bei dieser Gelegenheit habe ich nun selbst bei mir einige Ideen entwickelt — Gott bewahre mich, daß ich g a n z so denken sollte wie der Prinz in der Verfinsterung seines Gemüthes! — und ich glaube, die Darstellung wird durch ihre Klarheit gefallen. Jetzt

bin ich eben bei der schönen Griechin. Ich möchte gern ein recht romantisches Ideal von einer liebenswürdigen Schönheit schildern, aber dies muß so beschaffen sein, daß es — eine eingelernte Rolle ist, denn meine liebenswürdige Griechin ist eine abgefeimte Betrügerin. (26. Jan. 1789.)

Ein andres ist das Interesse einer Farce, wie der Geisterseher denn doch nur eigentlich ist, ein anderes das Interesse eines Romans oder einer Erzählung, wo man jeden Schritt, den der Dichter im menschlichen Herzen thut, ruhig und aufmerksam nachgeht. Der Leser des „Geistersehers" muß gleichsam einen stillschweigenden Vertrag mit dem Verfasser machen, wodurch der letztere sich anheischig macht, seine Imagination wunderbar in Bewegung zu setzen, der Leser aber wechselseitig verspricht, es in der Delicatesse und Wahrheit nicht so genau zu nehmen. Es lassen sich doch Fälle denken, daß Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst, als ein inneres Ganzes, auch ohne Moralität, imponiren kann. Ein Mensch, der liebt, tritt, so zu sagen, aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und steht blos unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhteres Sein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralischen Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind. Dies kommt freilich meiner Griechin nicht zu Gute, die nicht in dem Grade lieben wird, — aber der Leser braucht sich auch nicht mehr für sie zu interessiren, sobald ihm die Augen aufgegangen sind. (12. Febr. 1789.)

Niederländischer Aufstand.

Ich arbeite an der niederländischen Rebellion. Es ist gleichsam ein Debut in der Geschichte und ich habe

Hoffnung etwas Lesbares zu Stande zu bringen. Sie kann ein schönes Product werden und wahrscheinlich wird sie viel thun. (Aug. u. Decbr. 1787.) Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich so viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt. An meiner Ermattung mögen auch meine Arbeiten Schuld sein. Ich ringe mit einem heterogenen, fremden und recht undankbaren Stoffe, dem ich Leben und Blüte geben soll, ohne die nöthige Begeisterung von ihm zu erhalten. Nur die Zwecke, die ich mit dieser Arbeit verbinde, halten meinen Eifer noch so hin. Mit der Hälfte des Werthes, den ich einer historischen Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt als mit dem größten Aufwande meines Geistes für die Frivolität einer Tragödie. Ist nicht das Unterrichtende, d. h. das, was sich dafür ausgiebt, von weit höherem Range als das blos Schöne und Unterhaltende? So urtheilt der Pöbel — und so urtheilen die Weisen. Meine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Manne machen. (7. Jan. 1788.)

Es ist ungeheuer, was sie mich für Arbeit kostet, nicht die Erzählung selbst, aber das Materialiensammeln; indeß sie gewährt mir Vergnügen. (23. Febr. 1788.) Für die zweite Auflage hat mir Crusius 4 Thlr. (pr. Bogen) zugesagt. (16. Apr. 1788.)

Ich sehe recht gut voraus, daß ich durch meine Arbeit in der Historie mir einen wesentlichern Dienst leisten werde als der Historie selbst, und dem Publicum einen angenehmeren als einen gründlichen den Gelehrten. Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichts-

forscher sein, der das Unglück hat sich an mich zu wenden. Aber vielleicht werde ich auf Unkosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden. (17. März 1788.) — Die Niederl. Gesch. wird nach dem angefangenen Plane 6 Bände. Es wird Alles auf die Aufnahme des ersten Versuchs ankommen, ob ich in dem Fache verharre. (27. Jul. 1788.)

Es machte mir Vergnügen zu hören, daß meine niederländische Geschichte im Gentleman's Magazine recensirt ist und daß sehr viel Schönes davon gesagt wurde. In England wünschte ich längst bekannt zu sein und vielleicht folgt jetzt eine Uebersetzung meiner Geschichte auf diese Ankündigung. (20. Novbr. 1789.)

Die Niederl. Gesch. kann so schnell nicht fortgesetzt werden, aber soviel später sie kommt, soviel reifer und vollendeter soll sie werden. — Es ist mir überaus lieb, daß mein hist. Kalender in Schwaben so verbreitet ist. Es sind jetzt über 7000 Stück verkauft; seit vielen Jahren hat keine Schrift nur die Hälfte soviel Abgang gefunden. (29. Decbr. 1790.)

Belagerung von Antwerpen. An dieser Arbeit sehe ich, wie anstrengend meine vorige (über Aesthetik) gewesen, denn ohne mich gerade zu vernachlässigen, kommt sie mir wie ein Spiel vor und nur die Menge elenden Zeugs, die ich nachlesen muß und die mein Gedächtniß anstrengt, erinnert mich, daß ich arbeite. Freilich giebt sie mir auch nur einen magern Genuß; ich hoffe aber, es geht mir wie den Köchen, die selbst wenig Appetit haben, aber ihn bei Andern erregen. (19. März 1795.)

Memoiren.

Ich habe den Plan, eine Sammlung ausgezogener Memoires herauszugeben. Das ist just eine Arbeit, um keinen Weg ganz ungenutzt zu verlieren; ich habe ihn schon vor einem Jahre ausgedacht und bin fest dazu entschlossen. Die Sache ist blos ein langsameres Lesen, das einem bezahlt wird. (14. Novbr. 1788.) — Bertuch will mir einen Verleger verschaffen; der Bogen soll mit einem Carolin bezahlt werden, doch unter der Bedingung, daß ich meinen Namen zu dem Werke setze und ich den Band mit einer eigenen historischen Abhandlung noch versehe. (1. Jan. 1789.) Vier Bände des Jahres, jeder ein Alphabet, der Bogen einen Carolin, davon kann ich leben. (22. Jan. 1789.) Macht er eine zweite Auflage, so bekomme ich von dem Bogen 2 Thlr. 10 Sgr.; wenn ich das Werk von neuem durchsehe, daß er verbesserte Auflage auf den Titel setzen kann, so erhalte ich das ganze Honorar wieder. (25. Febr. 1789.)

Eine Arbeit, die mir anfangs nichts versprach*), hat sich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geistes, veredelt und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werthe gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfes, die leicht auf mein Urtheil eingehen könnte, nicht irrt; nie habe ich soviel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereiniget und nie dem Verstande so schön durch die Einbildungskraft geholfen. Ich spreche wie ein fremder Mensch von mir, denn wirk-

*) Die Abhandlung über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, welche die Einleitung zu den Memoiren bildet und in Schillers Schriften sich findet.

lich bin ich mir in dieser Arbeit eine neue und fremde Erscheinung geworden. Es war mir nie so lebhaft, daß jetzt Niemand in der deutschen Welt ist, der gerade das hätte schreiben können als ich. (3. Novbr. 1789.)

(Ueber den Plan der Memoires spricht sich Schiller u. A. also aus:) Zu einer Zeit, wo der Geschmack an historischen Schriften, durch einige Meisterstücke in dieser Gattung erweckt, sich unter dem lesenden Publicum immer allgemeiner verbreitet, und das zahllose Heer von Romanen und romanisirten Geschichten, welche lange Zeit fast allein im Besitz waren, die Wißbegierde zu beschäftigen, allgemach zu verdrängen scheint, glaubte der Herausgeber, einem Werke, welches zwischen beiden gleichsam in der Mitte steht, und die gefälligen Eigenschaften des Einen mit den gründlichen Vortheilen des Andern verbindet, eine nicht ungünstige Aufnahme versprechen zu können. Es ist vorzugsweise Denen bestimmt, welchen ihre Bestimmung nicht erlaubt, aus der Geschichte ein eigenes Studium zu machen, und die also der historischen Lectüre nur ihre Erholungsstunden widmen können, wie überhaupt Allen, welche dieses Fach nicht als Gelehrte behandeln. Aber auch den Letzten dürfte dieses Unternehmen willkommen sein, weil es ihnen den Gebrauch einer sehr schätzbaren Klasse historischer Denkmäler, die nicht überall und nicht immer so leicht aufzubringen sind, erleichtern und in einer treuen Verdeutschung und in chronologischer Ordnung vorlegen wird.

Diese Gattung historischer Schriften, denen ihr Name schon bei vielen Lesern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß sie zugleich den kompetenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, jenen durch den Werth ihres Inhalts, diesen durch die Nachlässigkeit ihrer Form. Meistens von Weltmännern oder Geschäftsmännern

verfaßt, haben sie bei diesen auch immer die beste Aufnahme gefunden. Der Geschichtsforscher schätzt sie als unentbehrliche Führer, denen er sich in mancher Geschichtsperiode beinahe ausschließend anvertrauen muß. Daß es ein Augenzeuge, ein Zeitgenosse wenigstens ist, welcher sie niederschrieb, daß sie sich auf eine einzige Hauptperson einschränken und nie den Lebensraum eines Menschen überschreiten, daß sie ihrem Gegenstande durch die kleinsten Nüancen folgen, Begebenheiten in ihren geringfügigsten Umständen und Charactere in ihren verborgensten Zügen entwickeln, giebt ihnen eine Miene von Wahrheit, einen Ton von Ueberzeugung, eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geschichtschreiber, der Revolutionen im Großen malt und entfernte Zeiträume an einander kettet, seinem Werke mittheilen kann. Ueber die wichtigsten Weltbegebenheiten, die auf dem großen politischen Schauplatz oft wie aus dem Nichts hervorzuspringen scheinen, wird uns in Memoires oft ein überraschender Aufschluß gegeben, weil sie Kleinigkeiten aufnehmen, die der Ernst der Geschichte verschmäht. Sie geben das Colorit zu den nackten Umrissen des Geschichtschreibers, und machen seinen Helden wieder zum Menschen, indem sie ihn wieder durch sein Privatleben begleiten und in seinen Schwachheiten überraschen. Von manchem Rechtshandel in der Geschichte der Staaten und der Menschen legen sie uns gleichsam die Actenstücke vor, und die Menge der Zeugen setzt uns in den Stand, die Wahrheit zu ergründen, welche uns oft genug die betrügenden und öfter noch die betrogenen Geschichtschreiber vorenthalten. (1789.)

Diese Sammlung läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgesagt. Dies gehört auch zu den Germanismen. (12. Febr. 1796.)

Dreißigjähriger Krieg.

Ich habe diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs gelesen und mein Kopf ist noch ganz warm davon. Daß doch die Epoche des höchsten Nationalelends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! (15. Apr. 1786.) — Göschen giebt mir 400 Thlr. für einen Aufsatz über den dreißigjährigen Krieg im historischen Kalender. Die Arbeit ist leicht, da der Stoff so reich und die Behandlung blos auf die Liebhaber berechnet ist. Die 400 Thlr. kommen mir gar gut um diese Zeit. (24. Decbr. 1789).

Im Jahre 1790 hat Wieland den historischen Kalender herausgegeben, in diesem 1791 und 1792 hab' ich ihn übernommen. Für Damen soll er geschrieben sein. So unbedeutend ein Kalender zu sein scheint, so ist er doch dasjenige Buch, das die Buchhändler am weitesten verbreiten können und das ihnen deswegen auch am besten bezahlt wird. Daher können sie auch den Autoren verhältnißmäßig weit mehr dafür anbieten. Mir ist dieser Aufsatz vom dreißigjährigen (im Kalender für 1792) mit 80 Louisdor bezahlt worden und ich hab' ihn neben meinen Vorlesungen innerhalb von vier Monaten ausgearbeitet. Druck, Kupferstiche, Band und Honorar kommen dem Verleger auf 4500 Thlr. zu stehen, er rechnet aber auf einen Absatz von 7000 Exemplaren und darüber. (26. Octbr. 1791.)

Ungern verlasse ich einen Schauplatz, der an schimmernden Thaten immer reicher wird, immer reicher an unsterblichen Männern, überraschenden Wechseln des Glückes, verworrenen Schicksalen und wundervollen Krisen. War die Voraussetzung nicht zu kühn, die Aufmerksamkeit meiner Mitbürgerinnen für eine Geschichte zu erregen, die

keinen Reiz hat als ihre Wichtigkeit, und keinen Schmuck duldet als die Würde ihres Inhaltes, so wird mich ihr Beifall ermuntern, den Faden dieser Geschichte im nächstfolgenden Jahre wieder aufzunehmen. (Schlußbemerkung im Almanach v. 1791.) — Es galt bei dieser Arbeit mehr meinen guten Namen nicht zu verscherzen als ihn zu vermehren und bei der Kürze der Zeit, bei der Ungelehrigkeit des Stoffes war diese Aufgabe wirklich schwer. Ich wollte öfters eine Probe mit mir anstellen, was ich in einer gegebenen kurzen Zeit zu leisten vermöge, da ich sonst immer langsam arbeite. Eine solche Probe ist der dreißigjährige Krieg und ich wundere mich selbst darüber, wie leidlich sie ausgefallen ist. Die Eilfertigkeit selbst war vielleicht vortheilhaft für den historischen Styl, den ich hier wirklich weniger fehlerhaft finde als in der niederländischen Geschichte. (18. Octbr. 1790.)

Der dreißigjährige Krieg ist wieder angefangen; ich bestimme höchstens 4 Stunden zum Schreiben und etwa 2 zum Nachlesen. Auf diesem Wege bringe ich beinahe, ohne daß ich es gewahr werde, jeden Tag einen Viertelbogen zu Stande. (25. Mai 1792.)

Gustav Adolph und Wallenstein, die Helden des kriegerischen Drama's, sind von der Bühne verschwunden und mit ihnen verläßt uns die Einheit der Handlung, welche die Uebersicht der Begebenheiten bisher erleichterte. Von jetzt an vertheilt sich die Handlung unter mehrere Spieler, und die noch übrige Hälfte dieser Kriegsgeschichte, furchtbaren Schlachten und Negotiationen, an Staatsmännern und Helden, dürfte an Interesse und Reiz für meine Leserinnen desto ärmer sein. Da die engen Grenzen dieser Schrift mir keine ausführliche Darstellung mehr erlauben und ich es nicht wagen darf, die Gefälligkeit meiner Lese-

rinnen durch eine dritte Fortsetzung zu mißbrauchen, so mache ich hier (am Schlusse des 4. Buches) der umständlichen Erzählung ein Ende und behalte die Vollendung derselben einem schicklicheren Platze und einer freieren Muse vor. Abwechselung ist das Gesetz der Mode. Nur noch einen flüchtigen Blick erlaube man mir über die noch übrige Hälfte dieses Krieges zu werfen, um wenigstens einen Abriß des Ganzen zu geben, um der Neugierde zu halten, was ich der Wißbegierde schuldig bleiben muß. (Alm. f. 1793.)

Philosophische Schriften.

Ueber die Natur des Schönen ist mir viel Licht aufgegangen. Den objectiven Begriff des Schönen glaube ich gefunden zu haben. Ich werde meine Gedanken darüber ordnen und in einem Gespräch Kallias oder über die Schönheit herausgeben. Da die meisten Meinungen der Aesthetiker vom Schönen darin zur Sprache kommen werden und ich meine Sätze so viel wie möglich an einzelnen Fällen anschaulich machen will, so wird ein ordentliches Buch von der Größe des Geistersehers daraus werden. (21. Decbr. 1791.)

Es wird mir heller mit jedem Schritte. Noch ist gar nichts Schriftliches geordnet. An musikalischen Einsichten verzweifele ich, denn mein Ohr ist schon zu alt, doch bin ich gar nicht bange, daß meine Theorie der Schönheit an der Tonkunst scheitern werde. (11. Jan. 1792.)

Ich gehe damit um, eine Theodicee zu machen. Ich freue mich sehr darauf, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzsche viel poetischer und hat einen weit größern Character. Außer dieser Theodicee trage ich mich noch mit einem andern Gedicht ebenfalls philosophischen Inhalts. (28. Febr. 1793.)

Die Mitarbeiter der Thalia unterstützen mich gar schlecht. Deswegen habe ich mich in diesen Tagen mit zwei Aufsätzen dafür beschäftigt. Der Eine handelt von Anmuth und Würde, der Andere über pathetische Darstellung. (27. Mai 1793.)

An meine Zergliederung des Schönen werde ich mich bald machen. Ich werde sie in Briefen an den Prinzen von Augustenburg abhandeln, mit dem ich jetzt schon über diese Materie correspondire. Ich bin ihm einen Beweis meiner öffentlichen Aufmerksamkeit schuldig. (20. Jun. 1793.)

Nie war ich reicher an Entwürfen zu schriftstellerischen Arbeiten und nie konnte ich, wegen des elendesten aller Hindernisse, wegen körperlichen Drucks, weniger ausharren. An größere Compositionen darf ich gar nicht mehr denken und bin froh, wenn ich nur von Zeit zu Zeit ein kleines Ganze vollenden kann. — Ich habe jetzt wieder eine kleine Schrift, etwa wie Anmuth und Würde, angefangen, die mir oft Freude macht. Sie handelt vom ästhetischen Umgange. So viel ich weiß, hat man darüber noch nichts Philosophisches. Ueber das Naive werde ich gleichfalls einen kleinen Tractat aufsetzen. Ich bin mit keiner Erklärung dieses Phänomens, wie sie in unsern Theorien aufgestellt sind, zufrieden und hoffe etwas darüber zu sagen was mehr befriediget. (4. Octbr. 1793.)

In den ersten zehn Bogen meiner Briefe über ästhetische Erziehung ist der Stoff aus meinen Künstlern philosophisch ausgeführt. Es lag mir daran, die schwankenden Begriffe über das Schöne der Form und die Grenzen seines Gebrauchs im Denken und Handeln zu berichtigen, den Grund aller Vorurtheile dagegen zu untersuchen und wegzuräumen und über diesen so oft ventilirten und eben so einseitig vertheidigten als einseitig angefochtenen Gegen-

stand ins Reine zu kommen. Diesen Zweck habe ich, denke ich, erreicht und bei der Strenge, mit der ich zu Werke gegangen bin, glaube ich die eigentliche Sphäre des Schönen gegen jeden Anspruch, der künftig dagegen gemacht werden könnte, völlig gesichert zu haben. (3. Febr. 1794.)

Ich bearbeite jetzt meine Correspondenz mit dem Prinzen von Augustenburg, unter dem Titel „über die ästhetische Erziehung des Menschen" und sie wird also von meiner eigentlichen Theorie des Schönen unabhängig sein. Sie macht mir aufs Neue viel Freude und ich suche ihr alle mögliche Vollkommenheit zu geben. — Daneben arbeite ich an einem Aufsatze über Natur und Naivheit, der mich immer mehr fesselt und mir vorzüglich zu gelingen scheint. Ich schreibe hier mehr aus dem Herzen und mit Liebe. Es ist gleichsam eine Brücke zu der poetischen Production. (12. Septbr. 1794.)

Wallenstein.

Sonst entwickelt sich bei mir erst unter der Arbeit selbst Idee aus Idee. Mit Wallenstein scheint es besser zu gehen; hier war der Hauptidee auch die Aufforderung zum Stücke. (25. Mai 1792.)

Vor einem großen Ganzen fürchte ich mich noch und ich zweifele, ob der W. sogleich daran kommen wird. (21. Septbr. 1792.)

Vor dem Plane zu Wallenstein ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube jeden Tag mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe sehr zu Rathe

zu halten und setze mich der Gefahr aus ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt mir Muth zu machen und ein Machwerk wie Carlos ekelt mich nun an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichsten Sinne des Wortes betrete ich eine mir ganz unbekannte wenigstens unversuchte Bahn, denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen. (4. Septbr. 1794.)

Ich griffe den Wallenstein zu sehr mit dem Verstande und zu wenig mit Begeisterung an? Das gilt nur von dem Plane, der nicht streng genug berechnet werden kann. Ausführen muß ihn die Imagination und die augenblickliche Empfindung. Dies ist es aber, wofür ich fürchte, daß mich die Einbildungskraft, wenn ihr Reich kommt, verlassen werde. (12. Septbr. 1794.)

Die Zurüstungen zu einem so verwickelten Ganzen, wie ein Drama ist, setzen das Gemüth doch in eine gar sonderbare Bewegung. Schon die allererste Operation, eine gewisse Methode für das Geschäft zu suchen, um nicht zwecklos umherzutappen, ist keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erst an dem Knochengebäude und ich finde, daß von diesem, ebenso wie in der menschlichen Structur, auch in dieser dramatischen Alles abhängt. Bei mir ist die Empfindung anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemüthsstimmung geht vorher und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee. (18. März 1796.)

Ich bin nun ernstlich bestimmt für den Wallenstein. Seit etlichen Tagen habe ich meine Papiere vor, weil ich doch schon manches, den Plan betreffend, darüber notirt,

und ich gehe mit großer Freude und ziemlich vielem Muthe an diese neue Art von Leben. Von meiner alten Art und Kunst kann ich freilich wenig dabei brauchen, aber ich hoffe in der neuen nun schon weit genug zu sein, um es damit zu wagen. Soviel weiß ich, ich bin auf gutem Wege und erreiche ich auch das lange nicht, was ich von mir fordere, so erreiche ich doch mehr als ich in diesem Fache sonst geleistet habe. (21. März 1796.)

Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernst bei meinem Wallenstein und habe die letzten 5 Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidiren, die ich in verschiedenen Perioden darüber niederschrieb. Groß war freilich der Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig und ich finde doch, daß schon dieses, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und ächtern dramatischen Interesse enthält als ich je einem Stücke habe geben können. Ich sehe mich überhaupt auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen, jetzt wird alles auf die Totalität berechnet und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so viel Aufwand von Kunst zu verstecken als ich sonst angewandt ihn zu zeigen und das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich auch anders wollte, so erlaubte es die Natur der Sache nicht, denn W. ist ein Character, der — ächt realistisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. Er hat nichts Edeles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensact groß, er hat wenig Würde u. dergl., ich hoffe aber nichts destoweniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebensprincip in sich hat. Vordem habe ich, wie in Posa und Carlos, die

fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier in W. will ich es probiren durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität zu entschädigen. Die Aufgabe wird dadurch schwerer und folglich auch interessanter, daß der eigentliche Realismus den Erfolg nöthig hat, den der idealische Character entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat W. den Erfolg gegen sich und nun erfordert es Geschicklichkeit ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er berechnet Alles auf die Wirkung und diese verunglückt. Er kann sich nicht wie der Idealist in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern will der Materie sich unterwerfen und erreicht es nicht. Es sind delicate und verfängliche Aufgaben zu lösen, aber mir ist dafür nicht bange. Ich habe die Sache von einer Seite gefaßt, von der sie sich behandeln läßt. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. (21. März 1796.)

Zwar habe ich den W. vorgenommen, aber ich gehe noch immer darum herum und warte auf eine mächtige Hand, die mich ganz hineinwirft. (23. Octbr. 1796.)

W. beschäftiget mich ernstlich und ausschließlich. Noch sehe ich zwar nicht auf den Boden, hoffe aber doch in höchstens drei Monaten des Ganzen ziemlich Herr zu sein, so daß ich an die Ausführung gehen kann. (28. Octbr. 1796.)

Ich habe in dieser Zeit die Quellen zu meinem W. fleißig studirt und in der Oekonomie des Stückes einige nicht unbedeutende Fortschritte gewonnen. Je mehr ich meine Ideen über die Form des Stückes rectificire, desto ungeheuerer erscheint mir die Masse, die zu beherrschen ist und wahrlich ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich schwerlich fortfahren können. (5. Novbr. 1796.)

Ich sehe ein, daß der W. mir den ganzen Winter und wohl fast den ganzen Sommer kosten kann, weil ich den widerspenstigsten Stoff zu behandeln habe, dem ich nur durch ein heroisches Ausharren etwas abgewinnen kann. Da mir außerdem noch so manche, selbst die gemeinsten Mittel fehlen, wodurch man sich das Leben und die Menschen näher bringt, aus seinem eigenen engen Dasein heraus und auf eine größere Bühne tritt, so muß ich, wie ein Thier, dem gewisse Organe fehlen, mit denen, die ich habe, mehr thun lernen und die Hände gleichsam mit den Füßen ersetzen. In der That verliere ich darüber eine unsägliche Kraft und Zeit, daß ich die Schranken meiner zufälligen Lage überwinde und mir eigene Werkzeuge bereite, um einen so fremden Gegenstand als mir die lebendige und besonders die politische Welt ist zu ergreifen. Recht ungeduldig bin ich, mit meiner tragischen Fabel von W. erst soweit zu kommen, daß ich ihrer Qualification zur Tragödie vollkommen gewiß bin, denn wenn ich es anders fände, so würde ich die Arbeit zwar nicht ganz aufgeben, weil ich immer schon soviel daran gebildet habe, aber ich würde die „Malteser" noch vorher ausarbeiten. (18. Novbr. 1796.)

Die Lectüre der Quellen beschäftiget mich ausschließlich; ich kann diesem Gegenstande schlechterdings nicht an-

ders beikommen als durch das genaue Studium der Zeitgeschichte. Was ich sonst darüber gedacht und daran gebildet, hilft mir nicht viel. (21. Novbr. 1796.)

Es geht zwar sehr langsam, weil ich noch immer das Meiste mit dem rohen Stoffe zu thun habe, der noch nicht ganz beisammen ist, aber ich fühle mich ihm noch immer gewachsen und in die Form habe ich manchen hellen bestimmten Blick gethan. Was ich will und soll, auch was ich habe, ist mir jetzt ziemlich klar, es kommt nur noch darauf an, mit dem, was ich in mir und vor mir habe, das auszurichten was ich will und soll. Beinahe möchte ich sagen, das Sujet interessirt mich gar nicht und ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereiniget. Den Hauptcharacter, sowie die meisten Nebencharacter tractire ich wirklich jetzt mit der reinen Liebe des Künstlers; blos für den nächsten nach dem Hauptcharacter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine eigene Neigung interessirt. Was die dramatische Handlung betrifft, so will mir freilich der wahrhaft undankbare und unpoetische Stoff noch nicht ganz pariren; es sind noch Lücken im Ganzen und manches will sich gar nicht in die engen Grenzen einer Tragödien-Oekonomie hineinbegeben. Das eigentliche Schicksal thut noch zu wenig und der eigene Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück. Mich tröstet aber einigermaßen das Beispiel des Macbeth, wo das Schicksal auch weniger Schuld hat als der Mensch, daß er zu Grunde geht. (28. Novbr. 1796.)

Ich brüte über W., aber noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da; ich bin aber nur deswegen unbefriedigt, weil meine Begriffe von der Sache und meine Anforderungen an mich selbst jetzt

bestimmter und klarer und die letztern strenger sind. Keines meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form als der W. jetzt schon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will und soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. Der Stoff ist im höchsten Grade ungeschmeidig für solchen Zweck; er hat beinahe Alles was ihn davon ausschließen sollte. Es ist im Grunde eine Staatsaction und hat, in Rücksicht auf den poetischen Gebrauch, alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben kann: ein unsichtbares, abstractes Object, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine (für den Vortheil des Dichters) viel zu kalte, trockene Zweckmäßigkeit, ohne doch diese bis zur Vollendung und dadurch zu einer poetischen Größe zu treiben, denn am Ende mißlingt der Entwurf doch nur durch Ungeschicklichkeit. Die Basis, auf welche W. seine Unternehmung baut, ist die Armee, mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vor's Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen kann; ich kann also das Object, worauf er ruht, nicht zeigen und ebensowenig das, wodurch er fällt: ebenfalls die Stimmung der Armee, den Hof, den Kaiser. Auch die Leidenschaften selbst, durch die er bewegt wird, Rachsucht und Ehrbegierde, sind von der kältesten Gattung. Sein Character endlich ist niemals edel und darf es nicht sein und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüber stellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder. Mit einem Worte, es ist mir fast Alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe nach meiner gewohnten Art beikommen könnte, — von dem Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten, Alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelliget werden, —

und nur durch eine kunstreiche Führung der Handlung kann ich ihn zu einer schönen Tragödie machen. Meine Lust ist indeß nicht im geringsten geschwächt und ebensowenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolges. Gerade ein solcher Stoff mußte es sein, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen kann. Hier wo ich auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Kraft mit meinem poetischen Character erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge. Der Stoff und Gegenstand ist so ganz außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgiltig und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandele ich alle übrigen und vorzüglich den Hauptcharacter, blos mit der einen Liebe des Künstlers, aber sie sollen darum nicht schlechter ausfallen. Aber zu diesem blos objectiven Verfahren war und ist mir das weitläufige und freudenlose Studium der Quellen so unentbehrlich, denn ich mußte die Handlung wie die Charactere aus ihrer Zeit, ihrem Local und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung blos beleben, beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können und ohne welche überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft vom Anfange an möglich gewesen wäre. Auf dem Wege, wo ich jetzt gehe, kann es leicht geschehen, daß mein W. durch eine gewisse Trockenheit der

Manier sich von meinen vorhergehenden Stücken gar seltsam unterscheiden wird. Wenigstens habe ich mich blos vor dem Extreme der Nüchternheit, nicht wie ehemals vor dem der Trunkenheit zu fürchten. . Die Notizen, die mir jene Art von Welt, militärische und politische, in anschaulicher Form näher bringen, muß ich mühsam zusammenlesen und finde beinahe nichts. Humboldt meint, ich solle das Stück in Prosa schreiben; mir ist es in Hinsicht auf die Arbeit ziemlich einerlei, ob ich Jamben oder Prosa schreibe. Durch die erstern würde es mehr poetische Würde, durch die Prosa mehr Ungezwungenheit erhalten. (28. Novbr. 1796.)

Meine Arbeit rückt mit lebhaftem Schritt weiter. Sobald die festen Puncte einmal gegeben waren und ich überhaupt einen sichern Blick durch das Ganze bekam, habe ich mich gehen lassen und so wurden, ohne daß ich es eigentlich zur Absicht hatte, viele Scenen im ersten Acte gleich fertig. Ist der erste Act zu Ende, möchte ich, ehe ich mich weiter wage, gern wissen, ob es der gute Geist ist, der mich leitet. Ein böser ist es nicht, das weiß ich wohl gewiß, aber es giebt so viele Stufen zwischen beiden. Ich bin nach reifer Ueberlegung bei der lieben Prosa geblieben, die diesem Stoffe auch viel mehr zusagt. (17. Decbr. 1796.) Ich finde, daß selbst der Plan, bis auf einen gewissen Punct, nur durch die Ausführung selbst reif werden kann. (27. Decbr. 1796.)

In diesen drückenden düstern Wintertagen reift Alles später und die rechte Gestalt findet sich schwerer. Indeß sehe ich doch ins Helle und mein Stoff unterwirft sich mir immer mehr. (11. Jan. 1797.) Uebrigens ist bei den bisherigen Versuchen mein Muth eher gewachsen als gemindert worden. Es soll ein Ganzes werden, dafür stehe ich

und leben soll es auch in seinen einzelnen Theilen. Wie aber will ich dem Himmel danken, wenn dieser W. aus meinen Händen und von meinem Schreibtische verschwunden ist. Es ist ein Meer auszutrinken und ich sehe manchmal das Ende nicht. (23. Jan. 1797.) Mit der Arbeit geht es jetzt langsam, weil ich gerade in der schwersten Krise bin. (24. Jan. 1797.)

Ich entwerfe jetzt ein detaillirtes Scenarium des ganzen W., um mir die Uebersicht der Momente und des Zusammenhangs auch durch die Augen mechanisch zu erleichtern. (4. Apr. 1797.) Nur dadurch kann ich mich versichern, daß es ein fertiges Ganzes ist. So lange ich es blos im Kopfe herumtrage, muß ich fürchten, daß Lücken übrig bleiben. (18. Apr. 1797.)

Ich habe mir einige cabalistische und astrologische Bücher von der Bibliothek geben lassen, auch einen Dialog über die Liebe gefunden, aus dem Hebräischen ins Lateinische übersetzt, der mich auch in meinen astrologischen Kenntnissen weiter gebracht hat. Man hat von dieser barocken Vorstellungsart keinen Begriff, bis man die Leute hört. Indessen bin ich nicht ohne Hoffnung, diesem astrologischen Stoffe eine poetische Dignität zu geben. (7. Apr. 1797.)

Mit einer sauern Arbeit muß ich den Leichtsinn büßen, der mich bei der Wahl dieses abschreckenden Stoffes geleitet hat. Man glaubt es nicht, was es einem armen Schelm von Poeten, in meiner abgeschiedenen, von allem Weltlauf getrennten Lage, kostet, eine solche fremdartige und wilde Masse und eine so dürre Staatsaction in eine menschliche Handlung umzuschaffen. Vor einem Jahre kann der W. nicht fertig werden. (10. Jul. 1797.) Das Verlangen nach dieser Arbeit regt sich wieder, denn es ist hier

schon ein bestimmtes Object, was den Kräften ihre Thätigkeit anweiset und jeder Schritt schon bedeutender, statt daß ich bei neuem rohen Stoffe so oft leer greifen muß. (24. Jul. 1797.) Indem ich die fertig gemachten Scenen wieder ansehe, bin ich im Ganzen zwar wohl mit mir zufrieden, nur glaube ich einige Trockenheit darin zu finden, die ich mir aber ganz wohl erklären und auch wegzuräumen hoffen kann. Soviel weiß ich, nicht vergeblich gearbeitet zu haben, denn das Ganze ist poetisch organisirt und ich darf wohl sagen, der Stoff ist in eine reine tragische Fabel verwandelt. Der Moment der Handlung ist so prägnant, daß Alles, was zur Vollständigkeit derselben gehört, natürlich, ja in gewissem Sinne nothwendig darin liegt, daraus hervorgeht. Es bleibt nichts Blindes darin, nach allen Seiten ist es geöffnet. Zugleich gelang es mir, die Handlung gleich vom Anfange an in eine solche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß sie in stetiger und beschleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt. Da der Hauptcharacter eigentlich retardirend ist, so thun die Umstände Alles zur Krise und dies wird, wie ich denke, den tragischen Eindruck noch erhöhen. (2. Octbr. 1797.)

Es ist nun entschieden, daß ich W. in Jamben mache; ich begreife kaum, wie ich es je anders habe wollen können. Es ist unmöglich ein Gedicht in Prosa zu schreiben. Alles, was ich schon gemacht, muß anders werden und ist es zum Theil schon. Es hat in der neuen Gestalt ein ganz anderes Ansehen und ist erst jetzt eine Tragödie zu nennen. (20. Novbr. 1797.) Ich habe mich noch nie so augenscheinlich überzeugt als jetzt, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandele, befinde ich mich unter einer ganz andern

Gerichtsbarkeit als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platze zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen; sie waren blos gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint. Aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft und so mußte ich auch in mehrern meiner Motive poetischer werden. (29. Novbr. 1797.)

Es ist mir fast zu arg, wie mir der W. anschwillt, besonders jetzt, da die Jamben, obwohl sie den Ausdruck verkürzen, eine poetische Gemüthlichkeit unterhalten, die Einen ins Breite treibt. Es kommt mir vor, als ob ein gewisser epischer Geist mich angewandelt habe, doch glaube ich nicht, daß er dem dramatischen schadet, weil er vielleicht das einzige Mittel war, diesem prosaischen Stoff eine poetische Natur zu geben. Da mein erster Act mehr statistisch und statisch ist, der Zustand, welcher sich darstellt, aber ihn eigentlich noch gar nicht verändert, so habe ich diesen ruhigen Anfang dazu benutzt, die Welt und das Allgemeine, worauf sich die Handlung bezieht, zu meinem eigentlichen Gegenstande zu machen. So erweitert sich der Geist und das Gemüth des Zuhörers und der Schwung, in den man gleich anfangs versetzt wird, soll, wie ich hoffe, die ganze Handlung in der Höhe erhalten. (1. Decbr. 1797.)

Bei meiner Kränklichkeit muß ich gewöhnlich einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf bis sechs Tagen des Druckes und des Leidens büßen. Dies hält mich erstaunlich auf; doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, den W. im nächsten Sommer spielen zu sehen. (8. Decbr. 1797.)

Da ich in diesen Tagen die Liebesscenen im zweiten Acte vor mir habe, so kann ich nicht ohne Herzbeklemmung

an die Schaubühne und an die theatralische Bestimmung des Stückes denken, denn die Einrichtung des Ganzen erfordert es, daß sich die Liebe, nicht sowohl durch die Handlung als vielmehr durch ihr ruhiges Bestehen auf sich und ihre Freiheit von allen Zwecken, der übrigen Handlung, welche ein unruhiges, planvolles Streben nach einem Zwecke ist, entgegensetzt und dadurch einen gewissen menschlichen Kreis vollendet. Aber in dieser Eigenschaft ist sie nicht theatralisch, wenigstens nicht in demjenigen Sinne, der bei unsern Darstellungsmitteln und bei unserem Publicum sich ausführen läßt. Ich muß also, um die poetische Freiheit zu behalten, so lange jeden Gedanken an die Ausführung verbannen. (12. Decbr. 1797.)

Jetzt, da die Arbeit von einer fremden Hand reinlich geschrieben vor mir liegt und sie mir fremder geworden ist, macht sie mir wirklich Freude. Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht meines Umgangs mit Goethe ist. Ich finde, daß mich die Klarheit und Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche ist, nichts von der Wärme einer frühern gekostet hat. (5. Jan.) Ich wundere mich manchmal darüber. Man wird von dem Feuer und der Innigkeit meiner besten Jahre nichts vermissen und keine Rohheit aus jener Epoche mehr darin finden. Die kraftvolle Ruhe, die beherrschte Kraft wird Beifall erhalten. Es ist nur ein zu reicher Gegenstand geworden, ein kleines Universum und die Exposition hat mich erstaunlich in die Breite getrieben. (8. Jan. 1798.) — Ich werde es mir gesagt sein lassen, keine andern als historische Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe sein. Es ist eine ganz andere Operation, das Realistische zu idealisiren als das Ideal zu realisiren. Es steht in meinem Vermö-

gen eine gegebene und bestimmte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffes meine Phantasie zügelt und meiner Willkühr widersteht. (5. Jan. 1798.)

Obgleich der Poet sein erstes Concept nicht sicherer schätzen kann als der Kaufmann seine Güter auf der See, so denke ich doch, meine Zeit nicht verloren zu haben. (15. Jan. 1798.)

Da ich diejenige Scene, welche am meisten von der äußern heitern Influenz abhängt, habe liegen lassen, so könnte ich in etlichen Wochen den dritten Act beendiget haben. (6. Febr. 1798.)

Da ich so oft in meiner Arbeit gehemmt werde und deshalb das Ende noch gar nicht absehen kann, so ängstigen mich die Anfragen nach W., die nun anfangen von außen an mich zu geschehen. (20. Febr. 1798.)

Ich lege doch ganz unvermerkt eine Strecke nach der andern zurück und finde mich so recht in dem tiefsten Wirbel der Handlung; besonders bin ich froh, eine Situation hinter mir zu haben, wo die Aufgabe war das ganz gemeine moralische Urtheil über das Wallensteinsche Verbrechen auszusprechen und eine solche an sich triviale und unpoetische Materie poetisch und geistreich zu behandeln, ohne die Natur des Moralischen zu vernichten. Ich bin zufrieden mit der Ausführung und hoffe unserm lieben moralischen Publicum nicht weniger zu gefallen, ob ich gleich keine Predigt daraus gemacht habe. Bei dieser Gelegenheit habe ich aber recht gefühlt, wie leer das eigentlich Moralische ist. (27. Febr. 1798.)

Das Schwerste liegt hinter mir und drei Viertel der ganzen Arbeit sind absolvirt. (9. März 1798.) Meine

Forderungen an ein Kunstwerk sind seit den elf Jahren, da ich das letzte Drama gemacht, gestiegen, und Gott gebe, daß meine Kraft zugleich gestiegen sein möge. (16. März.) Ich muß eilen, meinen Gartenaufenthalt für den W. zu benutzen, denn wenn ich die Liebesscenen nicht schon fertig in die Stadt bringe, so möchte mir der Winter keine Stimmung dazu geben. (17. Apr. 1798.) Die Heiterkeit des Frühlings ist dagegen der düstern Schwere eines 5. Actes in einem Trauerspiel nicht eben förderlich, ob sie gleich im Ganzen den poetischen Geist weckt, der zu Allem gut ist. (14. Mai 1798.)

Ist der W. fertig und gedruckt, so interessirt er mich nicht mehr. (14. Mai 1798.)

Man soll sich hüten, auf ein so complicirtes, weitläufiges und undankbares Geschäft sich einzulassen, wie mein W. ist, wo der Dichter alle seine poetischen Mittel verschwenden muß, um einen widerstrebenden Stoff zu beleben. Diese Arbeit raubt mir die ganze Gemächlichkeit meiner Existenz; sie heftet mich anstrengend auf einen Punct, läßt mich an kein ruhiges Empfangen von andern Eindrücken kommen — und — gerade jetzt scheint sich die Arbeit noch zu erweitern, denn je weiter man in der Ausführung kommt, desto klarer werden die Forderungen, die der Gegenstand macht und Lücken werden sichtbar, die man vorher nicht ahnen konnte. (15. Jun. 1798.)

Ich habe den W. aus der Hand gelegt und werde sehen, ob der lyrische Geist mich anwandelt. (25. Jun.)— Aus Unmuth, daß derselbe nicht kommen wollte, bin ich auf einige Tage zum W. zurückgekehrt, der aber jetzt wieder zurückgelegt wird. (20. Jul. 1798.)

Ich will das Schema zum W. in Ordnung bringen, das in meinen Papieren zerstreut liegt. Ich habe den

letzten schwersten Schritt zu thun. Ich lasse meine Personen viel sprechen, sich mit einer gewissen Breite herauslassen. Es ist zuverlässig, man könnte mit wenigen Worten auskommen, um die tragische Handlung auf- und abzuwickeln, auch möchte es der Natur handelnder Charactere gemäßer sein; aber das Beispiel der Alten, welche es auch so gehalten haben und in demjenigen, was Aristoteles die Gesinnungen und Meinungen nennt, gar nicht wortkarg gewesen sind, scheint auf ein höheres poetisches Gesetz hinzudeuten, welches eben hierin eine Abweichung von der Wirklichkeit fordert. Sobald man sich erinnert, daß alle poetischen Personen symbolische Wesen sind, daß sie als poetische Gestalten immer das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen haben und sobald man ferner daran denkt, daß der Dichter so wie der Künstler überhaupt auf eine öffentliche und ehrliche Art von der Wirklichkeit sich entfernen und daran erinnern soll, daß er es thut, so ist gegen diesen Gebrauch nichts zu sagen. Außerdem würde eine kürzere und lakonischere Behandlungsweise nicht nur viel zu arm und trocken ausfallen, sie würde auch viel zu sehr realistisch hart und in heftigen Situationen unausstehlich werden, dahingegen eine breitere und vollere Behandlungsweise immer eine gewisse Ruhe und Gemüthlichkeit, auch in den gewaltsamsten Gegenständen, die man schildert, hervorbringt. (24. Aug. 1798.)

Ich brauche zur Beendigung des W. höchstens noch den Rest des Jahres. Die Ausarbeitung des Stückes für das Theater, als eine bloße Verstandessache, kann ich auch mit einem andern Geschäfte vornehmen. (31. Aug. 1798.)

Ich habe den Prolog noch einmal aus der Rücksicht betrachtet, daß er für sich allein stehen soll. Da muß nun zweierlei geschehen: 1) muß er als Character- und Sitten-

gemälde noch etwas mehr Vollständigkeit und Reichthum erhalten, um auch wirklich eine gewisse Existenz zu versinnlichen, und dadurch wird auch das Zweite erreicht, daß über der Menge von Figuren und einzelnen Schilderungen dem Zuschauer unmöglich gemacht wird, einen Faden zu verfolgen und sich einen Begriff von der Handlung zu bilden, die darin vorkommt. Ich sehe mich also genöthigt noch einige Figuren hineinzusetzen und einigen, die schon da sind, etwas mehr Ausführung zu geben. (18. Septbr. 1798.) — Ich denke in der Gestalt, welche der Prolog jetzt bekommt, soll er als ein lebhaftes Gemälde eines historischen Momentes und einer gewissen soldatischen Existenz ganz gut auf sich selber stehen können. Nur weiß ich freilich nicht, ob Alles, was ich dem Ganzen zu lieb darin aufnehmen mußte, auch auf dem Theater wird erscheinen dürfen. So ist z. B. ein Kapuziner hineingekommen, der den Kroaten predigt, denn gerade dieser Charactertzug der Zeit und des Platzes hatte mir noch gefehlt. Es liegt aber auch nichts daran, wenn er von dem Theater wegbleibt. Ich muß auch den Prolog mit vieler Musik begleiten lassen; er beginnt mit einem Liede*) und endiget

*) Dieses Lied dichtete endlich Goethe, und Schiller machte einige Strophen dazu:

Es leben die Soldaten!
Der Bauer giebt den Braten,
Der Gärtner giebt den Most;
Das ist Soldatenkost.
  Tra ra ra la la la la!

Der Bürger muß uns backen,
Den Adel muß man zwacken,
Sein Knecht ist unser Knecht;
Das ist Soldatenrecht.
Tra 2c.

mit einem; auch in der Mitte ist ein kleines Liedchen. (21. Septbr. 1798.) — Bei der Kapuzinerpredigt habe ich gute Hoffnung auf den würdigen Abraham a S. Clara, den mir Goethe zu diesem Zwecke empfohlen hat. Noch einige Veränderungen sind im Werke. Den Constabler vertausche ich mit einer bestimmten dramatischen Figur. An seiner Statt habe ich einen Stelzfuß eingeführt, der mir ein gutes Gegenstück zu dem Rekruten macht. Dieser Invalide bringt ein Zeitungsblatt, und so erfährt man un-

---

In Wäldern gehn wir bürschen
Nach allen allen Hirschen,
Und bringen frank und frei
Den Männern das Geweih.
Tra &c.

Heut' schwören wir der Hanne
Und morgen der Susanne,
Die Lieb' ist immer neu;
Das ist Soldatentreu.
Tra &c.

Wir schmaußen wie Dynasten
Und morgen heißt es fasten;
Früh reich, am Abend bloß;
Das ist Soldatenloos.
Tra &c.

Wer hat, der muß uns geben,
Wer nichts hat, der soll leben!
Der Ehmann hat das Weib
Und wir den Zeitvertreib.
Tra &c.

Es heißt bei unsern Festen:
Gestohlnes schmeckt am besten,
Unrechtes Gut macht fett;
Das ist Soldatengebet.
Tra ra ra la la la la!

mittelbar aus der Zeitung Regensburgs Einnahme und die neuesten passendsten Ereignisse. Finde ich Zeit und Stimmung, so will ich das Liedlein von Magdeburg nach einer alten Melodie machen. (5. Octbr. 1798.) — Da die Kapuzinerpredigt nur für ein Paar Vorstellungen in Weimar bestimmt ist, und ich mir zu einer andern, die ordentlich gelten soll, noch Zeit nehmen werde, so habe ich kein Bedenken getragen, mein würdiges Vorbild (Abraham a S. Clara) in vielen Stellen nur zu übersetzen und in andern zu copiren. Den Geist glaube ich ordentlich getroffen zu haben. Uebrigens muß sie später kommen als angegeben ist, wenn man durch die beiden Jäger schon einen Begriff von den Soldaten durch sie selbst bekommen hat. Käme sie früher, so würden die unmittelbar folgenden Scenen dadurch geschwächt und gegen die Gradation gefehlt werden. Auch ist es gut, daß unmittelbar nach ihr eine belebte handelnde Scene folge, daher mag sie entweder vor dem Auftritte des Recruten oder noch besser unmittelbar vor der Ertappung des Bauern und dem Auflauf im Zelt stehen. Nothwendig war es auch, daß ich den Spielmann und den Tanz noch anbrachte, um die Scene beim Eintritt des Kapuziners bunt und belebt zu machen. (8. Octbr. 1798.) Im Grunde macht es mir große Lust, auf diese Fratze (Kapuzinerpredigt) noch etwas zu verwenden, denn dieser Pater Abraham ist ein prächtiges Original, vor dem man Respect bekommen muß, und es ist eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und in der Gescheidigkeit nach oder gar vorzuthun. Ich werde das Mögliche versuchen. Das Soldatenlied habe ich noch mit einem Paar Versen vermehrt; es däucht mich, daß es gut sein wird, dem Zuschauer etwas Zeit zu geben, sowie auch den Statisten selbst, die Gruppe

in ihrer Bewegung zu sehen und die Anordnungen zu machen. (9. Octbr. 1798.) — Goethe hat mich neulich wegen der Perrücken zweifelhaft gemacht; setzen wir also statt jener „und der steife spanische Kragen.“ (6. Octbr. 1798.)

Goethe hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich ihm meinen Prolog zur Eröffnung der theatralischen Wintervorstellung überließ. Ich habe ihn, damit er unabhängig vom Stücke gespielt werden könne, beträchtlich und gewiß um die Hälfte vermehrt, mit sehr vielen neuen Figuren besetzt, und wirklich ist er jetzt ein sehr lebhaftes Gemälde eines Wallensteinschen Kriegslagers. (30. Septbr. 1798.)— Er ist gegeben. Die Neuerung mit den gereimten Versen fiel nicht auf, und das Publicum ergötzte sich. Die große Masse staunte und gaffte das neue dramatische Monstrum an; Einzelne wurden wunderbar ergriffen. (29. Octbr. 1798.)

Die Umsetzung meines Textes in eine angemessene, deutliche und maulrechte Theatersprache ist eine sehr aufhaltende Arbeit, wobei das Schlimmste noch ist, daß man über der lebhaften und nothwendigen Vorstellung der Wirklichkeit des Personals und aller übrigen Bedingungen allen poetischen Sinn abstumpft. Uebrigens konnte es nicht fehlen, daß dieser deutliche Theaterzweck, auf den ich jetzt losarbeite, mich nicht auch zu einigen neuen wesentlichen Zusätzen und Veränderungen veranlaßt hätte, welche dem Ganzen zuträglich sind. (25. Octbr. 1798.)

Ich bin endlich gestern an den poetisch wichtigsten Theil des W. gegangen, der der Liebe gewidmet ist und sich, seiner freimenschlichen Natur nach, von dem geschäftigen Wesen der übrigen Staatsaction völlig trennt, ja demselben, dem Geiste nach, entgegensetzt. Nun erst, da ich diesem letztern die mir mögliche Gestalt gegeben, kann ich

mir ihn aus dem Sinne schlagen und eine ganz verschiedene Stimmung in mir aufkommen lassen. Was ich nun am meisten zu fürchten habe, ist, daß das überwiegende menschliche Interesse dieser großen Episode an der schon feststehenden ausgeführten Handlung etwas verrücken möchte, denn ihrer Natur nach gebührt ihr die Herrschaft, und jemehr die Ausführung gelingen sollte, desto mehr möchte dabei die übrige Handlung ins Gedränge kommen, denn es ist weit schwerer ein Interesse für das Gefühl, als eins für den Verstand aufzugeben. Piccolomini lasse ich nicht eher in die Hand der Schauspieler, als bis das dritte Stück, die letzte Hand abgerechnet, ganz aus der Feder ist. Es sind eigentlich nur zwei kleine Lücken geblieben: die eine betrifft die geheime magische Geschichte zwischen Octavio und Wallenstein, und die andere die Präsentation Questenbergs an die Generale, welche mir in der ersten Ausführung etwas Steifes hatte, und bei der mir die rechte Wendung noch nicht einfiel. (9. Novbr. 1798.)

Durch die größere Ausdehnung des Piccolomini bin ich genöthiget, mich über die Wahl des astrologischen Motives zu entscheiden, wodurch der Abfall W. eingeleitet werden und ein muthvoller Glaube an das Glück der Unternehmung in ihm erweckt werden soll. Nach dem ersten Entwurf sollte dies dadurch geschehen, daß die Constellation günstig befunden wird, und das speculum astrologicum sollte in einem Zimmer vor den Augen des Zuschauers gemacht werden.*) Aber dies ist ohne dramatisches Interesse,

---

*) Ein Entwurf lautete:

Wallenstein.

So ist er todt, mein alter Freund und Lehrer?

ist trocken, leer und noch dazu wegen der technischen Ausdrücke dunkel für die Zuschauer. Es macht auf die Einbildungs-

---

Seni.

Er starb zu Padua in seinem hundert
Und neunten Lebensjahr, grad' auf die Stunde,
Die er im Horoscop sich selbst bestimmt;
Und unter den Orakeln, die er nachließ,
Wovon zwei in Erfüllung schon gegangen,
Fand man auch dies, und alle Welt will meinen,
Es geh' auf Dich.

(Er schreibt mit großen Buchstaben auf eine schwarze Tafel.)

Wallenstein.

(auf die Tafel blickend.)

Ein fünffach F — hm! Seltsam!
Die Geister pflegen Dunkelheit zu lieben.
Wer mir das nach der Wahrheit deuten könnte!

Seni.

Es ist gelesen, Herr.

Wallenstein.

Es ist? Und heißt?

Seni.

Du hörtest von dem siebenfachen M,
Das von dem nämlichen Philosophus
Kurz vor dem Hinscheid des hochseligen Kaisers
Matthias in die Welt gestellet worden.

Wallenstein.

Ja wohl! Es gab uns damals viel zu denken.
Wie hieß es doch? Ein Mönch hat es gedeutet.

Seni.

Magnus Monarcha Mundi Matthias
Mense Majo Morietur.

Wallenstein.

Und das traf pünktlich ein; im Mai verstarb er.

kraft keine Wirkung, und würde nur eine lächerliche Fratze bleiben. Ich habe es auf eine andere Art versucht. Die

Seni.

Der jenes M gedeutet nach der Wahrheit,
Hat auch dies F gelesen.

Wallenstein.

(gespannt.)

Nun, laß hören!

Seni.

Es ist ein Vers.

Wallenstein.

In Versen spricht die Gottheit.

Seni.

(schreibt mit großen Buchstaben an die Tafel.)

Wallenstein.

(liest.)

Fidat Fortunae Friedlandus.

Seni.

Friedland traue dem Glück.

Wallenstein.

(liest.)

Fata Favebunt.

Seni.

Die Verhängnisse werden ihm hold sein.

Wallenstein.

Friedland traue dem Glück. Die Verhängnisse werden ihm hold sein.

(Er bleibt in tiefen Gedanken stehn.)

Woher dies Wort mir schallt? — Ob es ganz leer,
Ob ganz gewichtig ist, das ist die Frage!
Hier gibt's kein Mittleres. Die höchste Weisheit
Gränzt hier so nahe an den höchsten Wahn.

Scene eröffnete den 4. Act (der Piccolomini nach der neuen Eintheilung) und ginge dem Auftritte, worin W. Senis Gefangennehmung erfährt, und worauf der große Monolog folgt, unmittelbar vorher und es wäre die Frage, ob man des astrologischen Zimmers nicht ganz überhoben sein könnte, da es zu keiner Operation gebraucht wird. Ich möchte nur wissen, ob mein Zweck, der dahin geht,

---

Wie soll ich's prüfen? Was die Sinne mir
Seltsames bringen, ob es aus den Tiefen
Geheimnißvoller Kunst heraufgestiegen,
Ob nur ein Trugbild auf der Oberfläche, —
Schwer ist das Urtheil, denn Beweise gibt's
Hier keine. Nur dem Geiste in uns
Giebt sich der Geist von außen zu erkennen.
Wer nicht den Glauben hat, für den bemüh'n
Sich die Dämonen in verlornen Wundern,
Und in dem sinnvoll tiefen Buch der Sterne
Liest sein gemeines Aug' nur den Kalender.
Dem reden die Orakel, der sie nimmt,
Und wie der Schatte sonst der Wirklichkeit,
So kann der Körper hier dem Schatten folgen.
Denn wie der Sonne Bild sich auf dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.
Die Mächte, die den Menschen seltsam führen,
Dreh'n oft das Janusbild der Zeit ihm um:
Die Zukunft muß die Gegenwart gebären.
Fidat Fortunae Friedlandus. Fata Favebunt!
Es klingt nicht wie ein menschlich Wort — die Worte
Der Menschen sind nur wesenlose Zeichen,
Der Geister Worte sind lebend'ge Mächte.
Es tritt mir nah, wie eine dunkle Kraft,
Und rückt an meinen tiefsten Lebensfäden.
Mir ist, indem ich's bilde mit den Lippen,
Als hübe sich's allmälig und es träte
Starrblickend mir ein Geisterhaupt entgegen.

den W. durch das Wunderbare einen augenblicklichen Schwung zu geben, auf dem von mir gewählten Wege wirklich erreicht wird und ob also die Fratze, die ich gebraucht, einen gewissen tragischen Gehalt hat und nicht blos als lächerlich aufhält. Der Fall ist sehr schwer und man mag es angreifen wie man will, so wird die Mischung des Thörichten und Abgeschmackten mit dem Ernsthaften und Verständigen immer anstößig bleiben. Auf der andern Seite durfte ich mich von dem Character des Astrologischen nicht entfernen und mußte dem Geiste des Zeitalters nahe bleiben, dem das gewählte Motiv sehr entspricht. (4. Decbr. 1798.)

Ich habe einige bedeutende Lücken ausgefüllt, wodurch die Handlung sich immer mehr rundet und stetiger wird. Es sind verschiedene ganz neue Scenen entstanden, die dem Ganzen sehr gut thun. (7. Decbr. 1798.)

Ich weiß nicht, welcher böse Genius über mir gewaltet, daß ich das astrologische Motiv nie recht ernsthaft anfassen mochte, da doch eigentlich meine Natur die Sachen lieber von der ernsthaften als leichten Seite nimmt. Ich sehe jetzt ein, daß ich noch etwas Bedeutendes für diese Materie thun muß, und es wird wohl auch gehen, ob es gleich die Arbeit wieder verlängert. (11. Decbr. 1798.)

Das Stück habe ich, nach reiflicher Ueberlegung und vielen Conferenzen mit Goethe, in zwei Stücke getrennt, wobei mich die schon vorhandene Ordnung sehr begünstiget hat. Ohne diese Operation wäre der W. ein Monstrum geworden an Breite und Ausdehnung, und hätte, um für das Theater zu genügen, gar zu viel Bedeutendes verlieren müssen. Jetzt sind es mit dem Prologe drei bedeutende Stücke, deren jedes gewissermaßen ein Ganzes, das letzte

aber die eigentliche Tragödie ist. Jedes der zwei letzten hat fünf Acte, und dabei ist der glückliche Umstand, daß zwischen dem Act die Scene nicht verändert wird. Das zweite Stück führt den Namen von den Piccolomini, deren Verhältniß für und gegen Wallenstein es behandelt. W. erscheint in diesem Stücke nur einmal, im 2. Acte, da die Piccolominis alle vier übrigen als Hauptfiguren besetzen. Das Stück enthält die Exposition der Handlung in ihrer ganzen Breite und endiget gerade da, wo der Knoten geknüpft ist. Das dritte Stück heißt Wallenstein und ist eine eigentliche vollständige Tragödie. Die Piccolomini können nur ein Schauspiel, der Prolog ein Lustspiel heißen. Die Veränderung hat mir allerdings neue Arbeit gemacht, denn um den zwei ersten Stücken mehr Selbstständigkeit zu geben, habe ich einige neue Scenen und mehrere neue Motive nöthig. (30. Septbr. 1798.)

Mit erleichtertem Herzen schreibe ich, daß die Piccolomini soeben an Iffland abgegangen sind. Drei Copisten stellte ich an und brachte wirklich das Werk zu Stande (mit Ausnahme der einzigen Scene im astrologischen Zimmer). — Es ist schwerlich ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde so vollbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über die Angst nicht fertig zu werden. (24. Decbr. 1798.)

Ich dachte schon genug davon weggeschnitten zu haben, als ich aber vorgestern zum erstenmale das Ganze (die Piccol.) hintereinander vorlas nach der bereits gekürzten Edition und mit dem dritten Acte schon die dritte Stunde zu Ende ging, erschrak ich so, daß ich mich gestern nochmals hinsetzte und noch etwa 400 Jamben aus dem Ganzen herauswarf. Sehr lang wird es auch jetzt noch spielen. Ich habe jetzt schlechterdings kein Urtheil mehr darü-

der, ja manchmal möchte ich an der theatralischen Tauglichkeit ganz verzweifeln. (31. Decbr. 1798.)

Ich habe angefangen meine Gedanken auf das dritte Stück (W. Tod) zu richten. Es giebt zwar noch viel darin zu thun, aber es wird rascher gehen, weil die Handlung bestimmt ist und lebhaftere Affecte herrschen. (1. Jan. 1799.) — Wenn ich erst die W.-Masse los bin, werde ich mich einen neuen Menschen fühlen. (1. März 1799.)— Das dritte Stück wird durchbrechen wie ich hoffe. Ich habe es endlich glücklicher Weise so arrangiren können, daß es nur fünf Acte hat und den Anstalten zu W. Ermordung ist eine größere Breite sowohl als theatralische Bedeutsamkeit gegeben. Zwei resolute Hauptleute, die die That vollziehen, sind redend und handelnd eingeflochten; dadurch kommt auch Buttlar *) höher zu stehen und die Präparationen zu der Mordscene werden furchtbarer. (7. März 1799.)— Todt ist er schon und auch parentirt. Ich habe nur noch zu bessern und zu feilen. (15. Jun. 1799.)

---

*) Bei der ersten Aufführung in Weimar sprach Buttlar am Schlusse des dritten Actes folgenden Monolog:

Ich habe mir den reinen Ruhm gespart
Mein Lebenlang. Die Arglist dieses Herzogs
Betrügt mich um des Lebens höchsten Schatz,
Daß ich vor diesem Schwächling Gordon muß erröthen.
Dem gilt die Treue über Alles; Nichts
Hat er sich vorzuwerfen. Selbst dem weichlichen
Gefühl entgegen, unterwirft er sich
Der harten Pflicht. Mich hat die Leidenschaft
Im schwachen Augenblick davon gewendet.
Ich stehe neben ihm, der schlecht're Mann;
Und kennt die Welt auch meinen Treubruch nicht,
Ein Wisser doch bezeugt ihn — jener hochgesinnte
Octavio! Es lebt ein Mensch auf Erden,

Da ist das Werk! Es kann ihm in einzelnen Theilen noch vielleicht an bestimmter Ausführung fehlen, aber für den theatralisch-tragischen Zweck scheint es mir ausgeführt genug. Wenn es nun wirklich eine Tragödie ist, wenn die Hauptforderungen der Empfindung erfüllt, die Hauptfragen des Verstandes und der Neugierde befriediget, die Schicksale aufgelößt und die Einheit der Hauptempfindung erhalten ist, so will ich höchlich zufrieden sein. (17. März 1799.)

Der W. hat auf dem Theater in Weimar eine außerordentliche Wirkung gemacht und auch die Unempfindlichsten mit fortgerissen. Es war darüber nur eine Stimme, und in den nächsten acht Tagen wurde über nichts anderes gesprochen. (8. Mai 1799.)

Hier war nicht von der Geschichte eines einzelnen Mannes oder von Verflechtung einer beschränkten Begebenheit die Rede, sondern das Verhältniß großer Massen war

---

Der das Geheimniß hat, mich zu entehren —
Nein, diesen Schandfleck tilgt nur Blut!
Du Friedland oder ich — — In meine Hände
Giebt Dich das Glück — Ich bin mir selbst der Nächste.
Nicht Großmuth ist der Geist der Welt.
Krieg führt der Mensch, er liegt zu Feld,
Muß um des Daseins schmalen Boden fechten;
Glatt ist der Grund, und auf ihn drückt die Last
Der Welt mit allen Mächten!
Und wenn er nicht den Rettungsast
Mit schnellen Aug' erspäht und faßt,
Nicht in den Boden greift mit festem Fuß,
Erhebt ihn der gewalt'ge Fluß,
Und hingerafft im Strudel seiner Wogen,
Wird er verschlungen und hinabgezogen.

(Von dem Schauspieler Graff in Weimar an Dr. H. Döring mitgetheilt.)

aufzuführen... Eine Armee, die von ihrem Heerführer begeistert ist, der sie zusammengebracht hat, sie erhält und belebt. Jener untergeordnete Zustand eines bedeutenden Generals unter höchste kaiserliche Befehle, der Widerspruch dieser Subordination mit der Selbstständigkeit seines Characters, mit der Eigensüchtigkeit seiner Plane, mit der Gewandtheit seiner Politik. Diese und andere Betrachtungen haben den Verfasser bewogen, das Ganze in drei Theile zu sondern.

Das erste Stück, das den Titel „Wallensteins Lager" führt, könnte man unter der Rubrik eines Lust- und Lärmspieles ankündigen. Es zeigt den Soldaten, und zwar den Wallensteinischen. Man bemerkt den Unterschied der mannigfaltigen Regimenter, das Verhältniß des Militärs zu dem gedrückten Bauer, zum gedrängten Bürger, zu einer rohen Religion, zu einer unruhigen und verworrenen Zeit, zu einem nahen Feldherrn und einem entfernten Oberhaupte. Hier ist der übermächtige und übermüthige Zustand des Soldaten geschildert, der sich nun schon sechszehn Jahre in einem wüsten und unregelmäßigen Kriege herumtreibt und hinschleppt. Wir vernehmen aus dem Munde leichtsinniger, einen Dienst nach dem andern verlassender Soldaten, aus dem Munde der beredten Marketenderin die Schilderung Deutschlands, wie es sich, von unaufhörlichen Streifzügen durchkreuzt, von Schlachten, Belagerungen und Eroberungen verwundet, in einem zerstörten und traurigen Zustand befinde. Wir hören die vornehmsten Städte unsers Vaterlandes nennen, der größten Feldherren jenes Jahrhunderts wird gedacht, auf die merkwürdigsten Begebenheiten angespielt, so daß wir gar bald am Orte, in der Zeit und unter dieser Gesellschaft einheimisch werden. Das Stück ist nur in Einem Acte und in kurzen gereimten Versen geschrieben, die den guten,

heitern und mitunter frechen Humor, der darin herrscht, besonders glücklich ausdrücken, und durch Rhythmus und Reim uns schnell in jene Zeiten versetzen. Indem das Stück sich unruhig und ohne eigentliche Handlung hin und her bewegt, wird man belehrt, was für wichtige Angelegenheiten der Tag mit sich führe, was Bedeutendes zunächst bevorstehe.

Der Hof will einen Theil von der Wallensteinischen Armee abtrennen und ihn nach den Niederlanden schicken. Der Soldat glaubt hier die Absicht zu sehen, die man hege, Wallensteins Ansehen und Gewalt allmälig zu untergraben. Durch Neigung, Dankbarkeit, Umstände, Vorurtheil, Nothwendigkeit an ihren Führer gekettet, halten die Regimenter, deren Repräsentanten wir sehen, sich für berechtigt, gegen diese Ordre Vorstellungen zu thun; sie sind entschlossen, bei ihrem General beisammen und zusammen zu bleiben, zwar für den Kaiser zu siegen oder zu sterben, jedoch nur unter Wallenstein. In dieser bedenklichen Lage endigt das Stück, und das folgende ist vorbereitet. Nunmehr ist uns Wallensteins Element, auf welches er wirkt, sein Organ, wodurch er wirkt, bekannt. Man sah die Truppen zwischen Subordination und Insubordination schwanken; wohin sich die Waage zuletzt neigen wird, und auf welche nächste Veranlassung? ob die Regimenter und ihre Chefs, wenn Wallenstein sich dereinst vom Kaiser lossagt, bei ihm verharren, oder ob ihre Treue gegen den ersten und eigentlichen Souverän unerschütterlich sein werde? Das ist die Frage, die abgehandelt, deren Entscheidung dargestellt werden soll. Ein solcher Mann steht und fällt nicht als ein einzelner Mensch; die Umgebung, die er sich geschaffen hat, trägt und hält ihn, so

lange sie beisammen bleibt, oder läßt ihn, indem sie sich trennt, zu Grunde sinken.

Das zweite Stück, unter dem Titel: „Piccolomini“, enthält vorzüglich die Wirkungen der Piccolomini, Vater und Sohn, für und gegen Wallenstein, indessen dieser noch ungewiß ist, was er thun könne und solle.

Das dritte Stück endlich stellt „Wallensteins Abfall und Untergang“ dar. Beide sind in Jamben geschrieben, deren Wirkung durch das ungebildetere Sylbenmaß des Vorspiels vorbereitet und erhöht wird. (29. Septbr. 1798. Allg. Ztg. 7. Nov. 1798.)

Der historische Wallenstein war nicht groß, der poetische sollte es sein. Der Wallenstein in der Geschichte hatte die Präsumtion für sich ein großer Feldherr zu sein, weil er glücklich, gewaltig und keck war; er war aber mehr ein Abgott der Soldateska, gegen die er splendid und königlich freigebig war und die er auf Unkosten der ganzen Welt in Ansehen erhielt. Aber in seinem ganzen Betragen war er schwankend und unentschlossen, in seinen Plänen phantastisch und excentrisch und in der letzten Handlung seines Lebens, der Verschwörung gegen den Kaiser, schwach, unbestimmt, ja sogar ungeschickt. Was an ihm groß erscheinen, aber nur scheinen konnte, war das Rohe und Ungeheuere, also gerade das, was ihn zum tragischen Helden schlecht qualificirte. Dieses mußte ich ihm nehmen und durch den Ideenschwung, den ich ihm dafür gab, hoffe ich ihn entschädiget zu haben. — Es lag weder in meiner Absicht, noch in den Worten meines Textes, daß sich Octavio Piccolomini als einen so gar schlimmen Mann, als einen Buben darstellen sollte. In meinem Stücke ist er das nie; er ist sogar ein ziemlich rechtlicher Mann nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, sehen

wir auf jedem Welttheater von Personen wiederholt, die, so wie er, von Recht und Pflicht strenge Begriffe haben. Er wählt zwar ein schlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck. Er will den Staat retten, er will seinem Kaiser dienen, den er nächst Gott als den höchsten Gegenstand aller Pflichten betrachtet. Er verräth einen Freund, der ihm vertraut, aber dieser Freund ist ein Verräther seines Kaisers und in seinen Augen zugleich ein Unsinniger.— Auch meiner Gräfin Terzky möchte etwas zuviel geschehen, wenn man Tücke und Schadenfreude zu den Hauptzügen ihres Characters machte. Sie strebt mit Geist, Kraft und einem bestimmten Willen nach einem großen Zweck, ist aber freilich über die Mittel nicht verlegen. Ich nehme keine Frau aus, die auf dem politischen Theater, wenn sie Character und Ehrgeiz hat, moralischer handelte. — Wenn die Wallensteinschen Stücke ein Jahr lang gedruckt und durch die Welt gelaufen sind, kann ich vielleicht selbst ein Paar Worte darüber sagen. Jetzt liegt mir das Product noch zu nahe vor dem Gesicht, aber ich hoffe jedes einzelne Bestandstück des Gemäldes durch die Idee des Ganzen begründen zu können. (Mai 1799.)

Maria Stuart.

Ich habe mich an eine Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth gemacht und den Prozeß der Maria Stuart zu studiren angefangen. Ein Paar tragische Hauptmotive haben sich mir gleich dargeboten und mir großen Glauben an diesem Stoff gegeben, der unstreitig sehr viele dankbare Seiten hat. Besonders scheint er sich zu der Euripideischen Methode, welche in der vollständigsten Darstellung des Zustandes besteht, zu qualificiren, denn ich sehe eine Möglichkeit, den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Poli-

tischen auf die Seite zu bringen und die Tragödie mit der Verurtheilung anzufangen. (26. Apr. 1799.) Der Geist hat sich mir nicht zeigen wollen, ob ich ihn gleich in allen Gängen meines Gartens suchte und aufs Erfinden ausging. (28. Apr.) Am Ende des Winters hoffe ich damit fertig zu sein, denn der Gegenstand ist nicht so widerstrebend als Wallenstein, und dann habe ich an diesem das Handwerk mehr gelernt. (8. Mai 1799.)

Mein Pensum liegt noch sehr ungestaltet vor mir. Wüßten es nur die allzeit fertigen Urtheiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen! (31. Mai 1799.)

Weil das Schema zu den ersten Acten in Ordnung, und in den letzten nur noch ein einziger Punkt unausgemacht ist, habe ich mich nicht enthalten können, um die Zeit nicht zu verlieren, gleich zur Ausführung zu gehen, und so habe ich denn heute, den 4. Juni, dieses Opus mit Lust und Freude begonnen und hoffe in diesem Monate schon einen ziemlichen Theil der Exposition zurückzulegen. (4. Jun. 1799.) — Die Arbeit geht sehr langsam, weil ich den Grund zu dem Ganzen zu legen habe, und bei dem Anfange Alles darauf ankommt, sich nichts zu verderben, aber ich habe gute Hoffnung, daß ich auf dem rechten Wege bin. (11. Jun.) — Ich sitze noch immer bei meinen drei ersten Expositionsscenen und suche einen festen Grund für das Künftige zu legen. (14. Jun.)

Vorwärts geht es und nulla dies sine linea. Ich fange schon an bei der Ausführung mich von der eigentlichen tragischen Qualität meines Stoffes immer mehr zu überzeugen und darunter gehört besonders, daß man die Katastrophe gleich in der ersten Scene sieht und, indem die Handlung des Stückes sich davon wegzubegeben scheint,

ihr immer näher und näher geführt wird. An der Furcht des Aristoteles fehlt es nicht, und das Mitleiden wird sich auch schon finden. Meine Maria wird keine weiche Stimmung erregen; es ist meine Absicht nicht, ich will sie immer als ein physisches Wesen halten und das Pathetische muß mehr eine allgemeine tiefe Rührung als ein persönliches und individuelles Mitgefühl sein. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit; ihr Schicksal ist nur, heftige Passionen zu erfahren und zu entzünden. Blos die Amme fühlt Zärtlichkeit für sie. (18. Jun.)

Mit meiner Arbeit geht es zwar nicht sehr schnell, aber doch seit einiger Zeit ohne Stillstand fort. Die nöthige Exposition des Prozesses und der Gerichtsform hat, außerdem, daß solche Dinge mir nicht geläufig sind, auch eine Tendenz zur Trockenheit, die ich zwar überwunden zu haben glaube, aber doch nicht ohne viel Zeit dabei zu verlieren und zu umgehen war sie nicht. Die englische Geschichte von Ropin Thoyras, die ich seit dieser Zeit lese, hat den guten Einfluß, mir das englische Locale und Wesen immer lebhaft vor der Phantasie zu erhalten. (12. Jul.) — Der erste Act hat mir deswegen so viel Zeit gekostet und kostet mich noch acht Tage, weil ich den poetischen Kampf mit dem historischen Stoffe darin bestehen mußte und Mühe brauchte, der Phantasie eine Freiheit über die Geschichte zu verschaffen, indem ich zugleich von Allem, was diese Brauchbares hat, Besitz zu nehmen suchte. Die folgenden Acte sollen, hoffe ich, schneller gehen; auch sind sie beträchtlich kleiner. (19. Jul.)

Ich bin ganz ernstlich im 2. Acte bei einer königlichen Heuchlerin. (30. Jul.) — Wenn nichts dazwischen kommt, kann ich ihn vor Ende Augustus zurückgelegt haben. Im Brouillon liegt er schon da. Ich hoffe, daß in

dieser Tragödie Alles theatralisch sein soll, ob ich sie gleich für die Darstellung in etwas enger zusammenziehe. Weil es auch, historisch betrachtet, ein reichhaltiger Stoff ist, so habe ich ihn in historischer Hinsicht auch etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und instruirten Leser hemmen können, die aber bei der Vorstellung, wo ohnehin der Gegenstand sinnlich dasteht, nicht nöthig und, wegen historischer Unkenntniß des großen Haufens, auch ohne Interesse sind. (16. Aug.) — Meinen zweiten Act habe ich gestern beendiget und heute den dritten angefangen. (27. Aug.) — Ich werde eine Zeit lang pausiren. Der Abschnitt ist schicklich; ich habe die Handlung bis an die Scene geführt, wo die beiden Königinnen zusammenkommen. Die Situation ist an sich moralisch unmöglich; ich bin sehr verlangend, wie es mir gelungen ist, sie möglich zu machen. Die Frage geht zugleich der Poesie selbst an. Ich fange in der Maria Stuart an, mich einer größern Freiheit oder vielmehr Mannigfaltigkeit im Silbenmaße zu bedienen, wo die Gelegenheit es rechtfertiget. Diese Abwechselung ist ja auch in den griechischen Stücken und man muß das Publicum an Alles gewöhnen. (3. Septbr. 1799.)

Ich habe mich einige Wochen nach Ettersburg zurückgezogen, wo ich blos mit meinem Bedienten in dem Schlosse lebte und die Maria Stuart beendigte. Vorige Woche bin ich zurück und die Proben beginnen. (16. Jun. 1800.) — Ich habe zur Maria Stuart, nach Abrechnung der Zeit, wo ich nicht daran gearbeitet, $7\frac{1}{2}$ Monate gebraucht, von dem ersten Gedanken an diesen Stoff an gerechnet. (28. Jul. 1800.) *)

*) Der kühne Gedanke, eine Communion auf die Bühne zu bringen, ist schon ruchbar geworden und ich werde veranlaßt, Sie

Jungfrau von Orleans.

Das Mädchen von Orleans ist der Stoff, den ich bearbeite. Der Plan ist bald fertig; ich hoffe binnen 14 Tagen an die Ausführung gehen zu können. Poetisch ist der Stoff in vorzüglichem Grade, so nämlich wie ich ihn mir ausgedacht habe und in hohem Grade rührend. Mir ist aber angst vor der Ausführung, eben weil ich sehr viel darauf halte und in Furcht bin, meine eigene Idee nicht erreichen zu können. Auf das Hexenwesen werde ich mich sehr wenig einlassen und soweit ich es brauche, hoffe ich mit meiner eigenen Phantasie auszureichen. In Schriften findet man beinahe gar nichts, was irgend poetisch wäre; auch Goethe sagt mir, daß er zu seinem Faust gar keinen Trost in Büchern gefunden hätte. Das Mädchen von Orleans läßt sich in keinen so engen Schnürleib einzwängen als die Maria Stuart. Es wird zwar an Umfang der Bogen kleiner sein, aber die dramatische Handlung hat einen größern Umfang und bewegt sich mit größerer Kühnheit und Freiheit. (20. Jul. 1800.) Ich bin über das Schema meiner Tragödie noch immer nicht in Ordnung und habe noch große Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Ob man gleich bei jedem neu zu poetisirenden Werke durch eine solche Epoche hindurch muß, so giebt es doch stets das peinliche Gefühl, als ob nichts geschähe, weil am Abend nichts kann aufgezeigt werden. Was mich besonders incommodirt, ist, daß es sich nicht so, wie ich wünsche, in wenig große Massen ordnen will und daß ich es in Absicht auf Zeit und Ort in zu viele Theile zer-

---

zu ersuchen, die Function zu umgehen. Ich darf jetzt bekennen, daß es mir selbst nicht wohl zu Muthe war; nun da man schon im Voraus dagegen protestirt, ist es in doppelter Betrachtung nicht räthlich. (Goethe, 12. Jun. 1800.)

stückeln muß, welches, wenn auch die Handlung selbst die gehörige Stetigkeit hat, immer der Tragödie widerstrebend ist. Man muß, wie ich an diesem Stücke sehe, sich durch keinen allgemeinen Begriff fesseln, sondern es wagen, bei einem neuen Stoffe die Form neu zu erfinden und sich den Gattungsbegriff immer beweglich zu erhalten. (26. Jun. 1800.) — Mein Stück führt mich in die Zeiten der Troubadours und ich muß, um in den rechten Ton zu kommen, auch mit den Minnesängern mich bekannter machen. Es ist an dem Plane dieser Tragödie noch gewaltig viel zu thun, aber ich habe große Freude daran und hoffe, wenn ich mich bei dem Schema länger verweile, in der Ausführung dann desto freier fortschreiten zu können. (3. Aug. 1800.)

Ich habe beim Anfange angefangen und hoffe gut vorwärts zu kommen. (5. Septbr. 1800.) Mit der Arbeit geht es noch sehr langsam, doch geschieht auch kein Rückschritt. Bei der Armuth der Anschauungen und Erfahrungen nach außen, die ich habe, kostet es mir jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand, den Stoff zu beleben. Dieser Stoff ist keiner von den leichtern und liegt mir nicht nahe. (15. Septbr.) — In der Arbeit rücke ich sehr langsam fort. Die Expositionen kosten mir immer viel Kopfzerbrechens, bis ich mich erst in den Sattel festgesetzt habe. Ich bin aber guten Muthes für das Unternehmen. (21. Octbr.)

Ueber einige schwere Partien, die ich hinter mir gelassen, bin ich glücklich hinweg. (17. Decbr.) Immer liegt noch viel vor mir. Mit dem, was in Ordnung gebracht ist, bin ich sehr zufrieden. Das Historische ist überwunden und doch, so viel ich urtheilen kann, in seinem möglichsten Umfange benützt: Die Motive sind alle poetisch

und größtentheils von der naiven Gattung. (29. Decbr. 1800.)

Ich brauche einen großen Sporn, um mit frischer Thätigkeit bis an das Ziel zu gelangen. Drei Acte sind in Ordnung geschrieben. (11. Febr. 1801.) — Ich kann von meinem Thun nicht viel Gutes sagen. Die Schwierigkeiten meiner Aufgabe spannen mir den Kopf noch zu sehr an; dazu kommt die Furcht, nicht zu rechter Zeit fertig zu werden; ich hetze und ängstige mich und es will nicht recht damit fort. Ich fürchte muthlos zu werden. (10. März.)

Ich habe wieder mehr Muth und sehe etwas entstehen. (13. März.) .. Den vorletzten Act, den ich angefangen, glaube ich bald zu beendigen. (24. März.)

Von meinem letzten Act augurire ich viel Gutes; er erklärt den ersten und so beißt sich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldin darin auf sich selbst steht und im Glück von den Göttern desertirt ist, so zeigt sich ihre Selbstständigkeit und ihr Characteranspruch auf die Prophetenrolle deutlicher. Der Schluß des vorletzten Actes ist sehr theatralisch und der donnernde deus ex machina wird seine Wirkung nicht verfehlen. (3. Apr.)

Die Jungfrau habe ich dem Herzoge schicken müssen und sie hat eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht. Er meinte aber, sie könne nicht gespielt werden und darin könnte er recht haben. Nach langer Berathschlagung mit mir selbst werde ich sie auch nicht aufs Theater bringen, ob mir gleich einige Vortheile dabei entgehen. (28. Apr. 1801.)

Goethe meint, daß es mein bestes Werk sei und ist mit dem Ensemble besonders zufrieden. Aber bei Stücken von solcher Breite und Mannigfaltigkeit giebt man sich er-

staunlich aus und es ist Zeit mehr hauszuhalten. (13. Mai 1801.)

Voltaire hat sein Möglichstes gethan, einem dramatischen Nachfolger das Spiel schwer zu machen. Hat er seine Pucelle zu tief in den Schmuz herabgezogen, so hab' ich die meinige vielleicht zu hoch gestellt. Aber hier war nicht anders zu helfen, wenn das Brandmal, das er seiner Schönen aufdrückte, sollte ausgetauscht werden. (17. Octbr. 1801.)

Die Jungfrau wollen wir zuerst in Lauchstädt spielen lassen, ehe wir in Weimar damit auftreten. Ich will selbst einige Proben dirigiren. (20. März 1802.)

Ich trug mich ein ganzes Jahr lang mit dem Stoffe, ehe ich zur Ausführung schritt und nahm mir Zeit dazu. Die Jungfrau ist in ihrer Art ein einziges Sujet und ein beneidenswerther Stoff für einen Dichter ungefähr wie die Iphigenie der Griechen. Er konnte nur so erfunden werden; darum haben sich auch von jeher so viele Dichter und Dichterlinge an ihm vergriffen und versündiget und darum versuchte ich die Wiedereinsetzung in die Rechte des romantischen Zeitalters, dem sie angehört. Der Revisionsprozeß erschien mir eben so nöthig mit den poetischen Acten vorzunehmen als jener wirkliche, der im J. 1455 durch Papst Calixt IV. gegen die sündhaften 12 Artikel verhängt wurde. — Ich hatte anfangs dreierlei Pläne bei der Bearbeitung des Stoffes und gestattete es die Zeit und das kurze drängende Leben, so würde ich die beiden andern gleichfalls ausführen. Besonders lockend war mir der Gang des Stückes, wo ich ein treues Gemälde der damaligen ruchlosen Sitten und vor Allem der gedankenlosen Ausgelassenheit am üppigen Hofe des Dauphins mit den Angriffen der Engländer und mit der Entschlossenheit des

begeisterten Mädchens ganz anders contrastirt hätte, als jetzt, wo ich den Dauphin nur schwächlich und in dieser Schwächlichkeit liebenswürdig schildern durfte. Dann würde auch die Johanna in Rouen verbrannt worden sein. Gewiß, es kostete mich keinen geringen Kampf als ich mit den ersten vier Acten ganz fertig war, von der Geschichte in das romantische Feld der Möglichkeit überzuschweifen. Ich reisete deshalb um diese Zeit von Weimar nach Jena, und erst nach einer wochenlangen Ableitung aller Gedanken von meinen bisherigen Arbeiten kam mir der Geist und Entschluß zu derjenigen romantischen Ausführung, wie sie nun ist. — Der König war damals der Schutzgott des dritten Standes, des Bürgers und Landmanns, gegen den Uebermuth und die stolze Gewalt des Adels und der hohen Vasallen. Darum mußte er der Schäferin Johanna schon darum im milden Lichte eines Retters erscheinen, und ich glaube darin einen Zug der weiblichen Natur getroffen zu haben, daß Johanna, die sich das Reich als ein Abstractum gar nicht denken kann, bei allen ihren Anstrengungen sich den guten, liebenswürdigen König nur als letzten Zweck dachte. Daraus dürften mehrere Stellen, besonders in den Abschiedsstanzen am Schlusse des Prologs, gerechtfertiget werden können. — Nenne man es immer eine Episode, die Scene mit dem Walliser Montgomery. Sie gehört zur Breite eines historischen Stücks, das die Ketten der Einheit sprengte. Wer seine Hand kennt, weiß, was mir dabei vorschwebte. Eben um des Alterthümlichen willen ist auch der Senarius des alten Trauerspiels gewählt. Dieser ist der Cäsur wegen außerordentlich schwer, aber doch so schön und wohlthuend, daß es mir schwer wurde, zu den lahmen Fünffüßlern zurückzukehren.. Montgomery sollte auf allen Bühnen von einem Frauenzimmer gespielt

werden. — Das hartnäckige Schweigen der Johanna, als sie vor allem Volk von ihrem Vater der Zauberei bezüchtiget wird, ist in ihrer visionären Schwärmerei vollkommen begründet. Dazu kommt die Vorstellung, sie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widersprechen. Außer dem allgemeinen Vorurtheile der bezauberten Welt im Mittelalter, dem Pfaffenwitz und Eigennutz soviel Vorschub that, wirket beim Vater die gemeine Natur, in der es überall liegt, bei außerordentlichen Erscheinungen lieber an ein übermenschlich böses, als gutes Princip zu denken oder überhaupt lieber Böses zu denken, allen Handlungen nur böse Motive unterzuschieben. Dazu ist Thibaut ein schwarzgalliger Mensch, mit dem auch Johanna früher kein Wort spricht. Doch ist sie seine Tochter, und es ist psychologisch, daß gerade von einem solchen Vater eine solche Seherin und Prophetin erzeugt werden konnte. Der Himmel entsühnt Johanna'n durch dasselbe Zeichen, wodurch er vorher ihre Schuld bekräftigte. So wie sie es vernimmt, hält sie sich auf einmal wieder für entsündiget und losgesprochen. Es ist noch nicht genug beachtet, wie von jeher der Donner das Augurium der ungebildeten Sinnlichkeit war. — Der schwarze Ritter soll nur dazu dienen, uns mit einem neuen Bande an die romantische Geisterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten mit einander spielen. Sollte es Jemanden, der auf den Gang des Stückes nur einige Aufmerksamkeit richtet, zweifelhaft sein, daß damit der Geist des kurz vorher verschiedenen Talbot gemeint sei, der ja als Atheist der Hölle angehört? Immer sind die Menschen, wenn sie auf der höchsten Spitze standen, ihrem Falle am nächsten gewesen. Das widerfährt von dieser Scene an auch der Johanna. Die Jungfrau muß, da sie ein

Wort spricht, das die Nemesis beleidiget und wobei sie ihren Auftrag vom Himmel weit überschreitet:

„Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England untergeht",

für solchen Uebermuth nothwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten. Ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Eine einzige Berührung des Geistes lähmt sie. Mehr wollt' ich dadurch nicht ausdrücken, noch motiviren. Am Ende ist doch der ganze Handel mit dieser Verliebung, woran sich so viele ärgern, nur eine Prüfung. Nur die geprüfte Tugend — man erkundige sich nach jedem päpstlichen Prozeß von einer Heiligsprechung — erhält die kanonisirende Palme. (Novbr. 1801.)

Braut von Messina.

Wenn ich meinen Vorsatz mit dem Trauerspiele ausführe, wozu es jetzt den Anschein hat, werde ich Gelegenheit haben, in Chören die Macht der griechischen Silbenmaße zu versuchen. (5. Octbr. 1795.)

Ein mächtigeres Interesse als Warbeck hat mich schon seit sechs Wochen beschäftiget und mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es mir lange nicht begegnet ist. Noch ist zwar der Moment der Hoffnung und der dunkeln Ahnung, aber er ist fruchtbar und vielversprechend und ich weiß, daß ich mich auf dem rechten Wege befinde. (10. März 1802.)

Ich habe ein Sujet gefunden, aber es ist ein gewagtes Unternehmen. (17. März.) Ich bin nicht ohne Succeß mit meinem Stück gewesen und habe noch bei keinem soviel gelernt als bei diesem. Es ist ein Ganzes, das ich leichter übersehe und auch leichter regiere; auch ist es

eine dankbarere und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, als einen zu reichen und zu breiten Gegenstand einzuschränken. (18. Aug.) Es sind die feindlichen Brüder oder, wie ich es nennen werde, „die Braut von Messina." Ich griff unter den verschiedenen Stoffen zuerst nach ihm, weil ich mit dem Plane, der sehr einfach, am weitesten war, weil ich eines gewissen Stachels von Neuheit in der Form und einer solchen Form, die einen Schritt näher zur antiken Tragödie wäre, bedurfte, welches hier der Fall ist; weil ich endlich etwas wählen mußte, was nicht de longne haleine ist; weil ich nach der langen Pause nothwendig bedarf, wieder etwas fertig vor mir zu sehen. (9. Septbr. 1802.)

Ich habe seit sechs Wochen mit Eifer und Succeß, glaube ich, gearbeitet. Von der „Braut" sind 1500 Verse fertig. Die ganz neue Form hat mich verjüngt oder vielmehr das Antikere hat mich selbst alterthümlicher gemacht, denn die wahre Jugend ist doch in der alten Zeit. (15. Novbr. 1802.)

Für das Theater möchte es keine Speculation sein. Die Handlung wird zwar theatralisch genug, aber die Ausführung ist durchaus zu lyrisch für den gemeinen Zweck und, ich darf mit gutem Gewissen hinzusetzen, für das Talent gemeiner Schauspieler zu antik. (7. Jan. 1803.)

Ich habe ein mißliches und nicht erfreuliches Geschäft, nämlich die Ausfüllung der vielen zurückgelassenen Lücken in den vier ersten Acten, nun beendiget und sehe auf diese Weise wenigstens fünf Sechstheile des Ganzen fertig und säuberlich hinter mir und das letzte Sechstheil, welches sonst immer das wahre Festmahl der Tragödiendichter ist, gewinnt auch einen guten Fortgang. Es kommt dieser letzten Handlung sehr zu Statten, daß ich das Begräbniß

des Bruders von dem Selbstmord des andern ganz getrennt habe, daß dieser jenen Actus vorher rein beendiget als ein Geschäft, das er vollkommen abwartet und erst nach Beendigung desselben, über dem Grabe des Bruders, geschieht die letzte Handlung, nämlich die Versuche des Chors, der Mutter und der Schwester den Don Cesar zu erhalten und ihr vereitelter Erfolg. So wird alle Verwirrung und vorzüglich alle bedenkliche Vermischung der theatralischen Ceremonie mit dem Ernst der Handlung vermeiden. (28. Jan. 1803.)

Mein Stück ist fertig. Ich habe mich in der Katastrophe viel kürzer gefaßt als ich erst wollte, überwiegender Gründe wegen. (4. Febr.) Was die theatralische Repräsentation betrifft, so habe ich jetzt, nachdem ich das Stück in einer sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern mit großem und übereinstimmendem Effect producirt, etwas mehr Hoffnung, es sammt dem Chor auch auf die Bühne bringen zu können. Es ist nichts nöthig, als daß ich den Chor, ohne in den Worten das Geringste zu verändern, in fünf oder sechs Individuen auflöse, womit ich jetzt eben beschäftiget bin. (6. Febr. 1803. Mein erster Versuch einer Tragödie in strenger Form mag zeigen, ob ich als Zeitgenosse des Sophokles auch einmal einen Preis davon getragen haben möchte. Ich habe es nicht vergessen, daß Humboldt mich den m o d e r n s t e n aller Dichter genannt und mich also im Gegensatz mit Allem, was antik heißt, gedacht hat. Es soll mich also freuen, wenn ich ihm das Geständniß abzwingen könnte, daß ich auch diesen fremden Geist mir zu eigen machen könne. Ich will indeß nicht leugnen, daß mir, ohne eine größere Bekanntschaft, die ich indeß mit dem Aeschylus gemacht, diese Versetzung

in die alte Zeit schwerer würde angekommen sein. (17. Febr. 1803.)

In dem Chor hatte ich einen doppelten Character darzustellen, einen allgemein menschlichen nämlich, wenn er sich im Zustande ruhiger Reflection befindet, und einen specifischen, wenn er in Leidenschaft geräth und zur handelnden Person wird. In der ersten Eigenschaft ist er gleichsam außer dem Stücke und bezieht sich mehr auf den Zuschauer. Er hat, als solcher, eine Ueberlegenheit über die handelnden Personen, aber blos diejenige, welche der Ruhige über den Leidenschaftlichen hat; er steht am sichern Ufer, wenn das Schiff mit den Wellen kämpft. In der zweiten Eigenschaft, als selbsthandelnde Person, soll er die ganze Blindheit, Beschränktheit, dumpfe Leidenschaftlichkeit der Masse darstellen, und so hilft er die Hauptfiguren herausheben. — Das Ideencostum, das ich mir erlaubte, hat dadurch seine Rechtfertigung, daß die Handlung nach Messina versetzt ist, wo sich Christenthum, griechische Mythologie und Muhamedanismus wirklich begegnet und vermischt haben. Das Christenthum war zwar die Basis und die herrschende Religion, aber das griechische Fabelwesen wirkte noch in der Sprache, in den alten Denkmälern, in dem Anblick der Stadt selbst, welche von Griechen gegründet waren, lebendig fort, und der Mährchenglaube, sowie das Zauberwesen schloß sich an die maurische Religion an. Die Vermischung dieser drei Mythologien, die sonst den Character aufheben würden, wird also hier selbst zum Character. Auch ist sie vorzüglich in den Chor gelegt, welcher einheimisch und ein lebendiges Gefäß der Tradition ist. (10. März 1803.) Die „Braut" ist aufgeführt worden. Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich stark; auch imponirte es dem jüngern Theil des Publicums

so sehr, daß man mir nach dem Stücke am Schauspielhause ein Vivat brachte, welches man sich sonst hier noch niemals herausnahm. Ueber den Chor und das vorwaltende Lyrische in dem Stücke sind die Stimmen natürlich sehr getheilt, da doch ein großer Theil des ganzen deutschen Publicums seine prosaischen Begriffe von dem Natürlichen in einem Dichterwerke nicht ablegen kann. Ich selbst bekam in der Vorstellung zum erstenmale den Eindruck einer wahren Tragödie; der Chor hielt das Ganze trefflich zusammen und ein hoher furchtbarer Ernst waltete durch die ganze Handlung. Goethe ist es auch so ergangen; er meint, der theatralische Boden wäre durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweihet worden. (28. März 1803.)

Ich habe jetzt auch eine Noth mit dem Stoffe anderer Art, denn da ich eben daran bin, über den tragischen Chor ein Wort zu sagen, welches an der Spitze meiner „Braut" stehen soll, so drückt das ganze Theater mit sammt dem ganzen Zeitalter auf mich ein und ich weiß kaum wie ich es abfertigen soll. Uebrigens interessirt mich die Arbeit; ich will suchen etwas recht Ordentliches zu sagen, um der Sache dadurch zu dienen. (24. Mai 1803.)

Die Braut von Messina ist gestern (in Lauchstädt) gegeben worden, bei sehr vielen Zuschauern, aber es war eine drückende Gewitterluft und ich habe mich weit hinweggewünscht. Dabei erlebte ich den eigenen Zufall, daß während der Komödie ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und besonders der Regen so heftig schallte, daß eine Stunde lang man fast kein Wort der Schauspieler verstand und die Handlung nur aus der Pantomime errathen werden mußte. Es war eine Angst unter den Schauspielern und ich glaubte jeden Augenblick, daß

man den Vorhang würde fallen lassen müssen. Wenn sehr heftige Blitze kamen, so flohen viele Frauenzimmer aus dem Hause heraus. Lustig und fürchterlich zugleich war der Effect, wenn bei den gewaltigen Verwünschungen des Himmels, welche die Isabella im letzten Acte ausspricht, der Donner einfiel, und gerade bei den Worten des Chores:

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt,

fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, so daß Graff ex tempore eine Geste dabei machte, die das ganze Publicum ergriff. (4. Jul. 1803.) — (Graff selbst erzählt (Schillers Album): „es war eine beinahe fürchterliche Stille im Hause; man hörte keinen Athem und sah nur todtbleiche Gesichter. Nach der Vorstellung kam Schiller selbst auf die Bühne und begrüßte jeden Schauspieler auf das Freundlichste. Auch auf mich ging er zu und sprach in einem liebreichen etwas näselndem Tone die Worte: „diesmal kam Ihnen der Donner recht zu Passe; schwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdruck gesprochen werden.")

Wilhelm Tell.

(Aus Stäfa vom 2. Octbr. 1797 schreibt Goethe: „Zwischen allen prosaischen Stoffen hat sich auch ein poetischer hervorgethan, der mir viel Zutrauen einflößt. Ich bin fest überzeugt, daß die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen und es würde dabei, wenn es mir, wie ich es vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Mährchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um et-

was zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß. Das beschränkte, höchst bedeutende Lokal, auf dem die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht vergegenwärtiget, sowie ich die Charactere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden so gut als es in dieser kurzen Zeit möglich, beobachtet habe und es kommt nur auf gut Glück an, ob aus dem Unternehmen etwas werden kann.)

Die Idee von dem Wilhelm Tell ist sehr glücklich. Aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geistreiche Leben hervorgehoben. Zugleich öffnet sich aus diesem schönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechts wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freie Fernen sich aufthut. (30. Octbr. 1797.)

Nach der „Braut" gehe ich an den „Warbeck" und unmittelbar nach diesem an Wilh. Tell. Ich studire bereits Tschudis Schweizer Geschichte*), die einen so treu-

) In welcher Weise er Tschudis Chronik und andere Werke über die Schweiz studirte, zeigt sich in seinen zum Theil erhaltenen Excerpten, zum Theil in den Ausdrücken, die wörtlich aus seinen Quellen in das Stück übergegangen sind. Ein solches Excerpt lautet nach Hofmeister: „Schweizer wohnen auf den höchsten Gipfeln der Europäer Welt. Auf diesen wieder neue Felsenjoche. Von ihnen strömen viele Flüsse in alle vier Straßen der Welt.) — Bergkräuter sprossen im Anfang Mai's hervor, und dahin wird zuerst das Vieh getrieben. — Die mittlern Theile der Berge haben kurze Kräuter; diese die kräftigsten. Ende Juni fahren die Senner auf diese hohen Alpen; dort die Sennhütten; um St. Bartholomä ziehen sie ab. — Es giebt Berge (Gletscherberge), die blos aus Eis bestehen, Firnen. Sie glänzen wie Glas. Sie erhalten ihre isolirte Kegelfigur durch das Schmelzen im Sommer. — Alle vier Jahreszeiten erscheinen oft nebenein-

*) Darnach das Berglied: „Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt."

herzigen, fast homerischen Geist hat, daß er einen poetisch zu stimmen im Stande ist. Ob nun gleich der Tell einer dramatischen Behandlung nichts weniger als günstig erscheint,

---

der: Eis, Blumen, Früchte. — Wolken erzeugen sich in den Klüften der Berge. Sie hängen sich an die Berge an; daraus die Witterungsprognostica.*) — Anblick von oben, wenn man über den Wolken steht. Die Gegend scheint wie ein großer See vor Einem zu liegen. Inseln ragen daraus hervor. Oeffnen sich die Wolken irgendwo, so kann man ins menschenbewohnte Thal, auf Häuser und Kirchen hinabsehen; Wasserfälle überall auf den Bergen.**) Staubregen und Regenbogen oder Regenkreise. Wer sie nicht sieht, steht immer im Rand des Zirkels, der seine Füße umschlingt. — Gräten oder hohe Bergspitzen. Gratthier. Gemsen werden gemeinschaftlich. Ihre Zuflucht unter Felsensprüngen. — Lämmergeier. Haselhuhn. Bergfuchs. Wolf. Bär. Murmelthier."

Goethe sagt auch bei Eckermann: „Wenn ich bedenke, wie Schiller die Ueberlieferung studirte, was er sich für Mühe mit der Schweiz gab als er seinen Tell schrieb, und wie Shakespeare die Chroniken benutzte und ganze Stellen daraus wörtlich in seine Stücke aufnahm, so könnte man einem jetzigen Dichter wohl auch dergleichen zumuthen."

Goethe versichert zwar: „Was in Schillers Tell von Schweizer Localität ist, habe ich ihm alles erzählt, aber er war ein so bewundernswürdiger Geist, daß er selbst nach solchen Erzählungen etwas machen konnte, was Realität hatte", nach der oben mitgetheilten Probe aber begnügte sich Schiller mit solchen Erzählungen nicht.

---

*) Darnach Act 1. Scene 1.
„Der Mythenstein zieht seine Haube an,
Und kalt her bläs't es aus dem Wetterloch."

**) Darnach ein Alpenjägerlied:
Und, unter den Füßen ein neb'liges Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld."

da die Handlung dem Orte und der Zeit nach ganz zerstreut auseinanderliegt, da sie großentheils eine Staatsaction ist und (das Mährchen mit dem Hut und Apfel ausgenommen) *) der Darstellung widerstrebt, so habe ich doch bis jetzt so viel poetische Operationen damit vorgenommen, daß sie aus dem Historischen heraus und in das Poetische getreten ist. Die Säulen des Gebäudes stehen fest und ich hoffe einen soliden Bau zu Stande zu bringen. (9. Septbr. 1802.)

Der Stoff ist sehr widerstrebend und kostet mir große Mühe; da er aber sonst großen Reiz hat und sich durch seine Volksmäßigkeit so sehr zum Theater empfiehlt, so lasse ich mir die Arbeit nicht verdrießen, ihn endlich noch zu überwältigen. Für meinem „Tell" ist mir Shakespeares „Julius Cäsar" von unschätzbarem Werthe; mein Schifflein wird dadurch gehoben. Es hat mich in die thätigste Stimmung versetzt. (18. Aug. 1803.)

Ich möchte noch einige gute Schriften über die Schweiz kennen. Ich bin genöthiget viel zu lesen, weil das Locale an diesem Stoffe so viel bedeutet und ich möchte gern so viel möglich örtliche Motive nehmen. Wenn mir die Götter günstig sind das auszuführen, was ich im Kopfe habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern. (12. Septbr.

*) Ich machte Schiller aufmerksam, wie es komme, daß der Landvogt Geßler auf den Einfall geräth, Tell solle den Apfel von des Knaben Kopf schießen und bemerkte, daß dies nicht gehörig motivirt sei. Schiller war hierüber etwas unwillig, allein ungefähr den dritten Tag brachte er die Scene mit dem Knaben des Tell, der behauptet, sein Vater könne mit dem Pfeil jeden Apfel vom Baume schießen. Sehen Sie, Freund, jetzt ist eine Veranlassung dazu.

Goethe (Briefwechsel mit Rath Grüner. Leipz. 1853.)

1803.) Ich denke damit den Leuten den Kopf wieder warm zu machen. Sie sind auf solche Volksgegenstände ganz verteufelt erpicht und jetzt besonders ist von der schweizerischen Freiheit desto mehr die Rede, weil sie aus der Welt verschwunden ist. (27. Septbr. 1803.)

Ich rücke nicht schnell fort, weil ich mich mit dem historischen und geographischen Theil meines Stoffes erst befreunden muß. (10. Octbr. 1802.)

Jetzt bin ich ziemlich in meinem Stücke. Es ist von der Idee zur Ausführung eine solche Kluft, daß man wie eine arme Seele im Fegefeuer leidet, bis man den Berg erstiegen hat. (7. Novbr. 1803.)

Er fängt doch endlich an etwas zu werden, aber da man mich von Berlin aus drängt und treibt und mich also ewig an den Drachen erinnert, der das Werk, so wie es warm aus der Feder kommt, fressen und verschlingen wird, so macht mir das doch auch keinen guten Muth. (14. Decbr. 1803.)

Der Wilh. Tell ist vollendet und ich bin damit keine geringe Noth los. (7. Febr. 1804.) — Ich habe drei neue Weiber darin creirt, um die drei noch übrigen Schauspielerinnen (bei dem Theater in Weimar) mit Antheil in das Stück hineinzuziehen, weil sie nicht gern Statisten machen. (10. März 1804.) — Er ist vor drei Tagen hier (in Weimar) gespielt worden und mit dem größten Succeß, wie noch keines meiner Stücke. (20. März 1804.) Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatralischen mächtig werde. (12. April 1804.)

Bearbeitungen.

Ich bin mit einer Uebersetzung der Iphigenie von Aulis aus Euripides beschäftiget. Ich mache sie in Jam-

ben und wenn es auch nicht treue Wiedergebung des Originals ist, so ist es doch vielleicht nicht zu sehr unter ihm. Die Arbeit übet meine dramatische Feder und führt mich in den Geist der Griechen hinein. Ich habe den griechischen Text, die lateinische Uebersetzung und das Théâtre grec von Brumoy dazu. (20. Octbr. 1788.) — Mein Euripides giebt mir viel Vergnügen und ein großer Theil davon kommt auf sein Alterthum. Den Menschen sich so ewig selbst gleich zu finden, dieselben Leidenschaften, dieselben Collisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften! Bei dieser unendlichen Mannigfaltigkeit immer noch diese Aehnlichkeit, diese Einheit derselben Menschenform! Oft ist die Ausführung so, daß kein anderer Dichter sie besser machen könnte, zuweilen aber verbittert er mir Genuß und Mühe durch viele Langeweile. Im Lesem ginge sie noch an, aber sie übersetzen zu müssen und zwar gewissenhaft! Oft macht mir das Schlechtere die meiste Mühe. (4. Decbr. 1788.) — Noch immer habe ich Euripides vor. Die Hauptsache dabei ist die Manier. Mein Styl hatte dieser Reinigung sehr nöthig. Ich hoffe, ehe ein Jahr um ist, soll man von diesem Studium die Zeichen schöner Früchte bei mir stehen. (12. Decbr. 1788.)

Ich habe mich beschäftiget, ein Stück aus dem zweiten Buche das Arneas in Stanzen zu bringen. Der Wunsch mich im Stanzen zu versuchen und ein Kitzel Poesie zu treiben, hat mich dazu verführt. Es ist aber beinahe Originalarbeit. (10. Apr. 1791.) — Binnen neun Tagen habe ich 103 Stanzen dazu übersetzt. Es gab Tage, wo ich 13, auch 16 Stanzen fertig machte, ohne länger als Vormittags 4 Stunden und Nachmittags eben so viel daran zu wenden. Gelungen ist die Arbeit. So schwer

diese Arbeit scheint und vielleicht Manchem auch sein würde, so leicht ging sie mir von statten. (24. Octbr. 1791.)

Ich habe mich mit dem Macbeth beschäftiget und mich dabei erhitzt. (10. Jan. 1800.) Ich habe mir das englische Original geben lassen und wohl daran gethan, so wenig ich auch das Englische verstehe, weil der Geist des Gedankens viel unmittelbarer wirkt und ich oft unnöthige Mühe hatte durch das schwerfällige Medium meiner beiden Vorgänger mich zu dem wahren Sinne hindurch zu ringen. Heute Schluß des Macbeth. (3. April 1800.)

Ich bin froh, eine Arbeit gefunden zu haben, die meine Thätigkeit nicht ganz stocken läßt und doch keine großen Anforderungen an mich macht. Dazu taugt dieses Gozzische Mährchen (Turandot) vollkommen. Ich schreibe es in Jamben; ob ich gleich an der Handlung nichts zu ändern weiß, so hoffe ich ihm doch durch eine poetische Nachhilfe bei der Ausführung einen höhern Werth zu geben. Es ist mit dem größten Verstande componirt, aber es fehlt ihm an einer gewissen Fülle, an poetischem Leben. Die Figuren sehen wie Marionetten aus, die an Draht bewegt werden; eine gewisse pedantische Steifigkeit herrscht durch das Ganze, die überwunden werden muß. (16. Novbr. 1801.)

Die Turandot denke ich etwa auf den Dinstag von dem Theater herab zu hören und werde dadurch erst in Stand gesetzt sein zu bestimmen, was noch zu thun ist und was der Ort und der Zeitmoment an dieser alten Erscheinung verändert. (20. Jan. 1802.)

Seit der Beendigung der „Braut“ habe ich zu meiner Erholung und um der theatralischen Rarität willen ein

paar französische Lustspiele*) zu übersetzen angefangen, die in einigen Wochen fertig sein werden. Eins darunter hat viel Verdienst und hätte vielleicht eine recht ernstliche Bearbeitung verdient; das andre ist ein leichtes Intriguenstück, das unterhält. (28. März 1803.) — Am „Parasit" hat mich der große Verstand des Planes gereizt. Dieser ist wirklich vortrefflich, nur die Ausführung viel zu trocken und ich mußte sie lassen, weil eine neue Ausführung mir eine zu große und zweifelhafte Arbeit würde auferlegt haben. (7. Novbr. 1803.)

---

*) Der „Parasit" von Picard heißt im Original „Mediocre et rampant, ou le moyen de parvenir" und wurde 1797 zum erstenmale in Paris aufgeführt. Schiller hat sehr frei übersetzt, auch zum Theil die Namen der Personen geändert. Das Original ist in Alexandrinern geschrieben. Als Probe der Art der Bearbeitung stehe hier der Schluß im Original und in dem Schillerschen Deutsch:

„Imitez votre père, et sa main est à vous.
Sur l'intrigant ainsi l'honnête homme l'emporte.
Qu'il en arrive, hélas, rarement de la sorte!
Qui merite une place est loin de l'obtenir,
Et le sot, en rampant, est sûr de parvenir."

„Bilden Sie sich nach Ihrem Vater und mit Freuden werde ich Sie zum Sohne annehmen. (Halb zu den Mitspielenden, halb zu den Zuschauern.) Diesmal hat das Verdienst den Sieg behalten. Nicht immer ist es so. Das Gespinnst der Lüge umstrickt den Besten; der Redliche kann nicht durchdringen; die kriechende Mittelmäßigkeit kommt weiter als das geflügelte Talent; der Schein regiert die Welt und die Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne."

Die Romanze: „An der Quelle saß der Knabe", ist ganz von Schiller.

Der Neffe als Onkel ist ebenfalls von Picard, im Original in Prosa und von Schiller weit treuer übersetzt als das erstere Stück.

Um nicht ganz müssig zu sein, habe ich die Phädra von Racine übersetzt, ein Stück, welches viel Verdienste hat und, wenn man einmal die Manier zugiebt, sogar vortrefflich sein könnte. Es ist lange Zeit das Paradepferd der französischen Bühne gewesen und ist es zum Theil noch; wir wollen nun sehen, wie es sich einem deutschen Publicum gegenüber behaupten wird. Ich habe es in den gewöhnlichen reimlosen Jamben übersetzt und mit gewissenhafter Treue, ohne mir eine Aenderung zu erlauben. (20. Jan. 1805.)

Pläne.

Ich nähre ins Geheim eine kleine Hoffnung: der deutschen Bühne mit der Zeit durch die Versetzung der classischen Werke Corneilles, Racines, Crebillons und Voltaires auf unsern Boden eine wichtige Eroberung zu verschaffen. (27. Aug. 1784.)

Ich möchte gern sogleich an meinen „Malthese r" gehen. Zuweilen trau' ich mir darin etwas zu und besonders dürfte dieses Sujet noch am wenigsten mißlingen. Da es mit Chören verbunden ist, so knüpft es sich auch schon eher an meine jetzige lyrische Stimmung an. Es enthält eine einfache heroische Handlung, eben solche Charactere, die dabei zugleich lauter männliche sind und ist dabei Darstellung einer erhabenen Idee wie ich sie liebe. (5. Octbr. 1795.)

Ich habe mich in diesen Tagen viel damit beschäftiget einen Stoff zur Tragödie aufzufinden, der von der Art des Königs Oedipus wäre und dem Dichter die nämlichen Vortheile verschaffte. Diese sind unermeßlich, wenn ich auch nur des einzigen erwähne, daß man die zusammengesetzteste Handlung, welche der tragischen Form ganz wider-

strebt, dabei zu Grunde legen kann, indem diese Handlung ja schon geschehen ist und mithin ganz jenseits der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geschehene als unabänderlich seiner Natur nach viel fürchterlicher ist und die Furcht, daß etwas geschehen sein möchte, das Gemüth ganz anders afficirt als die Furcht, daß etwas geschehen möchte. (2. Oct. 1797.) — Die Maltheser beschäftigen mich zuweilen, wenn ich von der Arbeit ausruhe. Es ist etwas sehr Anziehendes für mich in solchen Stoffen, welche sich von selbst isoliren und eine Welt für sich ausmachen. Ich habe diesen Umstand in Wallenstein schon benutzt und in dem Maltheser wird er mich noch mehr begünstigen. Nicht nur, daß dieser Orden wirklich ein Individuum ganz sui generis ist, so ist er es im Moment der dramatischen Handlung noch mehr. Alle Communication mit der übrigen Welt ist durch die Blockade abgeschnitten, er ist blos auf sich selbst, auf die Sorge für seine Existenz concentrirt und nur die Eigenschaften, die ihn zum Orden machten dereinst, können in diesem Moment seine Erhaltung bewirken. Ich kann ihn ganz in der griechischen Form, nach des Aristoteles Schema, mit Chören und ohne Acteneintheilung ausführen und werde es auch thun. Woher denn die Acteneintheilung? (8. Decbr. 1797.) — Ich habe über die Disposition meiner Maltheser-Tragödie nachgedacht. Es wird mit diesem Stoffe recht gut gehen; das punctum saliens ist gefunden; das Ganze ordnet sich gut zu einer einfachen großen und rührenden Handlung. An dem Stoffe wird es nicht liegen, wenn keine gute Tragödie daraus wird. (22. Octbr. 1799.) — Ich habe meine alten Papiere über die Maltheser vorgenommen und es steigt eine große Lust in mir auf, mich gleich an dieses Thema zu machen. Das Eisen ist jetzt warm und läßt sich schmieden. (Anf. März 1803.)

Auch habe ich eine Idee zu einer Comödie, fühle aber, wenn ich darüber nachdenke, wie fremd mir dieses Genre ist. Zwar glaube ich mich derjenigen Comödie, wo es mehr auf die komische Zusammenfügung der Begebenheiten als auf komische Charaktere und auf Humor ankommt, gewachsen, — aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen. (13. Mai 1801.)

Ein Stoff, der ganz gewiß an die Reihe kommt, ist Warbeck, der sich für den im Tower getödteten Herzog von York ausgab. Aus der Geschichte selbst nehme ich nichts als dieses Factum und die Person der Herzogin von Burgund, eine Prinzessin von York, welche diese Comödie spielte. Das punctum saliens zu dieser Tragödie ist gefunden, sie ist aber schwer zu behandeln, weil der Held des Stückes ein Betrüger ist — und ich möchte auch nicht den kleinsten Knoten im Moralischen zurücklassen. (1801.) — Ich hoffe mit der gehörigen Lust, nach 6—7 Wochen, an Warbeck gehen zu können. (16. Novbr. 1801.)

Ich bearbeite jetzt die abenteuerliche Geschichte des falschen Demetrius dramatisch. Es ist ein tolles Sujet, aber ich unternehme es mit großer Lust und hoffe etwas Gutes zu leisten. Costumes aus jener Zeit (es ist jetzt 200 Jahre), Münzen, Prospecte von Städten und dergl. wären mir wohl angenehm. (16. Jun. 1804.)

Die Idee zu einem epischen Gedicht ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie sechs bis acht Jahre für mich zu früh. Aber Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität dieses Sujets entstehen und die anscheinende Unerträglichkeit des epischen Tones mit dem gleichzeitigen Gegenstande würden mich nicht so sehr schrecken, im Gegentheil, es wäre eines Kopfes würdig, sie zu bestehen und

zu überwinden. Wenn einige vollendetere poetische Werke und einige gute historische Versuche die Erwartung des ganzen deutschen Publicums von mir genug erhöht und verbessert haben werden, daß ich von seiner Seite etwas Großes zur Beförderung einer solchen Nationalangelegenheit hoffen kann — Dinge, die also einigen Schein von Wahrscheinlichkeit haben — dann läßt sich mehr darüber denken und sagen. (20. Octbr. 1788.) — Ein episches Gedicht im 18. Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding sein, als eins in der Kindheit der Welt, und eben das ist's, was mich in dieser Idee so anzieht — unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophie, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, sowie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur ꝛc. anschaulich enden. Ich bin auch gar nicht abgeneigt mir eine Maschinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte und muß auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, gut und scharf erfüllen. Man ist einmal so eigensinnig, und vielleicht hat man nicht unrecht, einem Kunstwerk Classicität abzusprechen, wenn seine Gattung nicht aufs Bestimmteste entschieden ist. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe in einem so prosaischen Zeitalter die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander, aber es wird sich noch etwas Gutes daraus bilden. Ich werde ottave rime wählen. Alle andern Metern, das jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Fesseln spielen! wie sehr der epische

Gehalt durch die weiche sanfte Form schöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Ich traue mir zu, schöne Verse zu machen. Auch über die Epoche aus seinem (Friedrichs) Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Schlacht bei Kollin und der vorhergehende Sieg bei Prag z. B., oder die traurige Constellation vor dem Tode der Kaiserin Elisabeth, die sich dann so glücklich und so romantisch durch ihren Tod löset. Die Haupthandlung müßte womöglich sehr einfach und wenig verwickelt sein, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin erscheinen lassen; es giebt hier kein besseres Muster als die Iliade und ein schönes Denkmal würde auch Voltaire darin erhalten. Was es mir auch kosten möchte, ich würde den freien Denker vorzüglich darin in Glorie stellen und das ganze Gedicht müßte dieses Gepräge tragen. (10. März 1789.) — Das epische Gedicht will mir nicht aus dem Kopfe; ich muß einmal Beruf in mir haben. Vor einiger Zeit konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich in achtzeiligen Stanzen zu versuchen. Ich übersetzte etwas aus der Aneis. (26. März 1790.)

Von den Requisiten, die den epischen Dichter machen, glaube ich alle, eine einzige ausgenommen, zu besitzen. Nur die Kenntnisse fehlen mir, der allgemeine, über Alles sich verbreitende Blick des Beobachters. Könnte ich es mit dem übrigen vereinigen, so würde ein nationaler Gegenstand den Vorzug erhalten. Kein Schriftsteller, so sehr

er auch an Gesinnung Weltbürger sein mag, wird in der Vorstellungsart seinem Vaterlande entfliehen. Friedrich II. ist kein Stoff für mich, schon aus dem Grunde, daß ich diesen Character nicht liebgewinnen kann; er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisirung an ihm vorzunehmen. Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationalem und politischem wohl am meisten gattet und wo ich mich meiner Lieblingsideen am leichtesten entledigen kann, steht Gustav Adolph oben an. (18. Novbr. 1791.)*)

Ich trage mich schon seit anderthalb Jahren mit einem deutschen Plutarch. Es vereiniget sich fast Alles in diesem Werke, was das Glück eines Buches machen kann und was meinen individuellen Kräften entspricht: kleine mir nicht schwer zu übersehende Ganze und Abwechselung, kunstmäßige Darstellung, philosophische und moralische Behandlung. Alle Fähigkeiten, die in mir vorzüglich und durch Uebung ausgebildet sind, werden dabei beschäftiget; die Wirkung auf das Zeitalter ist nicht leicht zu verfehlen. Ich möchte das Werk mit der gehörigen Muße ausarbeiten und dann dürfte jährlich nicht mehr als zwei kleine Bände von mir gefordert werden. (26. Novbr. 1790.)

Noch wollte ich, um einem langen Wunsche nachzugeben, und mich zugleich in einer neuen Gattung zu versuchen,

---

*) Unter seinen Papieren fand sich ein hingeworfener Gedanke, wie aus der verletzten Vaterlandsliebe und dem freiwilligen Tode des Themistocles eine Tragödie geschaffen werden werden könnte. — Länger beschäftigte ihn der Gedanke, die ganze Wirksamkeit der Pariser Polizei, sowie alle Zustände und Gebrechen des Mittelpunktes der europäischen Civilisation dramatisch zu gestalten. Aus diesem Plane entwickelte sich in ihm später ein beschränkterer: die Kinder des Hauses. (S. Schillers Werke.)

eine romantische Erzählung in Versen machen, wozu ich auch den rohen Stoff schon habe. Aber ob ich gleich voraussehe, ihn überwältigen zu können, so fürchte ich doch, daß es nicht ohne großen Zeitaufwand abgehen werde, welches Opfer für eine bloße Grille am Ende doch vielleicht zu groß ist. Auch eine kleine Eitelkeit von mir ist dabei in Rechnung zu bringen. Ich habe mich nach und nach in so vielen Fächern und Formen versucht, daß die Frage entsteht, ob ich den Kreis nicht vollenden soll. Auch ist das Publicum, wie es mir scheint, auf diese Mannichfaltigkeit bei mir aufmerksam geworden und sie scheint eine Ingredienz der Vorstellung zu sein, unter der ich den meisten Lesern erscheine. Auf diesem Wege scheint also der Kranz zu liegen, der für mich zu erringen ist. Indeß ist meine Eitelkeit nicht mehr in Anschlag zu bringen, als in sofern sie die Quelle von etwas Gutem werden kann. (5. Octbr. 1795.)

Ich möchte wohl einmal etwas recht Böses thun und eine alte Idee mit Julian dem Apostaten ausführen. Hier ist eine ganz eigene bestimmte historische Welt, bei der mir's nicht leid sein sollte, eine poetische Ausbeute zu finden, und das fürchterliche Interesse, das der Stoff hat, müßte die Gewalt der poetischen Darstellung desto wirksamer machen. (1798.)

(Die Lectüre von Reisebeschreibungen brachte Sch. auf den Gedanken, daß Männer wie Cook und Le Vaillant sich gut zum Helden eines modernen Epos, vielleicht sogar eines Drama eignen.) „Wenn ich mir diesen Stoff als zu einem Drama bestimmt denke, so erkenne ich auf einmal die große Differenz beider Dichtungsarten. Da incomodirt mich die sinnliche Breite eben so sehr, als sie mich im Epischen anzog. Das Physische erscheint nun blos

als ein Mittel, um das Moralische herbeizuführen; es wird lästig durch seine Bedeutung und den Anspruch, den es macht und kurz, der ganze reiche Stoff dient nun blos zu einem Veranlassungsmittel zu gewissen Situationen, die den innern Menschen ins Spiel setzen." (Unter seinen hinterlassenen Papieren fanden sich einige Ideen zu einem Entwurfe eines Schauspieles, über das er sich also äußert:) „Die Aufgabe ist ein Drama, worin alle interessanten Motive der Seereisen, außereuropäische Zustände und Sitten, die damit verknüpften Schicksale und Zustände geschickt verknüpft werden. Aufzufinden ist also ein **punctum saliens**, aus dem sich alle entwickeln, um welches sich alle natürlich verknüpfen lassen, ein Punkt also, wo sich Europa, Indien, Handel und Seefahrten, Schiff und Land, Wildheit und Cultur, Kunst und Natur 2c. darstellen läßt. Auch die Schiffsdisciplin und Schiffsregierung, der Charakter des Seemannes, des Kaufmannes, des Abenteurers, des Pflanzers, des Indianers, des Creolen müssen bestimmt und lebhaft erscheinen." — „Landen und Absegeln. Sturm. Seetreffen. Meuterei auf den Schiffen. Schiffsjustiz. Bewegung zweier Schiffe. Scheitern des Schiffes. Ausgesetzte Mannschaft. Proviant. Wassereinnehmen. Handel. Seekarten, Compaß, Längenuhr. Wilde Thiere, wilde Menschen. — Fremde Nationen erscheinen im Stück: Chinesen, Eingeborene, Mohren. Die Korallen; die Seevögel; das Seegras." — „Ein Wegsegeln und Dableiben muß zugleich vorkommen. Beides hat etwas Trauriges, aber das Freudige ist überwiegend. Unter den Dableibenden ist ein Europäer, der sich mit Freuden und Hoffnung ansiedelt, oder einer, dem Europa fremd war und der hier sein Vaterland findet. Er hat die Schrecknisse der europäischen Sitten hassen gelernt und weil er Alles in Europa ver-

loren, was ihm theuer war, so umfaßt er mit Hoffnung das neue Vaterland.. Darf die Revolution mit eingewebt werden? — Das Schiff muß ein lebhaftes Interesse erregen, es ist das einzige Instrument des Zusammenhanges, ein Symbol der europäischen Verbreitung, der ganzen Schifffahrt und Weltumsegelung. England strickt ein Netz von Entdeckungsfahrten um den Globus, womit es alle Meere umfängt." (1798.)

Gedichte.

Anthologie.

Tobolsk, den 2. Februar.

— **Tum primum radiis gelidi incaluere Triones.** — Blumen in Sibirien? Dahinter steckt eine Schelmerei, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen. — Und doch — wenn Ihr Euch auf den Kopf stelltet! Es ist nicht anders, — wir haben lange genug Zobel gefangen, laßt's uns einmal auch mit Blumen versuchen. Sind nicht schon Europäer genug zu uns Stiefsöhnen der Sonne gekommen und durch unsern hundertjährigen Schnee gewatet, irgend ein bescheidenes Blümchen zu pflücken? Schande unseren Ahnen — wir wollen sie selbst sammeln und einen ganzen Korb voll nach Europa frankiren. — Zertretet sie nicht, Ihr Söhne des mildern Himmels.

Aber im Ernst zu reden — das eiserne Gewicht des Vorurtheils, das schwer über dem Norden brütet, von der Stelle zu räumen, fordert einen stärkeren Hebel, als den Enthusiasmus einiger Wenigen, und auch ein festeres Hypomochlion als die Schultern von zwei oder drei Patrioten.

Doch, wenn schon auch diese Anthologie Euch leckerhafte Europäer so wenig als — wenn ich den Fall setze — unser Musenalmanach, den wir — wenn ich je den Fall setzen wollte — hätten können geschrieben haben, mit uns Schneemännern versöhnen wird, so bleibt ihr doch mindestens das Verdienst, Hand in Hand mit ihren Kameradinnen im weit entlegenen Deutschland dem ausröchelnden Geschmacke den Genickfang geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu sprechen belieben.

Wenn Eure Homere im Schlafe reden, und Eure Herkules Mücken mit ihren Keulen erschlagen — wenn Jeder, der seinen bezahlten Schmerz in Leichen-Alexandriner auszutropfen versteht, Das für eine Vocation auf den Helikon auslegt — wird man uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leierklang der Musen zu klimpern? —. Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn sie ihr Brustbild auf elendes Messing prägten; — und zu Tobolsk werden die Falschmünzer aufgehangen. Zwar möget Ihr oft auch bei uns Papiergeld statt russischer Rubel finden; aber der Krieg und theure Zeit entschuldigen Alles.

So gehe denn hin, sibirische Anthologie! — Gehe — du wirst manchen Süßling beseeligen, wirst von ihm auf den Nachttisch seiner Herzeinzigen gelegt werden, und zum Dank ihre alabasterne Lilienschneehand seinem zärtlichen Kuß verrathen. — Gehe — du wirst in den Assembleen und Stadtvisiten manchen gähnenden Schlund der Langeweile ausfüllen und vielleicht eine Circassienne ablösen, die sich im Platzregen der Lästerung müde gestanden hat. — Gehe — du wirst die Küche mancher Kritiker berathen; sie werden dein Licht fliehen und sich gleich den Käuzlein in deinen Schatten zurückziehen. — Hu! hu!

hu! — Schon höre ich das ohrzerfetzende Geheul im unwirthbaren Forste und hülle mich angstvoll in meinen Zobel.

Zueignung an meinen Principal, den Tod.

Großmächtigster Czaar alles Fleisches,
Allzeit Verminderer des Reichs,
Unergründlicher Nimmersatt in der ganzen Natur!

Mit unterthänigstem Hautschauern unterfange ich mich, deiner gefräßigen Majestät klappernde Phalanges zu küssen, und dieses Büchlein vor deinem dürren Calcaneus in Demuth niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weise gehabt, ihre Sächlein und Päcklein, dir gleichsam recht vorsätzlich zum Aerger, hart an deiner Nase vorbei, ins Archiv der Ewigkeit transportiren zu lassen, und nicht gedacht, daß sie dir eben dadurch um so mehr das Maul darnach wässern machten; denn auch an dir wird das Sprüchwort nicht zum Lügner: „Gestohlen Brod schmeckt gut.“ Nein, dediciren will ich dir's lieber, so bin ich doch gewiß, daß du's weit weglegen werdest.

Doch Spaß bei Seite! — Ich denke, wir zwei kennen uns genauer, denn nur vom Hörensagen. Einverleibt dem Aeskulap'schen Orden, dem Erstgebornen aus der Büchse der Pandora, der so alt ist als der Sündenfall, bin ich gestanden an deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkars den sieben Hügeln, geschworen unsterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur, sie zu belagern mit einer Medicamenten-Heereskraft, eine Wagenburg zu schlagen, um die Stahlische Seele aus dem Feld zu schlagen mit Sturm, die trotzige, die deine Sporteln schmälert und deine Fi-

nanzen schwächt, und auf dem Wahlplatze des Archäus hoch zu bäumen deine mitternächtliche Kreuzstandarte. — Dafür nun (denn eine Ehre ist werth der andern) wirst du mir auswirken den köstlichen Talisman, der mich mit heiler Haut und ganzer Wolle an Galgen und Rade vorüber geleitet.

Jusque datum sceleri — —

Ei ja doch! Thue Das, goldiger Mäcenas. Denn siehst du, ich möchte doch nicht gerne, daß mir's ginge, wie meinen tollkühnen Collegen und Rittern, die, mit Stilett und Sackpuffern bewaffnet, in finstern Hohlwegen Hof halten oder im unterirdischen Laboratorium das Wunderpolychrest mischen, das, wenns hübsch fleißig genommen wird, unsere politischen Nasen, über kurz oder lang, mit Thronvacaturen und Staatsfiebern kitzelt. D'Amiens und Ravaillac! — Hu! hu! hu! Es ist ein gut Ding um gerade Glieder. Ob du auch deinen Zahn auf Ostern oder Michaelis gewetzt hast? — Die große Bücherepidemie in Leipzig und Frankfurt — juchheisa Dürrer! — wird ein königlich Fressen geben. Deine fertigen Mäkler, Völlerei und Brunst, liefern dir ganze Frachten aus dem Jahrmarkt des Lebens. — Selbst der Ehrgeiz, dein Großpapa, Krieg, Hunger, Feuer und Pest, deine gewaltigen Jäger, haben dir schon so manche fette Menschenklopfjagd gehalten — Geiz und Golddurst, deine mächtigen Kellermeister, trinken dir ganze schwimmende Städte im sprudelnden Kelche des Weltmeers zu. — Ich weiß in Europa eine Küche, wo man dir die raresten Gerichte mit Fest-tags-Gepränge auf die Tafel gesetzt hat. — Und doch — wer hat dich je satt gesehen, oder über Indigestion klagen gehört? — Eisern ist deine Verdauung, grundlos dein Gedärme!

Puh! — Ich hätte dir noch so Manches zu sagen, aber ich tummle mich, daß ich wegkomme — du bist ein garstiger Schwager. — Geh — du machst dir Rechnung, hör' ich, eine Generalcollation zu erleben, wo dir Groß und Klein, Weltkugeln und Lexika, Philosophien und Putzwerk in den Rachen fliegen sollen. — Guten Appetit, wenn's soweit kommt! — Doch Hungerwolf, der du bist, siehe zu, daß du dich ja nicht überessest und deinen ganzen Fraß haarklein wieder geben müssest, wie dir's ein gewisser Athenienser, der dir gar nicht wohl will, prophezeiht hat.

Selbstrecension.

Schon wieder eine würtembergische Blumenlese? — Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra! Kaum haben wir einen Kopf von den Schultern gespielt, husch! springt schon ein zweiter, größer und trotziger, aus dem Rumpfe. — Und eine Anthologie aus Tobolsko! Auf was doch die Herren Entreprenneurs nicht Alles verfallen! Auch den Norden verschonen sie nicht und beschmuzen das schuldlose Sibirien mit ihrer poetischen Dinte. Warum der Anthologist sein Vaterland verläugnet, mag er wissen. Sonst trompetet er sich mit einem ziemlich brutalen Motto voraus, wenn es anders nicht Anspielung ist: „Tum primum radiis gelidi incaluere triones.“ In der Vorrede wird verhoffentlich über die anderen Musensammlungen (doch hie und da nicht mit Unrecht) geschimpft und auf den schwäbischen Almanach, als den Amtsbruder, spöttisch geschielt. Der Herausgeber mag dem Hrn. Stäudlin nicht hold sein und zupft ihn, wo er kann; mag er Recht haben oder nicht, uns mißfällt diese beiderseits läppische Zänkerei. Das Buch wird dem Tod zugeschrieben, und der Autor verräth sich, daß er ein Arzt ist.

Die Gedichte selbst sind nicht alle von den gewöhnlichen; acht an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, unterscheiden sich vortheilhaft von den übrigen. Aber überspannt sind sie alle und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle in platonischen Schwulst verschleiert. Das Gedicht an Rousseau, die Elegie auf einen Jüngling, an die Sonne, an Gott, Größe der Welt, in einer Bataille, die Freundschaft, Fluch eines Eifersüchtigen, die schlimmen Monarchen u. s. f. enthalten starke, kühne und wahr poetische Züge. Zärtlich weich und gefühlvoll sind die Kindsmörderin, der Triumph der Liebe — (wahrscheinlich auf.... Veranlassung der Nachfeier der Venus von Bürger geschrieben) an mein Täubchen, an Minna, Morgenphantasie, der Unterschied, an Fanny, an den Frühling. In einigen anderen, als z. B. dem Fragment an einen Moralisten, vorzüglich den Kastraten und Männern, der Vergleichung und einigen Sinngedichten fällt ein schlüpfriger Witz und petronische Unart auf. Einige darunter sind launig und satyrisch, als Bacchus im Triller, der hypochondrische Pluto, die Rache der Musen, Bauernständchen u. s. f. Doch sehr oft ist der Witz auch gezwungen und ungeheuer. Im Ganzen sind fast alle Gedichte zu lang, und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungen überladen und erstickt. Die meisten der Sinngedichte scheinen mehr da zu sein, die Lücken zwischen größeren auszufüllen, und sagen Nichts. Der wirthschaftliche Tod, an den Galgen zu schreiben, Spinoza, die Alten und Neuen und einige wenige

sind treffend und gut. Auch merke ich, daß sich ein Verfasser hinter mehrere Anfangsbuchstaben verschanzt hat. Er hat bei manchen Gedichten wohlgethan, aber so gar fein ist dieses Strategem eben nicht ausgefallen. Viele Stellen sind von edelm Freiheitsgeiste belebt, und feile Lobreden findet man hier nicht. Eine strengere Feile wäre indeß durchaus nöthig gewesen und überhaupt unter den Gedichten selbst eine strengere Wahl — aber das Buch mußte eben dick werden und seine achtzehn Bogen haben; was kümmert es den Anthologisten, ob er unter die Narzissen und Nelken auch hie und da Stinkrosen und Gänseblumen bindet? Dessen ungeachtet hat diese Sammlung manche ihrer Schwestern in Schatten gestellt, und zu wünschen wäre es immer, daß Deutschland mit keiner schlechtern heimgesucht würde. Möchten sich doch unsere jungen Dichter überzeugen, daß Ueberspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstandes nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung, und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht sei, von welchem die Pfeile der Kritik splitternd zurückprallen; — möchten sie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen und ihren bescheidenen Kleist, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen — möchten sie — doch was sollen sie nicht Alles mögen! Unsere modischen Scribenten wissen gar zu gut, was sie dem gegenwärtigen Geschmack auftischen müssen, um Entrée zu bekommen. — Diese Anthologie scheint sich jedoch, wenn sie die Absicht hätte, jedermänniglich zu gefallen, schlimm betrogen zu finden, denn der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte.

Einzelne Gedichte.

Das Gedicht (**Götter Griechenlands**) gefällt mir sehr, weil eine gemäßigte Begeisterung darin athmet und eine edele Anmuth mit einer Farbe von Wehmuth untermischt. Meine liebsten Strophen sind **1, 2, 3, 6, 11, 14, 16, 17, 19, 20,** und zwar weniger wegen der Gedanken als des Geistes, der sie eingab und der, glaube ich, darin athmet. (**12.** Jun. **1788.**)

Die Erwähnung der **Semele** hat mich ordentlich erschreckt. Mögen mir's Apoll und seine neun Musen vergeben, daß ich mich so gröblich an ihnen versündiget habe. (**30.** Apr. **1789.**)

Die **Künstler** habe ich seit gestern und vorgestern wieder vor; was sie heute nicht werden, werden sie nie. Es ist keine undankbarere Arbeit als Gedichte in Ordnung zu bringen; ein unerhörter Zeitaufwand und noch dazu ein verlorener, denn meistens kommt man dahin zurück, wovon man anfangs ausging. Die erste Stimmung, worin es wurde, ist einmal vorbei. Ich habe viel gestrichen, das Gedicht hat jetzt eine größere Einfachheit und an Kürze hat es auch gewonnen. (**2.** Febr. **1789.**) Ich habe die Hauptidee des Ganzen, die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in der Schönheit, zur herrschenden und im eigentlichen Verstande zur Einheit gemacht. Es ist eine Allegorie, die ganz hindurchgeht, mit nur veränderter Ansicht, die ich dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen lasse. Ich eröffne das Gedicht mit einer zwölf Verse langen Vorstellung des Menschen in seiner jetzigen Vollkommenheit; dies gab mir Gelegenheit zu einer guten Schilderung dieses Jahrhunderts von seiner bessern Seite. Von da mache ich den Uebergang zur Kunst, die seine Wiege war und der Hauptgedanke des Gedichtes wird flüchtig an-

ticipirt und hingeworfen. Nachdem der Gedanke ausgeführt ist, daß die Kunst die wissenschaftliche und sittliche Cultur vorbereitet habe, wird gesagt, daß diese letztere noch nicht das Ziel selbst sei, sondern nur eine zweite Stufe zu demselben, obgleich die Forscher und Denker sich vorschnell schon in Besitz der Krone gesetzt und dem Künstler den Platz unter sich angewiesen; dann erst sei die Vollendung des Menschen da, wenn sich wissenschaftliche und sittliche Cultur wieder in der Schönheit auflöse:

> Der Schätze, die des Denkers Fleiß gehäufet,
> Wird er im Arm der Schönheit erst sich freu'n,
> Wenn seine Wissenschaft der Dichtung zugereifet,
> Zum Kunstwerk wird geadelt sein.

Diese Vorstellung führe ich nun wieder auf meine Allegorie zurück und lasse die Kunst an diesem Ziele sich dem Menschen in verklärter Gestalt zu erkennen geben. — Das Gedicht ist weit größer geworden, ich glaube aber, daß es dadurch an Kürze gewonnen hat. (9. Febr. 1789.) Ich bin damit zufrieden. Ich muß mich selbst loben. Ich habe noch nichts so Vollendetes gemacht, ich habe mir aber auch noch zu nichts soviel Zeit genommen. Vor einigen Tagen war Wieland bei mir, eine kleine Fehde, die wir über eine Stelle in den „Künstlern" hatten, mit mir abzuthun. Das Gespräch führte uns in einige Mysterien der Kunst. Wieland war kaum eine halbe Stunde fort, so durchlas ich meine „Künstler;" einige vorher sehr werth gehaltene Strophen ekelten mich an und dies gab mir Veranlassung, vierzehn neue dazu zu thun, die ich nicht in mir gesucht hätte, d. h. deren Inhalt bisher in mir geschlafen hat. (12. Febr. 1789.) — Die Zeit und Mühe, die mich die „Künstler" gekostet, haben mich auf viele Jahre von Gedichten abgeschreckt. (15. Febr. 1789.)..

Es ist ein Gedicht und keine Philosophie in Versen und es ist dadurch kein schlechteres Gedicht, wodurch es mehr als Gedicht ist. (9. März 1789.).. Die Bemerkung wegen gewisser Dunkelheit im Ausdruck ist richtig, fürchte ich. Wieland hat manches nicht verstanden. Die Dunkelheit thut mir besonders leid, da sie einige vorzügliche Gedanken trifft. (30. März 1789.)

Ewiger Raum kann der Dichter insofern sagen, weil man die Ewigkeit braucht, um die Unendlichkeit zu durchlaufen, gerade so wie man sagen kann: ein viertelstündiger Weg. — Die Wahrheit geht verzehrend über Sternen, kann man dichterisch sagen, weil man sie mit dem Sonnenlichte zu vergleichen gewohnt ist, vorzüglich aber in ganz prosaisch wahrem Sinne, weil die nackte Wahrheit uns zu Narren machen würde, da unsere Vernunft nicht darauf calculirt ist.

> Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
> Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
> Verliert die Krone, die es trug,
> Sobald es Wirklichkeit empfangen.

Ich will sagen: jedes Kunstwerk, jedes Werk der Schönheit ist ein Ganzes, und so lange es den Künstler beschäftiget, ist es sein eigener einziger Zweck, so z. B. eine einzelne Säule, eine einzelne Statue, eine poetische Beschreibung. Es ist sich allein genug. Nun sage ich aber, wenn die Kunst weiter fortschreitet, so verwandelt sie dieses einzelne Ganze in Theile eines neuen und größern Ganzen, denn ihr letzter Zweck ist nicht mehr in ihnen, sondern außer ihnen; darum sage ich, sie habe ihre Krone verloren. Die Statue, die einzeln gleichsam geherrscht hat, giebt diesen Vorzug an den Tempel ab, den sie schmückt;

der Character eines Hector, an sich allein schon vollkommen, dient nur als subordinirtes Glied in der Iliade. Je reicher, je vollkommener die Kunst wird, desto mehrere einzelne Ganze giebt sie uns in einem größern Ganzen als Theile zu genießen, aber desto verwickelter und üppiger ist die Mannichfaltigkeit, in der sie uns die Einheit finden läßt. Wenn ich weiter sage, der Zeus des Phidias neige sich in seinem Tempel zu Olympia,

„Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild,
Im Tempel zu Olympia sich neigen",

so sage ich nichts anderes als: Diese Statue, die für sich selbst ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung sein würde, hört auf ihre Wirkung allein hervorzubringen, so bald sie in dem Tempel steht, und giebt nur das Ihrige zu dem Totaleindruck von Majestät ꝛc., der durch das Ensemble des ganzen Tempels hervorgebracht wird. Aber die eigentliche Schönheit dieser Stelle liegt in einer Anspielung auf die gebückte Stellung des olympischen Jupiter, der in diesem Tempel sitzend und so vorgestellt war, daß er das Dach hätte aufheben müssen, wenn er sich aufgerichtet hätte. Wer dieses weiß, dem wird durch meinen Ausdruck: er neigt sich, eine angenehme Nebenidee erweckt. Mir hat überhaupt diese gebückte Stellung des olympischen Jupiter immer sehr gefallen, weil sie soviel sagen kann, als hätte sich der Gott herabgelassen und nach der menschlichen Einschränkung bequemt und Alles würde unter ihm zusammenfallen, wenn er sich aufgerichtet, d. h. als Gott zeigte. —

Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verscheiden.

Jeder sinnlichen Begierde liegt ein gewisser Drang zum Grunde, den Gegenstand dieser Begierde sich einzuverleiben, in sich hineinzureißen, von der Lust des Gaumens an bis auf die sinnliche Liebe. Die sinnliche Begierde zerstört ihren Gegenstand, um ihn zu einem Theil des begehrenden Wesens zu machen. —

Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glückes regellose Spiele ꝛc. — Weltenlauf.

Die moralischen Erscheinungen, Leidenschaften, Handlungen, Schicksale, deren Verhältnisse der Mensch im großen Laufe der Natur nicht immer verfolgen und übersehen kann, ordnet der Dichter nach künstlichen, d. h. er giebt ihnen künstlichen Zusammenhang und Auflösung. Der Mensch lernt nach und nach diese künstlichen Verhältnisse in den Lauf der Welt übertragen und wenn er also eine einzelne Leidenschaft oder Handlung in sich und um sich herum bemerkt, so leiht er ihr — nach einer gewissen Reminiscenz aus seinen Dichtern — dieses oder jenes Motiv, dieses oder jenes Ende, d. h. er denkt sie sich als Theil oder Glied eines Ganzen, denn sein durch Kunstwerke geübtes Gefühl für Ebenmaß leidet keine Fragmente mehr; überall sucht er die Symmetrie, die ihn die Kunst gelehrt hat. Aber dieses Gesetz des Ebenmaßes wendet er zu früh auf die wirkliche Welt an, weil viele Partien dieses großen Gebäudes für ihn noch in Dunkel gestellt sind. Um also sein Gefühl für Ebenmaß zu befriedigen, muß er der Natur eine künstliche Nachhilfe geben. So z. B. fehlte es ihm an dem nöthigen Lichte, das Leben des Menschen zu überschauen und die schönen Verhältnisse von Moralität und Glückseligkeit darin zu erkennen, und so schenkt er aus dichtender Eigenmacht dem Leben ein zweites, um in diesem zweiten die Mißverhältnisse des jetzigen aufzulö-

sen. So entstand die Poesie von einer Unsterblichkeit. Die Unsterblichkeit ist ein Product des Gefühls nach Ebenmaß, nach dem der Mensch die moralische Welt beurtheilen wollte, ehe er diese genug überschauete. —

Das Gleichniß: da zeigte sich

„Der Schatten in des Mondes Angesicht
Eh' sich der schöne Silberkreis erfüllt"

hat in meinen Augen einen ungemeinen Werth. Das menschliche Leben, sage ich in den vorhergehenden Versen, erscheint dem Menschen als ein Bogen, d. h. als ein unvollkommener Theil eines Kreises, den er durch die Nacht des Grabes fortsetzt, um den Zirkel ganz zu machen. Nun ist aber der wachsende Mond ein solcher Bogen und der übrige Theil, der noch fehlt, um den Zirkel völlig zu machen, ist unbeleuchtet. Ich stelle also zwei Jünglinge neben einander, davon der eine beleuchtet ist, der andere nicht; jenen vergleiche ich mit der beleuchteten Mondeshälfte, diesen mit der schwarzen oder, was eben so viel sagt, die Alten, die den Tod bildeten, stellten ihn als einen Jüngling vor, der eben so schön ist als sein Bruder, das Leben, aber sie gaben ihm eine umgestürzte Fackel, um anzudeuten, daß man ihn nicht sehe — eben so wie wir an den ganzen Ring des Mondes glauben, ob er uns gleich nur als ein Bogen oder als ein Horn erscheint. Ich habe in dieser Stelle ein Gleichniß Ossians in Gedanken gehabt und zu veredeln gesucht: „Der Tod stand hinter ihm, wie die schwarze Hälfte des Mondes hinter seinem silbernen Horne." Diese ganze Strophe muß man überhaupt mit einer lebhaften Gegenwart des Hauptgedankens lesen: daß der Mensch, in dem einmal das Gefühl für Schönheit, Wohlklang, Ebenmaß rege und herrschend geworden ist,

nicht ruhen kann, bis er Alles um sich her in Einheit auflöst, alle Bruchstücke ganz macht, alles Mangelhafte vollendet. (30. März 1789.)

Der Uebergang von einem Geschäfte zum andern war mir von jeher ein harter Stand und jetzt vollends, wo ich von Metaphysik zu Gedichten überspringen soll. Indessen habe ich mir, so gut es angeht, eine Brücke gebaut und mache den Anfang mit einer gereimten Epistel, welche **Poesie des Lebens** überschrieben ist und also an die Materie, die ich verlassen habe, grenzt. (12. Jun. 1795.)

Unter meine dringenderen Arbeiten gehört die Revision meiner Gedichte. Ich fürchte, die Revision wird sehr streng und zeitverderbend für mich sein, denn schon die Götter Griechenlands, welches Gedicht die meiste Correctur hat, kosten mich unsägliche Arbeit, da ich kaum mit 15 Strophen darin zufrieden bin. Noch weit mehr Arbeit werden mir „die Küustler" machen. Meine Ideen über Kunst haben sich seit der Zeit merklich erweitert, meine Gesichtspunkte sich verändert, manche Meinungen sich ganz und gar widerlegt. Doch muß ich gestehen, daß ich noch sehr viel philosophisch Wichtiges in den Künstlern finde und darüber ordentlich verwundert bin. Ueber den Gang des Gedichtes fürchte ich mein Urtheil zu sagen; es befriediget mich gar zu wenig. „Hector und Andromache" ist eines meiner besten; auch „Amalie im Garten" verdient Pardon. Die „Entzückung" ist eines der fehlerfreiesten unter denen an Laura. (Mai. 1793.)

Vielleicht hätte bei Sammlung dieser Gedichte eine strengere Auswahl getroffen werden sollen. Die wilden Producte eines jugendlichen Dilettantism, die unsicheren Versuche einer anfangenden Kritik und eines mit sich selbst

noch nicht einigen Geschmacks finden sich hier mit solchen zusammengestellt, die das Werk einer reifern Einsicht sind. Aber bei einer Sammlung von Gedichten, welche sich größtentheils schon in den Händen des Publicums befinden, konnte der poetische Werth nicht allein in Betrachtung kommen. Sie sind schon ein verjährtes Eigenthum des Lesers, der sich oft auch das Unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden ist, und selbst das Fehlerhafte bezeichnet wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters.

Der Verfasser dieser Gedichte hat sich, so wie alle seine übrigen Kunstgenossen, vor den Augen der Nation und mit derselben gebildet; er wüßte auch keinen, der schon vollendet aufgetreten wäre. Er trägt also kein Bedenken, sich dem Publicum auf einmal in der Gestalt darzustellen, in welchem er nach und nach vor demselben erschienen ist. Er freut sich, daß ihm das Vergangene vorüber ist, und insofern er überwunden hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen. (Vorrede zur ersten Ausgabe der gesammelten Gedichte.)

Mich amüsirt der sonderbare Widerspruch zwischen den vier Kunstrichtern Goethe, Humboldt, Körner und Herder. Jeder hat einen andern Liebling unter meinen Stücken, Goethe die „Ideale", Körner „Natur und Schule *)", Humboldt „die Macht des Gesanges" und Herder „den Tanz." Humboldt sind die vier ersten Strophen des Gesanges (wie gewiß auch wahr ist) die besten, Körner stören sie den Genuß der letzten. Ihm gefällt der Pegasus nur bis zum Apoll, Humboldt von da an mehr. Körnern miß-

*) Heißt jetzt „der Genius."

fällt der Schluß der Ideale, der schlechterdings nicht anders sein durfte; Humboldten ist er besonders lieb. (7. Septbr. 1795.)

Die **Ideale** sollten absichtlich schwächer endigen, denn sie sollen ein treues Bild des Zustandes sein, den sie schildern: des Rheines, der sich im Sande verliert, denn das ist das gewöhnliche Schicksal idealischer Erwartungen und mit diesem Gefühle wollte ich den Leser entlassen. — Daß es an Stärke und Feuer fehlt, ist wahr, aber ich wundere mich, daß mir dies als Fehler angerechnet wird. Die Ideale sind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle sein würde. Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich und hat immer etwas Erschlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Ueberhaupt ist dieses Gedicht mehr als Naturlaut, mehr als eine Stimme des Schmerzes, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjectiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können, denn das Individuum befriediget dabei ein Bedürfniß, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art von innerem Ueberflusse getrieben dem Schöpfungsdrange nachgiebt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit und auf mehr macht es nicht Anspruch. (7. Septbr. 1795.)

Pegasus muß da geschlossen werden, wo Apoll ihn besteigt. Apoll ist eine unentbehrliche Figur und der Hungertod würde zu platt endigen. Aber die Moral im Munde Apolls sollte wegbleiben. (8. Septbr. 1795.)

Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildung unendlich vortheilhaft ist. Hätte ich nicht den sauern Weg durch meine Aesthetik geendiget,

so würde das Gedicht „**Reich der Schatten**"*) nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so difficilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat. Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin und habe ich die gute Meinung verdient, so ist es bei dieser Arbeit. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke noch Erinnerungen machen lassen und bei einigen war ich selbst in Zweifel; auch könnte es sein, daß ein Anderer Einiges noch deutlicher gesagt wünschte; aber für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. (9. Aug. 1795.) Anfangs hieß die Stelle

(statt: Aber flüchtet aus der Sinne Schwanken
In die Freiheit der Gedanken)
Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt Euch los vom Augenbl cke;

aber dieses fand ich zu prosaisch und auch nicht anschaulich genug. Mir deucht, daß „Freiheit der Gedanken" auf das Aesthetische als auf das rein Moralische hinweist. Dieses wird durch den Begriff frei vorzugsweise bezeichnet. Strahlenscheibe statt Strahlenkugel**) ist kein Versehen, sondern eine Betrügerei von mir. In dieser Stelle werden zwei ganz verschiedene Sachen als eine dargestellt: die Phasen des Mondes und dann seine nothwendige Verfinsterung auf der Mitternachtsseite, die auch bei dem Vollmonde ist. Hätte ich gesagt — „wird die Strahlenkugel niemals voll?" — so hätte ich nicht von seinen Hörnern sprechen können; ich hätte sagen müssen, „wenn des Mondes eine Halbkugel beleuchtet wird, muß die andere Nacht sein." Aber da quälte mich der Reim zu sehr und ich half mir durch einen Kniff, der freilich nicht

*) Heißt jetzt: das Ideal und das Leben.
**) Ist jetzt weggelassen.

der feinste ist. — Eignet, auf diese Art gebraucht („nur der Körper eignet jenen Mächten, die das dunkle Schicksal flechten"), hat Lessings Autorität für sich. Im „Nathan" sagt er: „Was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet?" — Umarmt den Leuen (Alcid rang mit Hydern und umarmt den Leuen) ist absichtlich; man kann dem Hercules die Arbeit nicht zu schwer machen. (7. Septbr. 1795.

Mit der „Elegie" verglichen, ist das „Reich der Schatten" blos ein Lehrgedicht; wäre der Inhalt des letztern so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinne ein Maximum gewesen. Da man auch in Berlin dieses Gedicht für eine Darstellung des Todtenreiches gehalten, so bin ich auf den Gedanken gerathen, ob man nicht von diesen schiefen Auslegungen Veranlassung nehmen könnte, ein Paar Worte über das Gedicht ins Publicum hineinzusprechen. Es verstände sich, daß man bloß die Sache ruhig vortrüge und alle Anpreisung unterbliebe. Es würde nichts schaden, wenn der Inhalt einer jeden Strophe ordentlich in vernehmlicher Prosa ausgesprochen würde. Von einer solchen „honetten" Motion könnte ich dann selbst Veranlassung nehmen, ein Wort über das Gedicht zu sagen. (29. Novbr. 1795.)

Das „Reich der Schatten" ausgenommen, ist mir **„Natur und Schule"** *) unter meinen Gedichten das Liebste. Die Auflösung soll durch das Herz, aber nicht durch den Verstand verrichtet werden; die Betrachtung, daß der Mensch sich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verlust jenes reinen Zustandes nicht schmerzt und nur an diesem hält der Poet. (7. Septbr. 1795.)

*) Heißt jetzt: der Genius.

Die Einheit von der **Macht des Gesanges** ist einfach die: der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder her. Die letzte Strophe könnte man vielleicht etwas zu schmelzend finden. (8. Septbr. 1795.)

Die **Elegie***) macht mir viel Freude. Unter allen meinen Sachen halte ich sie für diejenige, welche die meiste poetische Bewegung hat und dabei dennoch nach strenger Zweckmäßigkeit fortschreitet. (21. Septbr. 1795.) — Ich will nicht läugnen, daß ich mir auf dieses Stück am meisten zu gut thue und vorzüglich in Rücksicht auf einige Erfahrungen, die ich darüber machte. Mir däucht, das sicherste empirische Criterium von der wahren poetischen Güte eines Productes dieses zu sein, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet als mit diesem. Ich muß oft den Gedanken an das „Reich der Schatten", „die Götter Griechenlands", „die Würde der Frauen" u. s. f. fliehen, auf die „Elegie" besinne ich mich immer mit Vergnügen und mit keinem müßigen, sondern wirklich schöpferischen, denn sie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemeine gute Eindruck dieses Gedichts auf die ungleichsten Gemüther ist ein zweiter Beweis. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darin vorzüglich herrschen, keine Uebung hat, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden. Mein eigenes Dichtertalent hat sich in diesem Gedichte erweitert; noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und

*) Heißt jetzt: der Spaziergang.

geblieben, in keinem hat das Gemüth so sehr als eine Kraft gewirkt. Ich werde deshalb auch alle mir mögliche Sorgfalt an die Vollendung desselben wenden. An dem Ganzen ist nichts mehr zu ändern, es sei denn, daß einige Theile faßlicher verbunden, Einiges besser unterschieden würde. Der Einwurf gegen die zu frühe Einführung der Landstraße ist nicht ungegründet; hier hat die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen, die Landstraße war einmal in der Scene, die meiner Phantasie sich empirisch eingedrückt hatte. Bis da, wo die Betrachtungen über die Corruption beginnen, gehe ich fast immer von einem äußern Object aus. Bei der Corruption war es in der Natur der Sache, daß das Gemüth in sich selbst versinkt und die Einbildungskraft die ganzen Kosten des Gemäldes trägt. Ich gewann dadurch den großen Vortheil, daß nach einer so langen Zerstreuung, während der doch die Reise immer fortgeht, die Natur auf einmal als Wildniß dastehen kann. Für den Versbau will ich noch soviel als möglich zu thun suchen. In manchen Versen soll ein Abschnitt gar nicht gehört werden, weil er so das Bild unterstützen hilft. In dem Verse z. B.:

„Frei mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wiese"

drückt das Sylbenmaß selbst die Weite aus, auf der das Auge dahin gleitet und sich verliert. Den Hexameter

Siehe, da wimmeln von fröhlichem Leben 2c.

soll man ohne Abschnitt lesen. Die wimmelnde Bewegung verstattet keinen Stillstand. Der halbe Hexameter

— ∪ ∪

Doch nur der Ruhm kam zurücke

klingt mir nicht hart, weil der starke Accent auf **Ruhm** das **kam** gar nicht aufkommen läßt. Mir kommt vor, als könnte man es nicht nur entschuldigen, sondern sogar gut

heißen, daß, um gewissen Sylben, auf denen ein Verstandes-Accent liegt, eine größere prosodische Länge zu verschaffen, eine an sich nicht kurze Sylbe neben ihnen kurz gemacht wird; wenigstens muß Ruhm im obigen Vers um so länger gelesen werden, je weniger das kam kurz sein will, und dies ist es gerade, was der Sinn verlangt. (29. Novbr. 1795.)

Im **Mädchen und Herculanum** habe ich meine Manier zu verlassen gesucht und es ist eine gewisse Erweiterung meiner Natur, wenn mir diese Arbeit nicht mißlungen ist. (17. Octbr. 1796.)

Xenien. Den Einfall, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Distichо, zu machen, wie die Xenia des Martial sind, der mir dieser Tage zugekommen ist, müssen wir cultiviren. Wir müssen nur viele machen und die besten aussuchen. (23. Decbr. 1795. Goethe.)

Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen und welcher reichliche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur selbst nicht schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns die Stollbergsche Sippschaft, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschworner Feind, die Leipziger Geschmacksherberge, Thümmel, Göschen als sein Stallmeister. (29. Decbr. 1795.)

Wenn wir etwa einhundert fertig haben, so soll sortirt werden. Man wird erschrecklich darauf schimpfen, aber man wird sehr begierig darnach greifen und an recht guten Einfällen kann es natürlicher Weise unter einer Zahl von hundert nicht fehlen. Ich zweifele, ob man mit einem Bogen Papier, den sie etwa füllen, soviel Menschen zu-

gleich in Bewegung setzen kann, als diese Xenien in Bewegung setzen werden. (4. Jan. 1796.)

Es geht mit diesen kleinen Späßen doch nicht so rasch als man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken dazu benutzen kann, wie bei einer längern Arbeit. Sie wollen sich all ihr Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen lassen. (22. Jan. 1796.)

Wir müssen die guten Freunde in allen ordentlichen Formen verfolgen und selbst das poetische Interesse fordert eine solche Varietät. Ich habe dieser Tage Homer zur Hand genommen und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt. (31. Jan. 1796.)

Die Xenien haben sich nunmehr zu einem wirklich interessanten Product erweitert, das in seiner Art einzig werden dürfte. Goethe und ich werden uns darin absichtlich so in einander verschränken, daß uns Niemand ganz auseinander scheiden und absondern soll. Eine angenehme und zum Theil genialische Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts schonende Satyre, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen sein wird, wird der Character davon sein. Unter 600 thun wir es nicht, aber womöglich steigen wir auf die runde Zahl 1000. Bei aller ungeheuern Verschiedenheit zwischen Goethe und mir wird es manchmal unmöglich sein, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Es ist auch förmlich beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu setzen, sondern es in Ewigkeit darauf beruhen zu lassen. Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt jeder die Xenien ganz abdrucken. (1. Febr. 1796.)

Das Kind, das Goethe und ich mit einander erzeugen, die **Xenien**, wird etwas ungezogen und ein wilder

Bastard sein. Die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen. Das Meiste ist wilde gottlose Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen. Der Plan ist auf tausend zu steigen. Sind wir mit einer raisonabeln Zahl fertig, so wird der Vorrath mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten und jeder wird dann etwas von seiner Manier aufzuopfern suchen, um sich dem Andern mehr anzunähern. (1. Febr. 1796.)

Die Sammlung wächst, daß es eine Lust ist. Es hat mich gefreut, auch mehrere politische darunter zu finden, denn da wir doch zuverlässig an den unsichern Orten confiscirt werden, so sähe ich nicht, warum wir nicht auch von dieser Seite verdienen sollten. (5. Febr. 1796.)

Ich bin sehr dafür, daß wir nichts Criminelles berühren und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichter Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts. (11. Jun. 1796.)

Es ist mir eine angenehme Entdeckung, daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberalen Gemüth gefällig und ergötzlich ist. (23. Octbr. 1796.)

Ich habe einige Reminiscenzen aus einer Reise durch Nordamerika von Thomas Carver und mir ist, als ob sich diese Völkernatur in einem Liede recht artig darstellen ließe. Dazu müßte ich aber jenen Carver noch einmal ansehen. (30. Jun. 1797.) Ich hätte nicht übel Lust, noch vier oder fünf **nadowessische** Lieder nachfolgen zu lassen, um diese Natur, in die ich einmal hineingegangen, durch mehrere Zustände durchzuführen. (7. Jul. 1797.) An dem

nadowessischen Liede findet Humboldt ein Grauen und was er dagegen vorbringt, ist blos von der Rohheit des Stoffes hergenommen. (23. Jul. 1797.) *)

„Purpurne Finsterniß" im **Taucher** ist gar nicht müssig; der Taucher sieht wirklich unter der Glasglocke die Lichter grün und die Schatten purpurfarben. Eben darum laß' ich ihn umgekehrt, wenn er aus der Tiefe heraus ist, das Licht rosigt nennen, weil diese Erscheinung nach einem vorhergegangenen grünlichen Scheine so erfolgt. (21. Jul. 1797.) — („Es wallet und siedet und brauset und zischt" hat sich beim Rheinfall trefflich legitimirt." — Goethe.) Es freut mich, daß meine Beschreibung des Strudels mit dem Phänomen übereinstimmt. Ich habe diese Natur nirgends als etwa bei einer Mühle studiren können, aber weil ich Homers Beschreibung von der Charybde genau studirte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten. (6. Octbr. 1797.)

Ich bin jetzt an mein **Glockengießerlied** gegangen und studire seit gestern in Krünitzens Encyclopädie, wo ich sehr viel profitire. Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen, es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu verarbeiten ist. (7. Jul. 1797.) — Das „Lied von der Glocke" habe ich nicht vornehmen können, noch mögen. (15. Septbr. 1797.) Ich gestehe, daß mir dieses, da es einmal so sein mußte, nicht ganz unlieb ist, denn indem ich diesen Gegenstand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, welches

---

*) Gewiß, die nadow. Todtenklage gehört zu seinen allerbesten Gedichten und ich wollte nur, daß er ein Dutzend in dieser Art gemacht hätte. (Goethe bei Eckermann.)

wirklich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten. (22. Septbr. 1797.) — Ich glaube, daß sich die Glocke recht gut zu einer musikalischen Darstellung qualificire, aber dann müßte man auch wissen, was man will und nicht ins Gelag hineinschmieren. Dem Meister Glockengießer muß ein kräftiger biederer Character gegeben werden, der das Ganze trägt und zusammenhält. Die Musik darf nie die Worte wählen und sich mit kleinlichen Spielereien abgeben, sondern muß nur dem Geist der Poesie im Ganzen folgen. (5. März 1805.)

Der Zufall führte mir ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu, die auch bereits fertig ist, **der Gang zum Eisenhammer**, für mich ein neues Genre, an das ich mich nicht ohne Furcht wagte. Sie sehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindicire, nachdem ich Wasser und Luft bereiset habe. (22. Septbr. 20. Octbr. 1797.)

Die Kraniche des Ibycus. Ich gestehe, daß ich bei näherer Besichtigung des Stoffes mehr Schwierigkeiten fand, als ich anfangs erwartete, indessen deucht mir, daß ich sie größtentheils überwunden. Die zwei Hauptpunkte, auf die es ankam, schienen mir erstlich eine Continuität in die Erzählung zu bringen, welche die rohe Fabel nicht hatte, und zweitens die Stimmung für den Effect zu erzeugen. Die letzte Hand habe ich noch nicht daran legen können, da ich erst gestern Abend fertig geworden. (17. Aug. 1797.)

(Die Kraniche sollten als Zugvögel ein ganzer Schwarm sein, die sowohl über den Ibycus als das Theater wegfliegen. Sie kommen als Naturphänomen und stellen sich neben die Sonne und andere regelmäßige Erscheinungen. Da würde ich nach dem 14. Verse, wo die Erinniyen sich zurückgezogen haben, noch einen Vers einrücken, um die

Gemüthsstimmung im Volke, in welche der Inhalt des Chors sie versetzt, darzustellen und dann den Mörder zwar dumm, roh und laut, aber doch nur dem Kreise der Nachbarn vernehmlich seine gaffende Bemerkung ausrufen lassen. Dadurch entständen zwischen ihm und den nächsten Zuschauern Händel, dadurch würde das Volk aufmerksam 2c. Auch an die Exposition sollten Sie noch einige Verse wenden, z. B. daß Ibycus die Kraniche schon auf der Reise erblickt. — Goethe.)

Was ich von Ihren Winken benutzen kann, geschieht gewiß. Es ist mir bei dieser Gelegenheit wieder recht fühlbar, was eine lebendige Kenntniß auch beim Erfinden so viel thut. Mir sind die Kraniche nur aus wenigen Gleichnissen bekannt und der Mangel einer lebendigen Anschauung ließ mich hier den schönen Gebrauch übersehen, der sich von diesem Naturphänomen machen läßt. Ich werde suchen, den Kranichen, die doch einmal die Schicksalshelden sind, eine größere Breite und Wichtigkeit zu geben. Wie ich den Uebergang zu dem Ausrufe des Mörders anders machen soll, ist mir nicht sogleich klar, obgleich ich fühle, daß hier etwas zu thun ist. (30. Aug. 1797.)

Mit dem Ibycus habe ich wesentliche Veränderungen vorgenommen. Die Exposition ist nicht mehr so dürftig, der Held der Ballade interessirt mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft auch mehr und bemächtigen sich der Aufmerksamkeit genug, um bei ihrer letzten Erscheinung durch das Vorhergehende nicht in Vergessenheit gebracht zu sein. . . Lasse ich den Ausruf des Mörders nur von den nächsten Zuschauern gehört werden und unter diesen eine Bewegung entstehen, die sich dem Ganzen neben ihrer Veranlassung mittheilt, so bürde ich mir ein Detail auf, das mich hier bei so ungeduldig forteilender Erwartung gar zu

sehr aufhält, die Masse schwächt, die Aufmerksamkeit vertheilt. Ins Wunderbare aber soll meine Ausführung nicht gehen, der bloße natürliche Zufall muß die Katastrophe erklären. Dieser Zufall führt den Kranichzug über dem Theater hin, der Mörder ist unter den Zuschauern, das Stück hat ihn zwar eigentlich nicht gerührt und zerknirscht, das ist meine Meinung nicht, aber es hat ihn an seine That, also auch an das, was dabei vorgekommen, erinnert, sein Gemüth ist davon frappirt, die Erscheinung der Kraniche muß also in diesem Augenblick ihn überraschen, er ist ein roher dummer Kerl, über den der momentane Eindruck alle Gewalt hat und der laute Ausruf ist unter diesen Umständen natürlich. Da ich ihn oben sitzend annehme, wo das gemeine Volk seinen Platz hat, so kann er die Kraniche früher sehen, ehe sie über die Mitte des Theaters schweben, dadurch gewinne ich, daß der Ausruf der wirklichen Erscheinung der Kraniche vorhergehen kann, worauf hier viel ankommt und daß also die wirkliche Erscheinung derselben bedeutender wird; ich gewinne zweitens, daß er, wenn er oben ruft, besser gehört werden kann, denn nun ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß ihn das ganze Haus schreien hört, wenn gleich nicht alle seine Worte verstehen... Dem Eindruck selbst, den sein Ausruf macht, habe ich noch eine Strophe gewidmet, aber die wirkliche Entdeckung der That, als Folge des Schreies, wollte ich mit Fleiß nicht umständlicher darstellen, denn sobald nur der Weg zur Auffindung des Mörders geöffnet ist, so ist die Ballade aus; das andere ist nichts mehr für den Poeten. — Ich habe die Ballade an Böttiger gesendet, um von ihm zu erfahren, ob sich nichts darin mit altgriechischen Gebräuchen im Widerspruche befindet. Sobald ich sie zurückerhalte, lege ich die letzte Hand daran. (7. Septbr. 1797.)

Die Trockenheit an den Kranichen des Ibycus und Polykrates mag von dem Gegenstande wohl kaum zu trennen sein, weil die Personen darin nur um der Idee willen da sind und sich als Individuen derselben unterordnen. Ein größeres Leben möchten sie schwerlich vertragen, wenn die Wirkung des Uebersinnlichen nicht verlieren soll. (2. Octbr. 1797.)

Die Bürgschaft hat mir Hyginus zugeführt. Ich bin neugierig, ob ich alle Hauptmotive, die in dem Stoffe liegen, glücklich herausgefunden habe. Es ist dies einer von den Fällen, wo man mit einer großen Deutlichkeit verfahren und beinahe noch Principien erfinden kann. (4. Septbr. 1798.) *)

---

*) Auf einem mir vorliegenden Quartblatte hat Sch. geschrieben:

Als in Sicilien der höchst grausame Tyrann Dionys herrschte und seine Unterthanen qualvoll hinrichten ließ, entschloß sich Möros den Tyrannen zu tödten. Die Trabanten aber, die hiervon Kunde erhalten hatten, überraschten ihn und führten ihn bewaffnet, wie er war, zum König. Im Verhör gestand er, daß seine Absicht gewesen sei, den König zu tödten, und dieser befahl, ihn ans Kreuz zu schlagen. Da erbat sich Möros von ihm einen Urlaub von drei Tagen, um seine Schwester zu verheirathen und versprach dem Tyrannen seinen Freund und Genossen Selinuntius als Bürgen zu stellen, daß er am dritten Tage zurückkäme. Der König gewährte ihm den Urlaub zur Verheirathung der Schwester, eröffnete aber dem Selinuntius, wenn Möros nicht auf den Tag zurückkomme, müsse er die Strafe leiden, Möros aber sei frei. Als dieser nach Verheirathung seiner Schwester zurückkehrte, wuchs der Strom vom plötzlichen Ungewitter und Regen so sehr an, daß er glaubte, weder durchwaden noch durchschwimmen zu können. Er setzte sich daher ans Ufer und fing an zu weinen, daß sein Freund für ihn sterben müßte. Der Tyrann aber befahl inzwischen, den Selinuntius zu kreuzigen, da schon 6 Stunden des dritten Tags vorüber

Der Kampf mit dem Drachen. Es sollte mir lieb sein, wenn ich den christlich-mönchisch-ritterlichen Geist der Handlung richtig getroffen und die disparaten Momente derselben in einem harmonirenden Ganzen vereiniget hätte. Die Erzählung des Ritters ist zwar etwas lang ausgefallen, doch das Detail war nöthig und trennen ließ es sich nicht wohl. (4. Septbr. 1798.)

Graf von Habsburg. Tschudi hat mir diese Anecdote überliefert. *)

---

wären. Selinuntius entgegnete, der Tag sei noch nicht abgelaufen. Als aber 9 Stunden verflossen waren, ließ der König den Selinuntius nach dem Kreuz führen. Indem er nun hingeführt wurde, da holte Möros, der endlich mit Mühe den Strom überwältiget hatte, den Henker ein und rief schon von Weiten: Halt ein, Henker! Da bin ich, für den er gebürgt hat! Der Vorfall wurde schnell dem König hinterbracht; dieser ließ sie vor sich führen, bat sie, daß sie ihn in ihre Freundschaft aufnehmen möchten und schenkte dem Möros das Leben! —

„In der Bürgschaft möchte es physiologisch nicht ganz zu passiren sein, daß Einer, der sich an einem regnigten Tage aus dem Strome gerettet, vor Durst umkommen will, da er noch ganz nasse Kleider haben mag. Aber auch das Wahre abgerechnet, kommt der Phantasie und der Gemüthsstimmung der Durst hier nicht ganz recht." Goethe.

---

*) Schiller hat die betreffende Stelle auf zwei kleinen Octavblättern abgeschrieben, welche mir vorliegen. Es heißt da:

Die Begebenheit von Graf Rudolph v. Habsburg, wie sie von Tschudi in seiner Schweizer Chronik unter dem Jahre 1266 erzählt wird:

„Dero Zeit reit Graf Rudolph v. Habsburg — hernach Künig — mit seine Diener uf's Weid-Werk gen Beitzen und Jagen, und wie er in ein Ouw kam allein mit seinem Pferdt, hört er ein Schellen klingeln. Er reit dem Gellen nach durch das Gestüd, zu erfahrn, was da wäre. Da fand er ein Priester mit dem hochwürdigen Sakrament und sin Meßner, der Im das

Die **Freude** ist meinem jetzigen Gefühle nach durchaus fehlerhaft und ob sie sich gleich durch ein gewisses Feuer der Empfindung empfiehlt, so ist sie doch ein schlech-

---

Gögli vortrug; da stig Graf Rudolph von seinem Pferdt, kniet nieder und tat dem heiligen Sakrament Reverenz. Nun war es an einem Wässerlein und stellt der Priester das Heilig Sakrament nebend sich, fing an sein Schuh abzuziehen und wöllt durch den Bach, der groß uffgangen, gewaten sin, dann der Stäg durch Wachsung des Wassers verrunnen was. Der Graf fragt den Priester „wo er uß wölt", der Priester antwurt: ich trag das Heilig Sakrament zu einem Siechen, der in großer Krankheit ligt und so ich an dieß Wasser kumm, ist der Steg verrunnen, muß also hindurch waten, damit der Kranke nit verkürzt wird. Da hieß Graf Rudolph den Priester mit den hochwürdigen Sakrament uff sein Pferdt sitzen, und damit bis zum Kranken faren, und sin Sach ußrichten, damit der Kranke nit versumbt wird. Bald kam der Diener einer zum Grafen, uff deß Pferdt saß er und fur der Weidung nach. Da nun der Priester wieder heim kam, bracht er selbs Graf Rudolphen das Pferdt wieder mit großer Danksagung der Gnaden und Tugend, die er Im erzeugt. Da sprach Graf Rudolph: das wölt Gott nimmer, daß ich oder keiner meiner diener mit Wüssen das Pferdt überschreite, daß mein Herrn und Schöpfer getragen hat. Dunkt üch, daß das mit Gott und Recht nit haben mögent, so ordnend Ir es zum Gottzdienst. Denn ich habs dem geben, von dem ich Seel, Leib, Eer und Gut zu Lohne hab. Der Priester sprach: Herr, nun wolle Gott Eer und Würdigkeit hie in Zit und dorten ewiglich on üch legen. Am folgenden Morgen reit Rudolph in ein Kloster. Dort sagt Im die Klosterfrau das wird der allmächtig Gott üch und üwer Nachkommen hinwider begaben und söllend fürwar wüssen, daß Ir und üwer Nachkommen in höchste zitliche Eer kommen werdend. Der Priester wird Kaplan des churfürstlichen Erz-Bischofs von Mainz und hat Im und andern Herrn von solcher Tugend, auch von Mannheit des Grafen Rudolph so dick angezeigt, daß sein Nam im ganzen Reich rumwürdig und bekannt ward, daß er hernach zu römischen Künig erwelt wird."

tes Gedicht und bezeichnet eine Stufe der Bildung, die ich durchaus hinter mir lassen mußte, um etwas Ordentliches hervorzubringen. Weil sie aber einem fehlerhaften Geschmack der Zeit entgegenkam, so hat sie die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden. (21. Octbr. 1800.)

Zur Ankunft unserer Erbprinzessin machte ich ein kleines Vorspiel. Es ist das Werk des Moments und im Verlauf einiger Tage ausgedacht, ausgeführt und dargestellt worden. (Huldigung der Künste.) (2. Apr. 1805.)

Musen-Almanach. Mir ist diese Entreprise eine sehr unbedeutende Vermehrung der Last, aber für meine ökonomischen Zwecke desto glücklicher, weil ich sie auch bei einer schwachen Gesundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit sichern kann. (20. Octbr. 1794.)

Auch nicht einmal den Sporn der Finanzen habe ich mehr, um den Almanach fortzusetzen. Wenn man wüßte, welch' unendlichen Saccaden mich dieser Berührungspunkt mit 20—30 Versemachern in den Stunden aussetzte, und wie schwer es hält, bei dem ungeheuern Zudrange des Mittelmäßigen und Schlechten auch nur ein Paar Bogen leidliche Arbeit zu erhalten, man würde mir Glück wünschen, daß ich diese Bürde abgeworfen. Von jetzt an Gottlob habe ich mit keinem schlechtern Poeten mehr zu thun als ich selbst bin und selbst um das Publicum werde ich mich nicht sonderlich mehr zu kümmern brauchen. (9. Aug. 1798.) Die Kälte des Publicums gegen lyrische Poesie und die gleichgiltige Aufnahme meines Almanachs, die er nicht verdient hat, machen mir nicht viel Lust zur Fortsetzung. (21. Aug.) Schon im vorigen Jahre war beschlossen, dies Institut mit dem alten Jahrhundert zu endigen. Leider ist derjenige, welcher jetz inen poetischen

Vereinigungspunkt errichtet nnd die deutschen Musen zusammenruft, in Gefahr, der Zudringlichkeit des Mittelmäßigen und Schlechten zu erliegen. Dieses sowohl als der höhere Reiz dramatischer Arbeiten, die mich beschäftigen, haben mich veranlaßt, die Herausgabe des Almanachs ganz aufzugeben.

Zeitschriften.*)

Die Horen.

Ankündigung. — Unter diesem Titel wird mit dem Anfang des Jahres 1795 eine Monatschrift erscheinen, zu deren Verfertigung eine Gesellschaft bekannter Gelehrten sich vereinigt hat. Sie wird sich über Alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessiren oder was bloß den nicht gelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen sein. Vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich Alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sie der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen; und indem man bemüht sein wird, die Wissenschaft selbst durch den innern Gehalt zu bereichern, hofft man zugleich den Kreis der Leser durch die Form zu erweitern.

Unter der großen Menge von Zeitschriften ähnlichen Inhalts dürfte es vielleicht schwer sein, Gehör zu finden,

*) Die Ankündigung der Thalia s. p. 42.

und, nach so vielen verunglückten Versuchen dieser Art, noch schwerer, sich Glauben zu verschaffen. Ob die Herausgeber der gegenwärtigen Monatschrift gegründetere Hoffnung haben, wird sich am besten aus den Mitteln abnehmen lassen, die man zu Erreichung jenes Zweckes eingeschlagen hat.

Nur der innere Werth einer literarischen Unternehmung ist es, der ihr ein dauerndes Glück bei dem Publicum versichern kann. Auf der andern Seite aber ist es nur dieses Glück, welches ihrem Urheber den Muth und die Kräfte giebt, etwas Beträchtliches auf ihren Werth zu verwenden. Die große Schwierigkeit also ist, daß der Erfolg gewissermaßen schon realisirt sein muß, um den Aufwand, durch den allein er zu realisiren ist, möglich zu machen. Aus diesem Zirkel ist kein anderer Ausweg, als daß ein unternehmender Mann an jenen problematischen Erfolg so viel wage, als etwa nöthig sein dürfte, ihn gewiß zu machen.

Für Zeitschriften dieses Inhalts fehlt es gar nicht an einem zahlreichen Publicum, aber in dieses Publicum theilen sich zu viele einzelne Journale. Würde man die Käufer aller hierher gehörigen Journale zusammenzählen, so würde sich eine Anzahl entdecken lassen, welche hinreichend wäre, auch die kostbarste Unternehmung im Gange zu erhalten. Diese ganze Anzahl nun steht derjenigen Zeitschrift zu Gebot, die alle die Vortheile in sich vereinigt, wodurch jene Schriften im Einzelnen bestehen, ohne den Kaufpreis einer einzelnen unter denselben beträchtlich zu übersteigen.

Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Cultur der Deutschen gekommen, daß

sich Das, was den Besten gefällt, in Jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publicum, und das Werk, an welchem Alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Pub'icum haben. Dadurch aber ist man im Stande, jedem Einzelnen alle die Vortheile anzubieten, die der allerweiteste Kreis der Leser und Käufer einem Autor nur immer verschaffen kann.

Vorwort. Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Zirkel erneuert, und nur allzuoft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tags vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verdienstlich sein, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen, und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas Andres zu gefallen, als wodurch jetzt Alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an Dem, was rein menschlich und über allen Einfluß erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser

dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftfreien Unterhaltung soll sie gewidmet sein, und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen vertraulichen Zirkel schließen, aus welchem Alles verbannt sein wird, was mit einem unreinen Parteigeiste gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den *jetzigen* Weltlauf und auf die *nächsten* Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte und über die kommende Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideal veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln, und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig sein. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege sein mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet sein, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wissenschaft aus-

gehen und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkühr zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheil beider trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen.

Man wird sich, soweit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmack, der das Neue blos um der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Ueberhaupt wird man sich jede Freiheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist.

Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift sein; die drei schwesterlichen Horen, Eunomia, Dike und Irene, werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht, des nämlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet und die Harmonie in der Geisterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugeborne Venus bei ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewanden bekleideten, und so von ihren Händen geschmückt in den Kreis der Unsterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß, und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann,

einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Werth, zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp, und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgottinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind.

Daß die gegenwärtige Zeitschrift des ehrenvollen Namens, den sie an ihrer Stirn führt, sich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können. Was ihm in seiner eigenen Person nicht geziemen würde zu versichern, das erlaubt; er sich als Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft, die zu Herausgabe dieser Schrift sich vereinigt hat. Mit patriotischem Vergnügen sieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und seine Freunde schon seit Jahren beschäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen die vielen Hindernisse, die seiner Ausführung im Wege standen, hat behauptet werden können. Endlich ist es ihm gelungen, mehrere der verdienstvollsten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation, trotz aller Versuche, die von Einzelnen bisher angestellt wurden, noch immer gemangelt hat und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Theilnehmern nöthig sein möchte, um bei einem Werke, das in festgesetzten Zeiten zu erscheinen bestimmt ist, Vortrefflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden. (1794.)

Cotta hatte voriges Jahr nur eben die Kosten wieder und wollte sie auch noch dieses Jahr vegetiren lassen, aber ich sah keine entfernte Möglichkeit, sie fortzusetzen, da es

ganz und gar an Mitarbeitern fehlt, auf die man sich verlassen kann und ich, ohne eigentlichen reellen Geldgewinn, ewige Sorge und kleinliche Geschäfte bei dieser Redaction hatte, wovon ich mich durch einen raschen Entschluß befreien mußte. Sie werden von selbst selig einschlafen. (26. Jan. 1798.)

Dritter Abschnitt.

Urtheile über Personen, Zustände und Schriften.

Goethe.

Goethe wird von vielen Menschen mit einer Art Anbetung genannt und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Alles, was er ist, ist er ganz und er kann, wie Julius Cäsar, Vieles zugleich sein. Nach Herders Behauptung hat er einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens, ist auch rein von allem Intriguengeist und hat wissentlich noch Niemand verfolgt, noch keines Andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit und Verworrenheit. (12. Aug. 1787.)

Goethes Rückkunft aus Italien ist noch ungewiß. Während er dort malt, müssen Andere für ihn wie Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von 1800 Thlrn. und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen. (19. Decbr. 1787.)

Ich bin sehr neugierig auf G.; im Grunde bin ich ihm gut, und es sind Wenige, deren Geist ich so verehre. (27. Jul. 1788.)

Goethe habe ich noch nicht gesehen, aber Grüße sind unter uns gewechselt worden. Er bleibt in Weimar und ich bin ungeduldig, ihn zu sehen. (24. Aug. 1788.) — Heute will ich ihn besuchen. Er ist gar selten allein und ich möchte doch nicht gern blos ihn beobachten, sondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen. Der Herzog ist die Abende fast immer da und den Vormittag belagern ihn Geschäfte. (12. Septbr. 1788.) .. Diesen Tag habe ich endlich beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man von dieser anziehenden und schönen Figur mir beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen und wenn er bei gutem Humor ist, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang. Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander näher rücken. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) soweit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her so anders angelegt als das meinige, seine

Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Die Zeit wird das Weitere lehren. (12. Septbr. 1788.) — Er zeigte viele Theilnahme an dem, was er glaubt, das zu meinem Glücke beitragen könnte. (28. Decbr. 1788.) — Oefters um ihn zu sein, würde mich unglücklich machen; er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung; er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frei zu erhalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben, — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Mir ist er dadurch verhaßt, obgleich ich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir geweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn von Herzen lieben. Die „Götter Griechenlands" hat er sehr günstig beurtheilt, nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif. Ich will ihn mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen. (2. Decbr. 89.)

Mit G. messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit und zu allem diesen einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn

was mir in einem Grade mangelt, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht. (25. Febr. 1789.)

Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich von und über G. geschrieben habe. Ich will mich gern kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nicht mehr, — nach dem Dreißigsten bildet man sich nicht mehr um. (9. März 1789.)

Interessant ist, wie G. Alles in seine eigene Manier kleidet und überraschend zurückgiebt, was er las. Streiten möchte ich aber nicht mit ihm. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz; sie holt zuviel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und er betastet mir zuviel. Aber sein Geist forscht und wirkt nach allen Directionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann. Uebrigens ergeht es ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, fürchte ich, eine Thorheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine gewisse Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause so gut als etablirt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heirathet. Sein Kind soll er sehr lieb haben und er wird sich bereden, daß, wenn er das

Mädchen heirathet, es dem Kinde zu Liebe geschehe. Es könnte mich doch verdrießen, wenn er mit einem solchen Geniestreiche aufhörte. (1. Novbr. 1790.)

In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles weit vollständiger, als die Analysis mühsam sucht und nur weil es als Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann blos zergliedern was ihr gegeben wird, aber das Haben selbst ist nicht Sache des Untersuchenden, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln aber sichern Einflusse reiner Vernunft nach objectiven Gesetzen verbindet. Lange schon habe ich dem Gange Ihres Geistes zugesehen. Sie suchen das Nothwendige in der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn in der Natur gleichsam nach erschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen, — eine große Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in seiner schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden

andern zu beendigen. Wären Sie als Grieche, ja nur als Italiener geboren worden und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationellen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo sich die Seele aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes, Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene, schlechtere Natur nach dem bessern Muster, das Ihr bildender Geist sich schuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders, als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflection zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr, denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und

Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann. So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes. (An Goethe, 23. Aug. 1794.)

Goethe kommt mir nun endlich mit Vertrauen entgegen. Wir haben vor sechs Wochen ein Langes und Breites über Kunst und Kunsttheorie gesprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese Ideen bei G. Wurzel gefaßt und er fühlt nun ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. (1. Septbr. 1794.)

Bei dem, was ich ihm über das 6. Buch des Meister gesagt, habe ich aufs Neue erfahren, daß man ihm sehr viel Wahrheit sagen kann. (21. Aug. 1795.)

Ich finde es ganz erstaunlich, was sein näheres Einwirken auf mich in mir verändert hat, und obgleich an der Art und an dem Vermögen selbst nichts anders gemacht ist, so ist doch eine große Läuterung in mir vorgegangen. (1796.)

Es wird Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die er in mir aufgeregt hat, aber keine einzige, hoff' ich, soll verloren sein. (1797.)

Die Unterhaltung mit ihm hat meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht. Ueber so manches, worüber ich mit mir selbst nicht einig werden konnte, hat die An-

schauung seines Geistes mir ein unerwartetes Licht angesteckt. Mir fehlte das Object, der Körper, zu manchen speculativischen Ideen und er brachte mich auf die Spur derselben. (1797.)

Er gewöhnt mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Practischen und besonders Poetischen eine Unart ist) vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen und führt mich umgekehrt von einzelnen Fällen zum großen Ganzen fort. Der Punkt ist immer klein und eng, von dem er auszugehen pflegt, aber er führt mich ins Weite und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anstatt daß ich auf dem andern Wege, dem ich, mir selber überlassen, so gern folge, immer vom Weiten ins Enge komme und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu sehen als am Anfange. (Jun. 1797.)

Ich kann nie von ihm gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre. Die schönste und fruchtbarste Art, wie ich unsere wechselseitigen Mittheilungen benütze, ist immer diese, daß ich sie unmittelbar auf die gegenwärtige Beschäftigung anwende und gleich productiv gebrauche. (Jul. 1797.)

Während wir Andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohl angewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selbst einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt. (21. Jul. 1797.)

Alexander von Humboldt.

Ueber ihn habe ich noch kein rechtes Urtheil, ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Thätigkeit, wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten. Ich kann ihm keinen Funken eines reinen objectiven Interesse anmerken — und wie sonderbar es auch klingen mag, so finde ich in ihm, bei allem ungeheuern Reichthume des Stoffes, eine Dürftigkeit des Sinnes, die bei dem Gegenstand, den er behandelt, das schlimmste Uebel ist. Es ist der nackte schneidende Verstand, der die Natur, die immer umfaßlich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht. Kurz mir scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein. Er hat keine Einbildungskraft und so fehlt ihm nach meinem Urtheile das nothwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft, denn die Natur muß angeschaut und empfunden werden, in ihren einzelnsten Erscheinungen, wie in ihren höchsten Gesetzen. Er imponirt sehr Vielen und gewinnt in Vergleichung mit seinem Bruder meistens, weil er sich geltend machen kann; aber ich kann sie, dem absoluten Werthe nach, gar nicht mit einander vergleichen, soviel achtungswürdiger ist mir Wilhelm. (6. Aug. 1797.)

Wilhelm von Humboldt. Zum Umgang ist er so recht eigentlich qualificirt: er hat ein seltenes reines Interesse an der Sache, weckt jede schlummernde Idee, nöthiget Einen zur schärfsten Bestimmtheit, verwahrt dabei vor der Einseitigkeit und vergilt jede Mühe, die man anwendet, um sich deutlich zu machen, durch die seltene Geschicklich-

keit, die Gedanken des Andern aufzufassen und zu prüfen. So wohlthätig er aber auch für jeden ist, der einen gewissen Gedankenreichthum mitzutheilen hat, so wohlthätig, ja so höchst nothwendig ist es auch für ihn, von Außen ins Spiel gesetzt zu werden und zu der scharfen Schneide seiner intellectuellen Kräfte einen Stoff zu bekommen, denn er kann nie bilden, immer nur scheiden und combiniren. Es fehlt ihm zu sehr an einer ruhigen und anspruchslosen Empfänglichkeit, die sich dem Gegenstande hingiebt, er ist gleich zu activ und dringt mir zu unruhig auf bestimmte Resultate. (6. Aug. 1797.)

Herder.

Herder hat mir sehr behagt. Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung, auch gesteht er, daß derselbe viel auf seine Bildung zurückgewirkt habe. Wir sprechen erstaunlich viel über diesen. Ich muß ihm sehr fremd sein, denn er fragte mich, ob ich verheirathet sei. Ueberhaupt ging er mit mir um, wie mit einem Menschen, von dem er nichts weiter weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube, er hat nichts von mir gelesen. Er ist erstaunlich höflich und man hat sich wohl in seiner Gegenwart. Er lebt äußerst eingezogen, auch seine Frau. In den Club geht er nicht, weil dort nur gespielt, oder gegessen, oder Tabak geraucht würde; das wäre seine Sache nicht. Wielands Freund scheint er nicht sehr zu sein. Er klagt über viele Geschäfte und daß er zur Schriftstellerei wenig Zeit übrig behalte. Unter allen Weimarschen Gelehrten sei Wieland der Einzige, der seinem Geschmacke und seiner Feder leben könnte. (Jul.

1787.) — Er macht aus schriftstellerischen Menschen nichts, aus Dichtern und dramatischen vollends am allerwenigsten, aus Fremdheit, wie er selbst gesteht, in diesem Fache des Geistes. Er fragte mich, wie ich arbeite und da ich ihm sagte, ich hätte das Unglück während einer weitläufigen poetischen Arbeit mich selbst zu verändern, weil ich noch im Fortschreiten wäre, und also am Ende eines Products anders als bei dessen Anfange zu denken und zu empfinden, so rieth er mir schnelle Brouillons hinzuwerfen und dann erst langsam darin nachzuarbeiten. Er neigt sich sehr zu der Meinung eines wechselseitigen Ineinanderwirkens der Geister nach unbekannten Gesetzen. Er findet das auch bei den Thieren. Auch die Thiere, sagte er, scheinen oft unsere Gedanken zu merken. Ein lebhafter Gedanke in mir könne einem Andern, der mir nahe sei, einen ähnlichen erwecken. Er nennt das eine Art Emanation des Nervengeistes oder was es sonst sei, aus einem Körper in den andern, woraus er die Sympathien und Antipathien, den Zusammenhang der Mutter mit dem Kinde rc. erklärt. So sagte er von sich, daß ihm das erste Zusammenkommen mit einem fremden Menschen ein dunkeles physisches Gefühl erwecke, ob dieser Mensch für ihn tauge oder nicht. Es gäbe Menschen, die ihr Schicksal im Allgemeinen vorher wissen, unter welchen er selbst sei. Er dürfe in der Woche nicht an seine Predigt denken, wenn sie ihm glücken solle; höchstens Freitags oder Sonnabends könne er sich darauf besinnen. (8. Aug. 1787.) (7. Mai 1788.)

Am Sonntage hörte ich ihn zum erstenmale predigen. Der Text war der ungerechte Haushalter, den er mit sehr viel Verstand und Feinheit auseinandersetzte. Die ganze Predigt glich einem Discours, den ein Mensch allein führt, äußerst plan=, volksmäßig, natürlich. Es war weniger

eine Rede als ein vernünftiges Gespräch, ein Satz aus der practischen Philosophie, angewandt auf gewisse Details des bürgerlichen Lebens, Lehren, die man eben so gut in einer Moschee als in einer christlichen Kirche erwarten könnte. Einfach wie sein Inhalt war auch der Vortrag, keine Geberdensprache, kein Spiel mit der Stimme, ein ernster und nüchterner Ausdruck. Es ist nicht zu verkennen, daß er sich seiner Würde bewußt ist. Die Voraussetzung dieses allgemeinen Ansehens giebt ihm Sicherheit und gleichsam Bequemlichkeit, das ist augenscheinlich. Er fühlt sich als einen überlegenen Kopf, von lauter untergeordneten Geschöpfen umgeben. Herders Predigt hat mir besser gefallen als jede andere, die ich in meinem Leben zu hören bekommen, aber ich muß auch gestehen, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt. Eine Predigt ist für den gemeinen Mann; der Mann von Geist, der ihr das Wort redet, ist ein Phantast oder ein Heuchler. (12. Aug. 1787.)

Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil beide stolz, beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst an einander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen sie abgesondert in ihren Etagen und Briefe laufen Treppe auf Treppe ab bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt mit den Worten: „wer das gemacht hat, muß ein Gott sein und auf den kann Niemand zürnen.“ Dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals und die Fehde hat ein Ende. (29. Aug. 1787.)

Vor einiger Zeit hat er einen unverzeihlich dummen Streich gemacht. Er bestieg zum erstenmale die Kanzel

wieder; Alles kam in die Kirche, selbst von Jena aus und war voll Erwartung, — er predigte über sich selbst und in Ausdrücken, die seinen Feinden gewonnenes Spiel über ihn gaben und alle seine Freunde zum Schweigen brachten. Das Te deum wurde gesungen mit einem Text, der auf ihn gemacht war und in den Kirchstühlen vertheilt wurde. Alles ist aufgebracht und hat diese Komödie äußerst anstößig gefunden. Bei der Tafel der Herzogin sprach er vom Hof und von Hofleuten und nannte den Hof einen Grindkopf, die Hofleute aber die Läuse, die sich darauf herumtummeln. (28. Septbr. 1789.)

An seinen Confessionen über die deutsche Literatur verdrießt mich, noch außer der Kälte für das Gute, auch die sonderbare Toleranz gegen das Elende; es kostet ihn ebensowenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eschenburg u. A. zu reden, als von den Bedeutendsten, und auf eine sonderbare Art wirft er die Stollberge und mich, Kosegarten und viele Andere in einen Brei zusammen. Seine Verehrung gegen Kleist, Gerstenberg und Geßner, und überhaupt gegen alles Verstorbene und Vermoderte hält gleichen Schritt gegen das Lebendige. (18. Jun. 1796.)

Er ist eine ganz pathologische Natur und was er schreibt, kommt mir blos vor, wie ein Krankheitsstoff, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft ist, das ist die feige Schlaffheit bei einem innern Trotz und Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische und affectirt das Mittelmäßige zu protegiren. Goethe hat über seinen „Meister" die kränkendsten Dinge hören müssen; gegen Kant und die neuesten Philosophen hat er das größte Gift auf dem Herzen, aber er wagt sich nicht recht heraus, weil er sich vor unangenehmen Wahrheiten fürchtet, und

beißt nur zuweilen Einen in die Waden. Es muß Einen indigniren, daß eine so große außerordentliche Kraft für die gute Sache so ganz verloren geht. (1797.)

Er verfällt zusehends und man möchte sich zuweilen in Ernst fragen, ob Einer, der sich jetzt so unendlich trivial, schwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich gewesen sein kann. (20. Mai 1801.)

Wieland.

Ich besuchte Wieland, zu dem ich durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen gelangte. Sein Aeußeres hat mich überrascht. Was er ist, hätte ich nicht in diesem Gesicht gesucht, doch gewinnt er sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht. Er war sehr bald aufgeweckt, lebhaft, warm. Sehr gerne hört er sich sprechen; seine Unterhaltung ist weitläufig und manchmal bis zur Pedanterie vollständig, wie seine Schriften, sein Vortrag nicht fließend, aber sein Ausdruck bestimmt. Er sagte übrigens viel Alltägliches; hätte mir nicht seine Person, die ich beobachtete, zu thun gegeben, ich hätte oft Langeweile fühlen können. Im Ganzen aber bin ich sehr angenehm bei ihm beschäftiget worden. Man sagte mir nachher, daß er es nicht gewohnt wäre, sobald in den Ton mit einem andern zu entriren und unverkennbare Theilnahme, Wohlwollen und Achtung sprach aus ihm. Er ist hier ziemlich isolirt, wie er mir auch gesagt hat. Er lebt fast nur seinen Schriften und seiner Familie. (Jul. 1787.) — Er hegt von mir große Erwartungen. Mit meinen bisherigen Producten ist er aber übel zufrieden, wie er aufrichtig gesteht, er versichert mir jedoch, daß er nie daran gezweifelt habe, ich könnte und würde ein großer Schrift-

steller werden. Ich habe, sagte er, eine starke Zeichnung, große und weitläufige Compositionen, ein lebhaftes Colorit, aber nicht Correction, Reinheit und Geschmack. Delicatesse und Feinheit vermißt er auch in meinen Producten. Sein Urtheil ist also so ziemlich das meinige. (Jul. 1787.)— Er ist hypochondrisch besorgt für seine Gesundheit, so daß er mitten im heißen Sommer nach zehn Uhr Abends nicht ohne Mantel geht. In seiner Bibliothek wimmelt es von französischen Feenmährchen, Romanen und dergl. Schriften, von englischen Romanen und italienischen Dichtern, an welchen seine Bildung und Schriftstellerei hängen mag. (Jul. 1787.) — Wieland hat noch erstaunlich viel Jugendliches, fast Kindisches. Er hatte sich immer scharf gegen Lavater erklärt; Lavater kam nach Weimar und Wieland küßte ihm die Hand als er in den Wagen stieg, jetzt spricht er wieder mit bitterer Verachtung von ihm. Diese Ungleichheit bezeichnet sein ganzes Wesen, aber sie ist an ihm mehr als an tausend Andern zu verwundern und doch auch zu entschuldigen, denn er hat eine sehr reizbare Empfindung, welche ihn nie zu Grundsätzen gelangen läßt. (Septbr. 1787.) — Aus dem Don Carlos, sagt er, hätte ich drei wichtige Stücke machen können. Er ist überzeugt, daß das Drama mein Fach ist; ich bin es noch nicht. An ihm ist besonders merkwürdig, daß er einen so jugendlichen Geist hat in einem so alten Körper. Er hat eine äußerst gute Frau, häßlich wie die Nacht, aber brav wie Gold und bis zur kindischen Einfalt natürlich und munter. (Octbr. 1787.) — Ich bin zu sehr Weltkind unter seiner Familie, die ganz unerfahrener Natur ist. Ich glaube, Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir seinen Liebling, seine zweite Tochter, nicht abzuschlagen, selbst jetzt nicht, da ich nichts habe. Er hat

eine gar sonderbare Neigung, um Fürsten zu wohnen. Seine Tochter versichert, daß sie vorzüglich der Pracht der Meublirung zuzuschreiben sei, die er in ihren Zimmern finde. Für diese hat er eine ganz besondere Schwäche. Was ihn z. B. an die alte Herzogin attachirt, ist die Freiheit, die er sich erlauben darf, neben ihr auf dem Sopha zu schlafen. (Novbr. 1787.)

Wieland ist beredt und witzig, aber unter die Poeten kann man ihn kaum mit mehr Recht rechnen als Voltaire und Pope. Er gehört in die löbliche Zeit, wo man die Werke des Witzes und des poetischen Genies für gleichbedeutend hielt. Was Einen aber oft irre an ihm macht, das ist seine Deutschheit bei dieser französischen Appretur. Diese Deutschheit macht ihn zuweilen zum ächten Dichter und noch öfters zum alten Weibe und zum Philister. Er ist ein seltsames Mittelding. Uebrigens fehlt es seinen Producten gar nicht an herrlichen poetischen und genialischen Momenten und sein Naturell ist mir noch immer sehr respectabel, wie viel es auch bei seiner Bildung gelitten hat. (Mai 1797.)

Bürger.

Ich habe seine Bekanntschaft gemacht. Sein Aeußeres verspricht wenig; es ist plan und fast gemein; dieser Character seiner Schriften ist in seinem Wesen angegeben; aber ein gerader, ehrlicher Kerl scheint er zu sein, mit dem es sich allenfalls leben ließe. Der Character von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verläugnet sich auch nicht in seinem Umgange und hier wie dort verliert er sich bisweilen ins Platte. Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu sein. Der Frühling seines Geistes ist vorüber und

es ist leider bekannt genug, daß Dichter am frühesten verblühen. Wir haben einander das Wort gegeben, einen kleinen Wettstreit mit einander anzufangen, der darin bestehen soll, daß Bürger aus dem Virgil ein Stück in selbstbeliebigen Metrum übersetzt und ich dasselbe in einem andern. Meine Stanzen will ich denn zuerst an dem Virgil versuchen. (Jul. 1789.)

Die Staël.

Führt mir der Dämon die französische Philosophin hierher, die unter allen lebendigeu Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist. Sie ist aber auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen und wenn sie nicht wirklich interessant wäre, sollte sie mir ganz ruhig hier sitzen. Man kann sich denken, wie eine solche ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Cultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeschleuderte Erscheinung mit unserm deutschen und vollends mit meinem Wesen contrastiren muß. Ich sehe sie oft, und da ich mich noch dazu nicht mit Leichtigkeit im Französischen ausdrücke, so habe ich wirklich harte Stunden. Man muß sie aber ihres schönen Verstandes, selbst ihrer Liberalität und vielseitigen Empfänglichkeit wegen hochschätzen und verehren. — Es ist alles aus einem Stück und kein fremder pathologischer Zug in ihr. Dies macht, daß man sich trotz des immensen Abstandes der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man Alles von ihr hören und ihr Alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In Allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr in Streit und bleibt es trotz allen Re-

dens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser, als ihre Metaphysik und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialen Vermögen. Sie will Alles erklären, einsehen, ausmessen; sie statuirt nichts Dunkeles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Das einzige Lästige ist die ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. (**21.** Decbr. **1803** u. **4.** Jan. **1804.**)

Sie hat mich aufs Neue in meiner Deutschheit bestärkt, so lebhaft sie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unserigen fühlbar macht. Im Philosophiren und im poetischen Sinne haben wir vor den Franzosen einen entschiedenen Schritt voraus, wie viel wir auch in allen andern Stücken neben ihnen verlieren mögen. (**2.** Apr. **1805.**)

Körner.

Er ist kein imposanter Character, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klange überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in der Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und einer solchen in-

stinktartigen Herzensgüte verbindet wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden anderer, und ein ängstliches für sich selbst. Freier als er von Anmaßung ist Niemand, aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihn die so nöthige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben.

Tieck.

Mir hat er gar nicht übel gefallen; sein Ausdruck, ob er gleich keine große Kraft zeigt, ist fein, verständig und bedeutend, auch hat er nichts Kokettes und Unbescheidenes. Ich habe ihm, da er sich einmal mit dem Don Quixote eingelassen, die spanische Literatur sehr empfohlen, die ihm einen geistreichen Stoff zuführen wird und ihm, bei seiner eigenen Neigung zum Phantastischen und Romanischen, zuzusagen scheint. So müßte dieses angenehme Talent fruchtbar und gefällig wirken und in seiner Sphäre sein. (1799.) — Mich macht das ohnmächtige Streben dieser Herren nach dem Höchsten nur verdrießlich und ihre Prätensionen ekeln mich an. Genoveva ist als das Werk eines sich bildenden Genies schätzbar, aber nur als Stufe, denn es ist nichts Gebildetes und voll Geschwätzes, wie alle seine Producte. Es ist schade um dieses Talent, das noch soviel an sich zu thun hätte und schon soviel gethan glaubt; ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm, denn mir däucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle, wohl aber kann das Gewaltsame, Heftige zur Klarheit und die rohe Kraft zur Bildung gelangen. Tieck besitzt übrigens viel literarische Kenntnisse und sein Geist scheint mir wirklich genährter zu

sein, als seine Werke zeigen, wo man das Bedeutende und den Gehalt noch sehr vermißt. (27. Apr. 1801.)

Fichte.

Ich hörte dieser Tage, daß Fichte dem Rudolstädter Fürsten das Ansinnen gethan, ihm in Rudolstadt in einem herrschaftlichen Hause Wohnung zu geben, daß es ihm aber höflich refusirt worden. Es ist doch unbegreiflich, wie bei diesem Freunde eine Unklugheit auf die andere folgt und wie incorrigibel er in seinen Schiefheiten ist. Dem Fürsten, der sich den Teufel um ihn bekümmert, zuzumuthen, daß er ihm durch Einräumung eines Quartiers öffentliche Protection geben und umsonst und um nichts sich bei allen anders denkenden Höfen compromittiren soll! Und was für eine armselige Erleichterung verschaffte ihn wohl ein freies Logis dort, wo er durchaus nicht an seinem Orte wäre! (1799.)

Jean Paul.

Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete, fremd, wie einen, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht. Doch sprach ich ihn nur einmal. (1796.)

Hesperus von Jean Paul. Das ist ein prächtiger Patron, der Hesperus. Er gehört ganz zu dem Tragelaphen-Geschlecht, ist aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune und hat manchmal einen recht tollen Einfall, so daß er eine lustige Lectüre für die langen Nächte ist. (1795.)

Christian Thomasius

zeigt das interessante Loswinden eines Mannes von Geist und Kraft aus der Pedanterie des Zeitalters, und obgleich die Art, wie er es angreift, selbst noch pedantisch genug

ist, so ist er doch seinen Zeitgenossen gegenüber ein philosophischer, ja ein schöner Geist zu nennen. Er erwählte das kräftigste Mittel, die Gegner durch immerfort und schnell wiederholte Streiche zu beunruhigen und schrieb das erste Journal unter dem Titel: Monatliche Gespräche, worin er auf satyrische Art und mit einem satyrischen Kupferstich vor jedem Stücke seinen Gegnern, den Theologen und aristotelischen Philosophen, tapfer zusetzt. Er wagte es, academische Schriften zuerst auch in deutscher Sprache zu schreiben. (1799.)

Homer.

Ich lese ihn mit neuem Vergnügen. Man schwimmt ordentlich in einem poetischen Meere; aus dieser Stimmung fällt man auch in keinem einzigen Puncte und alles ist ideal bei der sinnlichsten Wahrheit. Uebrigens muß Einem, wenn man sich in einige Gesänge hineingelesen hat, der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung nothwendig barbarisch vorkommen, denn die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen und seiner Theile ist eine seiner wirksamsten Schönheiten. (1798.)

Agamemnon

von Äschylos ist eines der schönsten Stücke, die je aus einem Dichterkopfe gegangen sind. (1788.)

Aristoteles.

Ich bin mit dem Aristoteles sehr zufrieden und nicht blos mit ihm, auch mit mir selbst; es begegnet Einem nicht oft, daß man nach Lesung eines solchen nüchternen Kopfes und kalten Gesetzgebers den innern Frieden nicht verliert. Der Aristoteles ist ein wahrer Höllenrichter für Alle, die entweder an der äußern Form sclavisch hängen, oder die über alle Form sich hinwegsetzen. Jene muß er

durch seine Liberalität und seinen Geist in beständige Widersprüche stürzen, denn es ist sichtbar, wie viel mehr ihm um das Wesen, als um alle äußere Form zu thun ist, und diesen muß die Strenge fürchterlich sein, womit er aus der Natur des Gedichts, und des Trauerspiels insbesondere, seine unverrückbare Form ableitet. Jetzt begreife ich erst den schlechten Zustand, in den er die französischen Ausleger und Poeten und Kritiker versetzt hat; auch haben sie sich immer vor ihm gefürchtet wie die Jungen vor dem Stecken. Shakespeare, soviel er gegen ihn wirklich sündiget, würde weit besser mit ihm ausgekommen sein, als die ganze französische Tragödie. Man muß indeß über die Grundbegriffe schon recht klar sein, wenn man ihn mit Nutzen lesen will; kennt man die Sache, die er abhandelt, nicht schon vorläufig gut, so muß es gefährlich sein, bei ihm Rath zu holen. (5. Mai 1797.)

Shakespeare.

Unsere Schaubühne hat noch eine große Eroberung zu machen, von deren Wichtigkeit erst der Erfolg sprechen wird. Shakespeares Timon von Athen ist, soweit ich mich besinnen kann, noch auf keiner deutschen Bühne erschienen und so gewiß ich den Menschen vor allen andern in Shakespeare suche, so gewiß weiß ich im ganzen Shakespeare kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir stände, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen spräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte, als im Timon von Athen. Es ist ein wahres Verdienst um die Kunst, dieser Goldader nachzugraben. (1785.)

Auch bei Shakespeare ist mir (in Jul. Cäsar) recht merkwürdig gewesen, wie er das gemeine Volk mit einer so ungemeinen Großheit behandelt. Hier, bei der Darstellung des Volkscharacters, zwang ihn schon der Stoff,

mehr ein poetisches Abstractum als Individuen im Auge zu haben und darum finde ich ihn hier den Griechen äußerst nah. Wenn man einen zu ängstlichen Begriff von Nachahmung des Wirklichen zu einer solchen Scene mitbringt, so muß einen die Masse und Menge mit ihrer Bedeutungslosigkeit nicht wenig in Verlegenheit bringen, aber mit einem kühnen Griffe nimmt Shakespeare ein Paar Figuren, ich möchte sagen, nur ein Paar Stimmen aus der Masse heraus, läßt sie für das ganze Volk gelten und sie gelten das wirklich, so glücklich hat er gewählt... Es geschähe den Poeten und Künstlern schon dadurch ein großer Dienst, wenn man nur erst ins Klare gebracht hätte, was die Kunst von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen lassen muß. Das Terrain würde lichter und reiner, das Kleine und Unbedeutende verschwände und für das Große würde Platz. Schon in der Behandlung der Geschichte ist dieser Punkt von der größten Wichtigkeit und ich weiß, wie viel der unbestimmte Begriff darüber mir schon zu schaffen gemacht hat. (7. Apr. 1797.)

Ich las die Shakespeare'schen Stücke, die den Krieg der zwei Rosen abhandeln und bin nun nach Beendigung Richards III. mit einem wahren Staunen erfüllt. Es ist dies letzte Stück eine der erhabensten Tragödien, die ich kenne, und ich wüßte nicht, ob selbst ein Shakespeare'sches ihm den Rang streitig machen kann. Die großen Schicksale, angesponnen in den vorhergehenden Stücken, sind darin auf eine wahrhaft große Weise geendiget und nach der erhabensten Idee stellen sie sich neben einander. Daß der Stoff schon alles Weichliche, Schmelzende, Weinerliche ausschließt, kommt dieser hohen Wirkung sehr zu statten; alles ist energisch darin und groß, nichts gemein menschliches stört die reine ästhetische Rührung und es ist gleich-

sam die reine Form des Tragischfurchtbaren, was man genießt. Eine hohe Nemesis wandelt durch das Stück in allen Gestalten, man kommt nicht aus dieser Empfindung heraus vom Anfang bis zu Ende. Zu bewundern ist's, wie der Dichter dem unbehilflichen Stoffe immer die poetische Ausbeute abzugewinnen wußte und wie geschickt er das repräsentirt, was sich nicht repräsentiren läßt, ich meine die Kunst, Symbole zu brauchen, wo die Natur nicht kann dargestellt werden. Kein Shakespeare'sches Stück hat mich so sehr an die griechische Tragödie erinnert. Der Mühe wäre es wahrhaftig werth, diese Suite von acht Stücken mit aller Besonnenheit, deren man jetzt fähig ist, für die Bühne zu behandeln. (28. Novbr. 1797.)

Corneille.

Ich bin über die wirklich enorme Fehlerhaftigkeit seiner Werke, die ich seit zwanzig Jahren rühmen hörte, in Erstaunen gerathen. Handlung, dramatische Organisation, Charactere, Sitten, Sprache, Alles, selbst die Verse, bieten die höchsten Blößen an und die Barbarei einer sich erst bildenden Kunst reicht lange nicht hin sie zu entschuldigen. Denn der falsche Geschmack, den man so oft auch in den geistreichsten Werken findet, wenn sie in einer rohen Zeit entstanden, dieser ist es nicht allein, nicht einmal vorzugsweise, was daran widerwärtig ist. Es ist die Armuth der Erfindung, die Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charactere, die Kälte in den Leidenschaften, die Lahmheit und Steifigkeit im Gange der Handlung und der Mangel an Interesse fast durchaus. Die Weibercharactere sind klägliche Fratzen und ich habe noch nichts als das eigentlich Heroische glücklich behandelt gefunden, doch ist auch dieses an sich nicht sehr reichhaltige Ingredienz einförmig behandelt. Racine ist ohne allen Vergleich dem Vor-

trefflichen viel näher, obgleich er alle Unarten der französischen Manier an sich trägt und im Ganzen etwas schwach ist. (1799.)

Ariosts Rasender Roland.

Ich habe dieser Tage den rasenden Roland wieder gelesen und kann nicht sagen, wie anziehend und erquickend diese Lectüre für mich war. Hier ist Leben und Bewegung, Farbe und Fülle; man wird aus sich heraus ins volle Leben und doch wieder von da zurück in sich selbst hineingeführt; man schwimmt in einem reichen unendlichen Element und wird seines ewigen identischen Ichs los, und existirt eben deswegen mehr, weil man aus sich gewiesen wird. Und doch ist, trotz aller Ueppigkeit, Rastlosigkeit und Ungeduld, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr empfindet als erkennt und an der Stetigkeit und sich selbst erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zustandes wahrnimmt. Freilich darf man hier keine Tiefe suchen, keinen Ernst, aber wir brauchen wahrlich auch die Fläche so nöthig als die Tiefe und für den Ernst sorgt die Vernunft und das Schicksal genug, daß die Phantasie sich nicht damit zu bemengen braucht. (21. Jan. 1802.)

Friedrich der Große.

Ich habe die Histoire de mon Temps gelesen. So glaubwürdig und zuverlässig die Quelle ist, so muß ich dennoch gestehen, daß ihr noch Manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die Voltaire'sche Manier zu beschreiben und mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzuglitschen, ist nicht das Nachahmungswürdigste im historischen Styl. Im Ganzen ist die Ansicht doch nur individuell, freilich in einem großen Kopfe und in einem Kopfe, der sehr wohl unterrichtet ist, aber die Capricen, die den großen Friedrich in seinem handelnden Leben regiert haben, haben

auch seine Feder redlich geleitet. Die Rolle, die er seine Maria Theresia spielen läßt, ist fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Bei aller Mäßigung, die er sich gegen sie aufgelegt zu haben scheint, unterläßt er nie, „sie im Glücke übermüthig zu zeigen." Ich glaube nicht, daß ein feinerer Kunstgriff hätte gewählt werden können, das Interesse für sie zu unterdrücken. Dieser Kunstgriff wird so häufig und mit so viel Ausführlichkeit angewandt, daß die Absicht nicht zu verkennen ist. (26. Jan. 1789.)

Die Liaisons dangereuses sind allerliebst geschrieben. Ein fortreißendes Interesse — feiner und lebhafter Witz — eine musterhafte Leichtigkeit für die Briefgattung — dabei treffende wahre Bemerkungen über Menschen und Sentiment. Ich gestehe, daß ich Weniges mit so vielem Vergnügen gelesen habe. Es ist in der That Schade, daß ein großer Theil der Schönheit des Buchs in dem liegt, was man mit gutem Gewissen nicht allgemein machen kann — denn das Uebrige ist selbst für die Bildung zu empfehlen. Die Briefe der kleinen Volanges z. B. sind eine vortreffliche Schilderung der ersten unschuldigen Liebe. Ich muß es gestehen, daß es mir feine und wirklich edle Gefühle gegeben hat — ich würde vor dem Frauenzimmer nicht erröthen, das mir gestünde, diese Briefe gelesen und vortrefflich gefunden zu haben, — ich würde es nicht, nämlich wenn ich wüßte, daß dieses Frauenzimmer Geist genug hätte, sie ganz zu verstehen. Uebrigens wünschte ich von diesem und ähnlichen Büchern die nachlässig-schöne und geistvolle Schreibart annehmen zu können, die in unserer Sprache fast nicht erreicht wird. (1806.)

Coeur humain dévoilé, p. Retif.

Ich habe das Buch gelesen und mich ungeachtet alles

Widerwärtigen, Platten und Revoltanten sehr daran ergötzt; denn eine so heftig sinnliche Natur ist mir noch nicht vorgekommen und die Mannichfaltigkeit der Gestalten, besonders weiblicher, durch die man geführt wird, das Leben und die Gegenwart der Beschreibung, das Characteristische der Sitten und die Darstellung des französischen Wesens in einer gewissen Volksklasse muß interessiren. Mir, der so wenig Gelegenheit hat, von außen zu schöpfen und die Menschen im Leben zu studiren, hat ein solches Buch einen unschätzbaren Werth. (1798.)

Goethe's Wilhelm Meister.

Ich kann das Gefühl, das mich bei dem Lesen dieser Schrift durchdringt und besitzt, nicht besser als durch eine süße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit ausdrücken. Ich erkläre mir dieses Wohlsein von der durchgängig darin herrschenden ruhigen Klarheit, Glätte und Durchsichtigkeit, die auch nicht das Geringste zurückläßt, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig läßt und die Bewegung desselben nicht weiter treibt als nöthig ist, um ein fröhliches Leben in dem Menschen anzufachen und zu erhalten. (7. Jan. 1795.)

Das Merkwürdigste an dem Totaleindrucke scheint mir dieses zu sein, daß Ernst und Schmerz durchaus wie ein Schattenspiel versinken und der leichte Humor vollkommen darüber Meister wird. (28. Jun. 1796.)

Manchem wird es wunderbar vorkommen, daß ein Roman, der so gar nichts Sansculottisches hat, vielmehr an manchen Stellen der Aristokratie das Wort zu reden scheint, mit drei Heirathen endiget, die alle drei Mißheirathen sind. (5. Jul. 1796.)

Goethe's Hermann und Dorothea.

Der Stoff war für das deutsche Publicum besonders

glücklich, denn er entzückte den deutschen Leser auf seinem eigenen Grund und Boden, in dem Kreise seiner Fähigkeiten und seines Interesses und er entzückte ihn doch wirklich, welches zeigt, daß nicht der Stoff, sondern die Behandlung gewirkt hat. (1798.)

Goethe's Iphigenie.

Ich habe G. Iphigenie aufmerksam gelesen, weil er die Nothwendigkeit fühlt, einiges darin zu ändern. Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht, wie sonst, ob es gleich immer ein seelenvolles Product bleibt. Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stücke zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich, aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und Alles, was ein Werk zu einem ächten dramatischen macht, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei, bei näherem Ansehen aber hat es sich mir auch so bewährt. Durch die allgemeinen hohen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, blos als ein poetisches Geisteswerk betrachtet, wird es in allen Zeiten unschätzbar bleiben. (21. Jan. 1802.)

Lessings Dramaturgie.

Es ist doch gar keine Frage, daß Lessing unter allen Deutschen seiner Zeit über das, was die Kunst betrifft, am klarsten gewesen, am schärfsten und zugleich am liberalsten darüber gedacht und das Wesentliche, worauf es ankommt, am unverrücktesten ins Auge gefaßt hat. Lieset man nur ihn, so möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sei, denn

wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die seinigen stellen? (1799.)

Klopstocks Hermannsschlacht.

Es ist ein kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Product ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die Paar rührenden Situationen, die sie enthält, sind mit einer Gefühllosigkeit und Kälte behandelt, daß man indignirt wird. (1803.)

Lorenz Stark (von Engel)

ist ehemals zu einer Comödie bestimmt gewesen und nun zufälliger Weise in die erzählende Form gegossen worden. Ein ziemlich leichter Ton empfiehlt es, aber es ist mehr die Leichtigkeit des Leeren, als die Leichtigkeit des Schönen. Solchen Geistern, wie Herrn Engel, ist das Platte so gefährlich, wenn sie wahr und naiv sein wollen. Aber die göttliche Plattitude — das ist eben der Empfehlungsbrief. (25. Decbr. 1795.)

Richelieu.

In den Zügen von R's. Leben — sein Ministerium war nicht sein Leben — wird man den unedeln Mann, den tückischen, grausamen, heuchlerischen Priester, den kriechenden, furchtsamen Höfling, den übermüthigen Parvenu und den unglücklichen Menschen erkennen; man wird sich erinnern, daß er ein großer Staatsmann war, daß mit diesen Künsten Nationen und Könige in Fesseln geschlagen worden und — einem Jeden sei es dann überlassen, seine Begriffe und Gefühle von Menschenliebe, von Größe und Tugend, seine sittlichen und politischen Grundsätze zu vermählen und zu ordnen, wie er kann. Wenn es wahr ist, daß die Seele eines Malers im treuesten Gemälde sich zugleich mit dem abgebildeten Gegenstand offenbart, so dür-

fen wir hoffen, daß kein Zweifel übrig bleiben wird, ob Richelieu nicht mehr gewesen sein würde, wenn er besser gewesen wäre. (1791.)

Amalia Elisabeth, Landgräfin von Hessen-Kassel.

Nach Betrachtung der vielen furchtbaren Gemälde des dreißigjährigen Krieges weilt der Forscher mit stillem Vergnügen bei dem schönen Bilde Amaliens Elisabeth, der großen Tochter Philipp Ludwigs II., Grafen von Hanau. Durch eine liebenswürdige Bildung und durch die Grazie ihrer Sitten ist sie die Zierde ihres Geschlechts, durch häusliche Tugenden das Muster eines guten Weibes, durch Weisheit und Standhaftigkeit, durch Verstand und Muth eine große Fürstin.

Mit den Reizen der Jugend geschmückt, wurde sie, im siebenzehnten Jahre ihres Alters, 1619 mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel, Wilhelm V., vermählt, einem Fürsten, den die Geschichte einen Vater und Beschützer der Wissenschaften, einen Vertheidiger der Freiheit und einen Freund Gustav Adolphs nennt. Acht Prinzen und sechs Prinzessinnen waren die Pfänder ihrer Zärtlichkeit und Treue. Unterdessen der Landgraf, in den allgemeinen Krieg verwickelt, an der Spitze seines Heeres fechten mußte, sorgte sie unermüdet für die Erziehung ihrer Kinder, um noch nach ihrem Tode durch ihre Nachkommen den Unterthanen einen Segen zu hinterlassen. Sie hatte ihren Sohn, Wilhelm VI., zu einem vortrefflichen Regenten gebildet, nicht bloß durch Grundsätze, sondern auch durch ihr eigenes Beispiel. Im Jahre 1637, während der Belagerung des Schlosses Stückhausen in Ostfriesland, starb ihr Gemahl in Leer, nicht durch Wunden, sondern nach den Muthmaßungen des Arztes Laurelius durch Gift. In

seinem Testamente legte er den Beweis nieder, wie sehr er den Werth Amaliens kannte: sie wurde darin zur Regentin des Landes und zur Vormünderin seiner Kinder bestimmt. Das Land war am Rande des Unterganges; Amalie und ihre Kinder standen auf dem Punkte, desselben beraubt zu werden. Der Kaiser hatte den verstorbenen Landgrafen in die Acht erklärt; sein Freund, Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt, von einem kaiserlichen Heer unterstützt, sollte diese Achtserklärung in Ausübung bringen und Regent und Vormund werden. Aber Amaliens Klugheit war stärker als die Gewalt des Kaisers. Sie übernahm die Regierung des Landes, erklärte sich zur Vormünderin ihrer Kinder, vertheidigte ihr Land, setzte den Krieg fort, rettete den Staat vom Untergang durch unerschütterliche Standhaftigkeit und regierte ihn dreizehn Jahre mit bewundernswürdiger Weisheit und mit unsterblichem Ruhm. Im Jahr **1650** übergab sie ihrem Sohn die Regierung des Landes, welches sie nicht nur in eine bessere Verfassung gesetzt, sondern auch durch ihre Staatsklugheit vermehrt und dessen Besitz im westphälischen Frieden für ihre Nachkommen befestiget hatte. Dann widmete sie ihr Leben der Stille und der Ausübung ihrer Religion. Sie starb **1651**.

Wenn man alle Züge dieser großen und schönen Seele einzeln betrachtet hat und sich dann dem Eindruck des Ganzen überläßt, so fühlt man sich von Liebe und Bewunderung durchdrungen. So einnehmende und feine Sitten, deren Zauber selbst dem Corps diplomatique beim westphälischen Friedenscongreß unwiderstehlich war, sind selten mit so hohem Muthe und so heldenmüthigem Geiste vereinigt; die bescheidene häusliche Tugend kommt selten neben hohen Heldentugenden empor; das Band der Freund-

schaft löset die Staatspolitik auf; durch die Sorge der Regierung wird die Aufmerksamkeit der Regenten auf die Veredelung und das Glück ihres Herzens gewöhnlich erstickt. Amalia Elisabeth, an die Grazie des Lebens gewöhnt, übernimmt die Vertheidigung ihres Landes gegen mächtige Feinde vermittelst des Schwerts und der Politik. Sie ist Mutter ihrer Unterrthanen und Mutter ihrer Kinder. In den größten Bedrängnissen bleibt sie ihren Bundesgenossen, den Schweden, treu. Sie rettet ihre Länder von dem Untergange, wird, ungeachtet eines verwüstenden Krieges, Schöpferin des hessen-kasselischen Staates, wie er noch in unserm Zeitalter besteht, und beschützt aus Ueberzeugung ihres Werthes eine aufgeklärte Religion, der ihr ganzes Herz gewidmet war. Von ihren Unterthanen angebetet, von ganz Europa bewundert, steigt sie, ohne von diesem Glanz geblendet, ohne von Eitelkeit und Ehrgeiz gefesselt zu sein, sobald es die Umstände erlauben, von ihrem Fürstensitz hernieder, um mit gesammeltem Gemüth und mit ruhigem Geiste der Stille des Grabes entgegen zu gehen.

So war Amalia Elisabeth die größte Fürstin ihrer Zeit, von keiner Fürstin der Nachwelt übertroffen, vielleicht von wenigen erreicht.

Dreißigjähriger Krieg.

Die Epoche des dreißigjährigen Krieges war arm an eigentlicher Menschengröße. Fälschlich hat man hier die Stimme der Empfindung von der Sache der Vernunft ausschließen wollen; Menschengröße und Menschenglück wandeln nicht so abgesondert, als es die Bewunderer jener Generationen zu glauben scheinen. Gustav Adolph allein fühlte den Krieg als Mensch, beschloß ihn als König und führte ihn als Held. Aber der Krieg zehrte seine kurze Lauf-

bahn auf und das Schicksal vergönnte der Menschheit den ganzen Anblick seiner Größe nicht. Einen desto unbegränzteren Wirkungskreis ließ es dafür einem Religionseifer, der, hinter bürgerliche Rechte und politische Constitutionen, hinter wechselseitige Klagen über Eigenthumsverletzungen versteckt, nicht weniger gefährlich, nicht weniger wüthend war; einer Politik, die durch ihre Mittel selbst, Verwirrung und Zerstörung, ihrer Absichten nie sicher blieb; einer Sucht nach Vergrößerung und Unterjochung, die, seitdem sie mehr in den Cabinetten der Fürsten sich fortpflanzte, als in ihrem Geiste aufstieg, die Kennzeichen der Schwäche und Hartnäckigkeit angenommen hatte. Durch diese unnatürlichen Triebfedern wurden freilich übermenschliche Kräfte in Bewegung gesetzt, um der tiefen Erschöpfung, dem allgemeinen Lechzen nach Ruhe und Frieden zu trotzen. Große Talente traten auf, um jenem bis zur Convenienz herabgesunkenen Ehrgeiz zu fröhnen oder zu widerstehen und in der langwierigen Uebung nahmen sie an Umfang und Stärke beträchtlich zu. Aber so gewiß der Vertrag zwischen den Fürsten und den Völkern nicht Selbstzerstörung zum Zweck hat, so gewiß gebührt der höchsten Anstrengung der Sclaverei mehr Mitleid als Bewunderung, und durch die Verkettung von entarteten Trieben und Leidenschaften, die diesen Krieg so unnatürlich verlängerten, ging in der Anstrengung selbst überhaupt, und meistens in dem Zweck derselben, die Größe verloren.

Laokoon.

Der Anblick überwältigt alle Beschreibungskraft. Dieser hohe Schmerz im Auge, in den Lippen, die emporgetriebene arbeitende Brust — ein Augenblick, ein Zustand, wo die Natur selbst sich so gern vergißt, so gern ins Gräßliche ausartet, bei aller Wahrheit so angenehm, bei aller

Treue so delicat behandelt, daß sich das verwöhnteste Auge mit Trunkenheit darauf heften kann. Und wie schmelzend wird dann die ganze Idee durch die untergeordneten Figuren der hülflosen Kinder, welche durch die schreckliche Schlange an den Vater gepreßt werden. Der Ausdruck der Leidenschaft und die ganze Gruppirung lassen dem forschenden Auge nichts mehr zu beobachten übrig — und nun vertilge in Gedanken diesen ganzen Ausdruck des Leidens, denke dir eben diese Figuren außer dem gewaltsamen Zustande des Affects, und noch immer werden sie Muster der höchsten Wahrheit und Schönheit sein. Der griechische Künstler hat nichts aufgeopfert. Die unbeschreibliche Harmonie der Gruppe kostet uns auch nicht das leiseste Mißfallen über vernachlässigte Theile in den beiden Knaben. So schuf das Alterthum.

Der vatikanische Apoll.

Zwei Blicke auf denselben sind genug, dir mit entscheidender Gewißheit zu sagen, du stehest vor einem Unsterblichen. Die reizende Jünglingsfigur, die sich eben jetzt in den Mann verliert, Leichtigkeit, Freiheit, Rundung und die reinste Harmonie aller Theile zu einem unnachahmlichen Ganzen erklären ihn zu dem ersten der Sterblichen, Kopf und Hals verrathen den Gott. Diese himmlische Mischung von Freundlichkeit und Strenge, von Liebenswürdigkeit und Ernst, Majestät und Milde kann keinen Sohn der Erde bezeichnen. Die hochgewölbte Brust ist nach dem übereinstimmenden Gefühl aller Künstler die vollkommenste, die je ein Meisel geschaffen hat; Schenkel und Füße ein Muster der edelsten Schönheit. Den geübten Zeichner wird es ermüden, die herrlichen Formen, die durch contrastirende Schlangenlinien in einander schmelzen, nur für das Auge nachzuahmen; denn der griechische Meister hat eben so de-

licat für das Gefühl gearbeitet; das Auge erkennt die Schönheit, das Gefühl die Wahrheit. Die letztere ist der ersteren untergeordnet, und obgleich kein Muskel vergessen ist, so hat doch der Künstler die feineren Nüancen dem Gefühle entzogen und der Berührung vorbehalten. Die Statue schwebt — alle Muskeln wirken aufwärts und scheinen sie sichtbar emporzutragen. Der Künstler ergriff den Augenblick, wo der zürnende Gott auf den Drachen Python einen Pfeil abgeschossen hatte. Der rechte Arm fliegt eben vom Bogen zurück, der linke behält noch einige Härte und Spannung. — Im Auge ist hoher Unwille und feste Zielung, in der hervortretenden Unterlippe Verachtung des Ungeheuers, in dem schlank gestreckten Halse Triumph und göttliche Ehre.

„Das ist Phöbus, welchen die Götter im Hause Kronions
Fürchten, dem sie sich alle von ihren Sitzen erheben,
Wenn er sich naht, und wenn er spannt den strahlenden Bogen."

Homers Hymnus.

Ein Torso.

Hier stehe ich vor dem berühmten Rumpfe, den man aus den Trümmern des alten Roms einst hervorgrub. In dieser zerschmetterten Steinmasse liegt unergründliche Betrachtung. — Dieser Torso erzählt mir, daß vor zwei Jahrtausenden ein großer Mensch da gewesen, der so etwas schaffen konnte — daß ein Volk da gewesen, das einem Künstler, der so etwas schuf, Ideale gab — daß dieses Volk an Wahrheit und Schönheit glaubte, weil einer aus seiner Mitte Wahrheit und Schönheit fühlte — daß dieses Volk edel gewesen, weil Tugend und Schönheit nur Schwestern der nämlichen Mutter sind. — So habe ich Griechenland in dem Torso geahnet. — Unterdessen wanderte die Welt durch tausend Verwandlungen und Formen. Throne stiegen — stürzten ein. Festes Land trat aus den Was-

sern — Länder wurden Meer. Barbaren schmolzen zu Menschen. Menschen verwilderten zu Barbaren. Der milde Himmelsstrich des Peloponnes entartete mit seinen Bewohnern — wo einst die Grazien hüpften, die Anakreone scherzten und Sokrates für seine Weisheit starb, weiden jetzt Ottomanen — und doch lebt jene goldene Zeit noch in diesem Apoll, dieser Niobe, diesem Antinous, und dieser Rumpf liegt da — unerreicht — unvertilgbar — eine unwidersprechliche ewige Urkunde des göttlichen Griechenlands, eine Ausforderung dieses Volkes an alle Völker der Erde.

Die griechische Weiblichkeit und das Verhältniß beider Geschlechter zu einander bei diesem Volk, sowie beides bei den Poeten erscheint, ist doch immer sehr wenig ästhetisch und im Ganzen immer geistleer. Im Homer kenne ich keine schöne Weiblichkeit, denn die bloße Naivetät in der Darstellung macht es noch nicht aus. Seine Nausikaa ist blos ein naives Landmädchen, seine Penelope eine kluge und treue Hausfrau, seine Helena blos eine leichtsinnige Frau, die ohne Herzenszartheit von einem Menelaus zu einem Paris überging und sich auch, die Furcht vor der Strafe abgerechnet, nichts daraus machte, jenen wieder gegen diesen einzutauschen. Und dann die Circe, die Calypso! Die olympischen Frauen im Homer sind mir noch weniger weiblich schön. Daß die bildende Kunst schöne Weiber hervorbrachte, beweiset nichts für eine schöne innere und äußere Weiblichkeit in der Natur. In den Tragikern finde ich wieder keine schöne Weiblichkeit und ebensowenig eine schöne Liebe. Die Mutter, die Töchter, die Ehefrauen sieht man wohl und überhaupt alle dem bloßen Geschlechte anhängigen Gestalten, aber die Selbstständigkeit der reinen menschlichen Natur sehe ich mit der Eigenthümlichkeit des

Geschlechts nirgends vereiniget. Wo Selbstständigkeit ist, da fehlt die Weiblichkeit, wenigstens die schöne. Von der Sapho kenne ich nur ein Stück, aber das ist sehr sinnlich. Hinter den pythagorischen Frauen dürfte mehr stecken; hier scheint mir etwas Sentimentalisches im Spiele zu sein und von diesen war wenigstens Geistigkeit zu erwarten, die in den andern entweder das Materielle überwiegt oder das Moralische ist nicht weiblich, wie z. B. der spartanische Bürgergeist und die Vaterlandsliebe. Im ganzen griechischen Alterthume giebt es keine poetische Darstellung schöner Weiblichkeit, die nur von ferne an die Sacontala und an einige moderne Gemälde in dieser Gattung reicht. Goethes Iphigenie, seine Elisabeth im Götz nähert sich den griechischen Frauen, aber sonst keine von seinen edlen weiblichen Figuren, und selbst seine schöne Seele ist mir lieber. Auch Shakespeares Julie, Fieldings Sophie Western und andere übertreffen jede schöne Weiblichkeit im Alterthume weit. (15. Decbr. 1795.)

Poetische Production.

Es ist jetzt ein so kläglicher Zustand in der ganzen Poesie der Deutschen und Ausländer, daß alle Liebe und aller Glaube dazu gehört, um noch an ein Weiterstreben zu denken und auf eine bessere Zeit zu hoffen. An ein Zusammenhalten zu einem guten Werke ist nicht zu denken; jeder steht für sich und muß sich seiner Haut, wie im Naturzustande, wehren. (17. Jan. 1803.)

Siehe auf S. 160 u. 161.

Die Schweizer.

Ich mache den Schweizern die Tapferkeit und den Heldenmuth nicht streitig, danke aber dem Himmel, daß

ich unter Menschen lebe, die einer so großen Handlung wie die That des Winkelried ist, nicht fähig sind. Ohne das, was die Franzosen ferocité nennen, kann man einen solchen Heldenmuth nicht äußern, die Heftigkeiten, deren der Mensch in einem Zustande roher Begeisterung fähig ist, kann man der Gattung blos als Kraft, dem Einzelnen nicht wohl als Größe anrechnen. (26. März 1789.)

Sachsen und Dresden.

Die Kursachsen sind nicht die liebenswürdigsten von unsern Landsleuten und die Dresdner vollends ein seichtes, zusammengeschrumpftes, unleidliches Volk, bei dem es Einem nie wohl wird. Sie schleppen sich in eigennützigen Verhältnissen herum und der volle freie Mensch geht unter dem hungerigen Staatsbürger ganz verloren, wenn er anders je dagewesen ist. Zuweilen begegnet man einem verstümmelten Abdruck oder vielmehr einer Ruine, die ehemals Geist und Herz beseelte; aber die fatalen Verhältnisse haben beides zertreten und verheert, so daß man, um das Gleichniß fortzuführen, nur noch aus einer stehengebliebenen Säule den Geist des Meisters und die Ordnung erkennt, in der das Gebäude aufgeführt worden. (1788.)

Der Graf Lamoral von Egmont.*)

Das Andenken des durch die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen und durch sein unglückliches Ende in der niederländischen Geschichte so merkwürdigen Grafen von Egmont, des ersten wichtigen Schlachtopfers, welches unter Alba's blutiger Verwaltung für die niederländische Freiheit gefallen, ist durch das Trauerspiel dieses Namens neuerdings wieder aufgefrischt worden. Ein historisches Detail seiner Geschichte, aus glaubwürdigen Quellen geschöpft, dürfte manchen Leser vielleicht interessiren, und Dies um so mehr, da das öffentliche Leben dieses Mannes in die Geschichte seines Volkes aufs Genaueste eingreift.

Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, wurde im Jahre 1523 geboren. Sein Vater war Johann von Egmont, Kammerherr in Diensten des Kaisers, seine Mutter Franziska, eine Prinzessin von Luxemburg. Sein Geschlecht, eines der edelsten in den Niederlanden, schrieb sich von den Herzogen von Geldern her, die ihre Unabhängigkeit lange Zeit gegen das burgundische und österreichische Haus behauptet, endlich aber der Uebermacht Karls V. hatten unterliegen müssen; ja es leitete seinen Ursprung bis zu den alten friesischen Königen hinauf. Noch sehr jung trat Lamoral von Egmont in die Kriegsdienste des Kaisers und bildete sich in den französischen Kriegen dieses Monarchen zum künftigen Helden. Im Jahr 1544 vermählte er sich auf dem Reichstage zu Speier und im Beisein des Kaisers mit Sabina, Pfalzgräfin von Baiern, einer Schwester Jo-

*) Thalia, 2 Bd. 8. Heft. Dort geht dies der „Hinrichtung Egmonts und Hoorns" vorher, welche Schilderung Schiller allein in seine Werke aufgenommen hat.

hanns, Kurfürsten von der Pfalz, die ihm drei Prinzen und acht Prinzessinnen gebar. Zwei Jahre darauf wurde er auf einem Kapitel, das der Kaiser zu Utrecht hielt, zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen.

Der französische Krieg, welcher im Jahr 1557 unter Philipp II. wieder ausbrach, öffnete dem Grafen von Egmont die Bahn zum Ruhm. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, der die vereinigte englisch-spanische und niederländische Armee als Generalissimus befehligte, hatte St. Quentin in der Picardie berennt, und der Connetable von Frankreich rückte mit einem Heere von 30,000 Mann und dem Kern des französischen Adels herbei, diese Stadt zu entsetzen. Ein tiefer Morast trennt die beiden Heere. Es gelang dem französischen Feldherrn, nachdem er das Lager des Herzogs von Savoyen beschossen und diesen genöthigt hatte, seine Stellung zu verlassen, einige hundert Mann in die Stadt zu werfen. Weil die spanische Armee aber gegen 60,000 Mann und also noch einmal so stark war als die seinige, so begnügte sich der Connetable, die Besatzung von St. Quentin verstärkt zu haben, in welche sich auch der Admiral Coligny zur Nachtzeit geworfen, und schickte sich deswegen zum Abzug an. Aber eben Dies fürchtete man im spanischen Kriegsrath, der in Egmonts Lager gehalten wurde. Egmont, den seine natürliche Herzhaftigkeit hinriß und die schwächere Anzahl des Feindes noch muthiger machte, stimmte hitzig dafür, den Feind anzugreifen und eine Schlacht zu wagen.

Diese Meinung, obgleich von Vielen bestritten, behielt die Oberhand. Am 10. August, als am Tage des Laurentius, führte der Herzog die Armee durch einen engen Paß, der von den Feinden nur schlecht besetzt war und sogleich verlassen wurde; Egmont mit seinen leichten Rei-

tern voran, ihm folgte der Graf von Hoorn mit tausend schweren Reitern, diesem die deutsche Reiterei zu zweitausend Pferden, unter Anführung der Herzoge Erich und Heinrich von Braunschweig; der Herzog von Savoyen selbst schloß mit dem Fußvolke. Die französische Armee war schon im Abzuge begriffen, Egmonts Reiterei folgte ihr aber so hitzig, daß sie sie drei Meilen von St. Quentin noch erreichte. Die Niederländer brachen mit solchem Ungestüm von allen Seiten in den Feind, daß sie seine vordersten Glieder niederwarfen, die Schlachtordnung trennten und das ganze Heer in die Flucht schlugen. Dreitausend Franzosen blieben auf dem Platze, der Herzog von Bourbon wurde erschossen, und außer dem Connetable, der verwundet vom Pferde geworfen und mit seinen zwei Söhnen gefangen wurde, kamen noch mehrere aus dem ersten französischen Adel in des Siegers Gewalt. Das ganze Lager wurde erobert und eine große Anzahl Gefangener gemacht. Um diesen herrlichen Sieg, dem die Einnahme von St. Quentin auf dem Fuße folgte, hatte Egmont das doppelte Verdienst, daß er zur Schlacht gerathen und daß er sie größtentheils selbst gewonnen hatte.

Bald veränderte die Zurückberufung des Herzogs von Guise aus Italien das Kriegsglück und brachte die Waffen der Franzosen wieder empor. Calais wurde durch ihn den Engländern entrissen, eine französische Armee verheerte Luxemburg, Flandern wurde durch den Marschall von Thermes beunruhigt. Diesem letztern schickte Philipp den Grafen von Egmont, an der Spitze von zwölftausend Mann Fußvolk und zweitausend Pferden, entgegen. Der Marschall wollte sich, nachdem er Dünkirchen verbrannt hatte, längs der Küste nach Calais zurückziehen, als ihn Egmont am 13. Juli 1558, eben als er den

kleinen Fluß Ha bei Gravelingen passiren wollte, überfiel. Die Franzosen, bei zehntausend Mann zu Fuß und fünfzehnhundert zu Pferde stark, empfingen ihn in Schlachtordnung mit einem mörderischen Feuer, daß gleich beim ersten Angriff sein Pferd unter ihm erschossen wurde. Nichts desto weniger drang er wüthend ein, und weil die breite sandige Ebene den Kampf begünstigte, erhub sich ein verzweifeltes Gefecht, wo Hand gegen Hand und Pferd gegen Pferd stritt, desgleichen man in neuern Zeiten wenig Beispiele erlebte. Eine ziemlich lange Zeit blieb der Sieg zwischen diesen beiden gleich tapfern und versuchten Heeren zweifelhaft, bis er endlich durch einen glücklichen Zufall für die Niederländer entschieden wurde.

Der Schall des Geschützes hatte einige englische Schiffe, welche die Königin Maria an dieser Küste kreuzen ließ, um den Paß zwischen Dünkirchen und Calais zu reinigen, herbeigezogen, welche, da es meistens kleine Fahrzeuge waren, nahe genug am Lande anlegten, um einen Flügel der Franzosen mit dem großen Geschütze noch zu erreichen. So klein der Schaden war, den sie anrichteten, da ihre allzugroße Entfernung die Wirkung ihres Geschützes beinahe ganz unkräftig machte, und dieses Freund und Feind ohne Unterschied traf, so bestürzte doch ihre unvermuthete Dazwischenkunft die eine Partei und erhob den Muth der andern. Graf Egmont, dem Dieses nicht entging, ließ seine deutschen Reiter der französischen Cavallerie unversehens hinter den Sandbergen hervor in die Flanke fallen und brachte diese dadurch etwas zum Weichen; worauf die burgundische Reiterei heftiger eindrang, die Schlachtordnung trennte und unter dem Fußvolk die Unordnung allgemein machte. Fünfzehnhundert blieben auf dem Platze, außer Denen, welche sich durch Schwimmen zu retten such-

ten und von den Engländern untergetaucht wurden. Von Thermes und seine besten Officiere, alle verwundet, mußten sich ergeben; Fahnen, Geschütz, nebst der ganzen bisher gemachten Beute, kamen in die Hände des Siegers. Ein weit elenderes Schicksal erwartete Die, welche dem Treffen entkommen waren und den flämischen Bauern in die Hände fielen. Diese durch Einäscherung und Ausplünderung ihrer Dörfer gegen die Franzosen in die äußerste Wuth gebracht, fielen nun mit mörderischem Grimm über die wehrlosen Flüchtlinge her; die Weiber selbst, erzählt Strada, stellten ihnen durch das ganze Land bandenweise nach, zerfleischten sie mit Nägeln, oder schlugen sie langsam mit Prügeln zu Tode, daß von Allen, die Dünkirchen verbrannt hatten, fast kein Einziger entkam. Zweihundert, welche die Engländer lebendig in die Hände bekamen, schickten sie ihrer Königin nach London, ihren Antheil an dem Siege dadurch außer Zweifel zu setzen. Von den Niederländern wurden nicht vierhundert Todte gezählt. Die schleunige Wiedereroberung der verlorenen Städte war die erste Frucht dieses glorreichen Sieges, in welchem Egmont das Verdienst eines Feldherrn mit der Bravour eines gemeinen Soldaten vereinigt hatte.

Die Niederlagen bei St. Quentin und Gravelingen machten Heinrich II. sehr zum Frieden geneigt, welcher auch das Jahr darauf, 1559, zu Chateau Cambresis geschlossen wurde. Die niederländische Reiterei hatte sich in diesem Kriege besonders namhaft gemacht, und aller Ruhm häufte sich auf den Grafen von Egmont, der sie angeführt hatte. Die flandrischen Städte, die sich vom Ungemach des Kriegs, dessen Schauplatz sie gewesen waren, in einem blühenden Frieden wieder erholten, fühlten sich für diese Wohlthat dem Grafen von Egmont besonders

verpflichtet, dessen Tapferkeit ihn dem Feinde abgedrungen hatte. Sein Name war in Jedermanns Munde, und die allgemeine Stimme erklärte ihn zum Helden seiner Zeit. Philipp II. selbst vergab seinem spanischen Stolze soviel, daß er sich öffentlich für seinen Schuldner bekannte, und sich dieser Verbindlichkeit auf eine würdige Art zu entledigen versprach.

Bald nach geschlossenem Frieden machte der König Anstalt, die Niederlande zu verlassen und in seine ihm so theuren spanischen Staaten zurückzukehren. Eine der wichtigsten Angelegenheiten, die er noch vor seiner Abreise nach Spanien ins Reine bringen wollte, war die Besetzung der Statthalterschaft, welche nach der Abreise des Herzogs von Savoyen nach Italien jetzt erledigt stand. Unter den Prätendenten, welche zu diesem wichtigen Posten in Vorschlag kamen, stand Graf Egmont mit Wilhelm I., Prinzen von Oranien, oben an, und die Wünsche der Nation blieben zweifelhaft zwischen diesen beiden. Aber Philipp, der es nicht für rathsam hielt, eine so große Gewalt in die Hände eines Volksfreundes zu geben, und der überdem, so sehr er den Grafen von Egmont als einen braven Soldaten schätzte, die feine Staatskunst bei ihm vermißte, die zu einem solchen Posten erforderlich war, in die Rechtgläubigkeit und Treue des Prinzen von Oranien aber ein nicht ganz ungegründetes Mißtrauen setzte, überging beide und rief seine natürliche Schwester, die Herzogin Margaretha von Parma, aus Italien, die Niederlande während seiner Abwesenheit zu verwalten. Den Grafen von Egmont suchte er durch die zwei einträglichen Statthalterschaften über Artois und Flandern, den Prinzen vou Oranien durch drei andere über Holland, Seeland und Utrecht zufrieden zu stellen. Aber so glänzend diese

Belohnung war, und so sehr sie alle Diejenigen übertraf, welche dem übrigen hohen Adel zu Theil wurden, so konnte sie doch den Ehrgeiz zweier Männer nicht sättigen, die ihre Erwartungen auf etwas Höheres gerichtet hatten, und Philipp hatte durch diesen glänzenden Vorzug nur den Samen zu künftiger Empörung bei ihnen ausgestreut.

Dennoch würde sich ihre Ehrbegierde über diese fehlgeschlagene Erwartung noch endlich beruhigt haben, da es die Schwester ihres Königs war, der sie nachgesetzt wurden und eine weibliche Regierung ihnen zu dem wichtigsten Antheil an der Gewalt Hoffnung machte. Aber auch diese Hoffnung wurde ihnen durch die Einführung des Bischofs von Arras, nachherigen Cardinals Granvella, in das Ministerium, abgeschnitten, den der König seiner Schwester als geheimen Rath an die Seite setzte und mit einer eben so verhaßten als ordnungswidrigen Gewalt bekleidete. Schon seine dunkle Geburt, denn sein Großvater war ein Eisenschmied gewesen, mußte den auf seine Vorzüge äußerst stolzen niederländischen Adel wider die Erhebung dieses Prälaten aufbringen. Aber dieser Unwille war um so gerechter und heftiger, da Granvella kein Eingeborner war und die Constitution der Niederlande ausdrücklich alle Ausländer von allen Bedienungen ausschließt. Die Rolle, welche dieser Mann unter der vorigen Regierung in Deutschland gespielt hatte, trug eben nicht dazu bei, ihm das Herz der Niederländer im Voraus zu gewinnen. Sein gesetzwidriges Verfahren im Staatsrathe zu Brüssel, die Herrschsucht, womit er alle Privilegien der Provinzen mit Füßen trat, seine Habsucht, seine üppige Lebensart, sein hochfahrendes Wesen, der Druck, worunter er den hohen Adel hielt und das geringschätzige Betragen, das er gegen verschiedene von den Großen affectirte, brachte die

Erbitterung gegen ihn aufs Höchste und reizte den größten Theil unter ihnen an, sich gegen diesen gemeinschaftlichen Feind zu verbinden.

Die Einsetzung von dreizehn neuen Bisthümern, ein Werk dieses Ministers, brachte bald die gesammte niederländische Nation gegen ihn in Harnisch. Außerdem, daß diese eigenmächtige Erweiterung der Hierarchie, bei der man die Stände nicht zu Rathe gezogen hatte, den Territorialfreiheiten der Provinzen zuwiderlief, drohete sie zugleich ihrer Verfassung den Umsturz, weil vorauszusehen war, daß diese neuen Stände dem Hofe, dem sie ihre Existenz dankten, aufs Eifrigste anhangen und die Mehrheit der Stimmen in den Versammlungen auf die Seite des Königs neigen würde. Alle Aebte und Mönche erhitzten sich gegen die neuen Bischöfe, weil diese an die Einkünfte der Klöster und Stiftungen gewiesen und als Reformatoren des Klosters aufgestellt waren. Der gemeine Mann verabscheuete sie als Werkzeuge des verhaßten Inquisitionsgerichts, das man ihnen schon auf dem Fuße folgen sah. Die grausamen Proceduren, welche, den strengen Religionsedicten gemäß, gegen die Ketzer ergingen, die Insolenz der spanischen Truppen, welche noch von dem letzten Kriege her, der Constitution zuwider, in den Grenzstädten in Besatzung lagen, und deren längeres Verweilen man aufs Verhaßteste erklärte, mit den Privatbeschwerden gegen den Minister verbunden — alles Dies wirkte zusammen, die Nation mit Besorgnissen zu erfüllen und den Adel wie das Volk gegen das Joch des Ministers zu empören.

Unter den Mißvergnügten thaten sich der Prinz von Oranien, Graf Egmont und Graf von Hoorn aufs Engste zusammen. Alle drei waren Staatsräthe und hatten von der Herrschsucht des Cardinals gleiche Kränkungen

erfahren. Nachdem sie vergebens versucht hatten, sich unter dem übrigen Adel eine Partei zu machen, den eine knechtische Furcht vor dem Minister noch von einem kühnern Schritt abschreckte, führten sie ihr Vorhaben für sich allein aus und setzten ein gemeinschaftliches Schreiben an den König auf, worin sie den Minister förmlich als den Feind der Nation und als die Ursache aller bisherigen Unruhen anklagten. Sie erklärten, daß das allgemeine Mißvergnügen nicht aufhören würde, so lange dieser verhaßte Prälat am Staatsruder säße, und daß sie selbst nicht mehr im Staatsrathe erscheinen könnten, wenn es Sr. Majestät nicht gefiele, diesen Mann zu entfernen. Da auf dieses Gesuch Nichts erfolgte, so verließen sie den Staatsrath wirklich, von welchem der Cardinal nun einen unbeschränkten Besitz nahm.

Da es ihnen auf diesem Wege mißlungen war, den Minister zu eutfernen, so suchten sie es durch Verspottung seiner Person und seiner Verwaltung dahin zu bringen, daß er selbst resignirte. Ein lustiger Einfall, den Egmont hatte, der sämmtlichen Dienerschaft des Adels eine gemeinschaftliche Livree zu geben, worauf eine Narrenkappe gestickt war, setzte den Cardinal, auf den diese gedeutet wurde, dem allgemeinen Gelächter aus, daß der Hof sich darein mengen und diese Livree verbieten mußte. Die Ausgelassenheit des Pöbels gegen den Minister ging so weit, daß man ihm Pasquille in die Hand schob, wenn er sich öffentlich zeigte. Er hatte dem Haß der ganzen Nation Trotz geboten, aber diesen Grad öffentlicher Verachtung konnte er nicht ertragen. Er legte seine Ministerstelle nieder und verließ die Provinzen.

Nach dem Abzug Granvella's hatte der Graf von Egmont beinahe den ersten Platz in der Gunst der Re-

gentin. Da es aber an einer festen Hand fehlte, den unter sich selbst entzweiten und von dem verschiedensten Privatinteresse gelenkten Adel zusammen zu halten, so wurde die Anarchie allgemein, die Justiz wurde schlecht verwaltet, die Finanzen vernachlassigt, das Religionswesen gerieth in Verfall und die Sekten griffen um sich. Eine geschärfte Erneuerung der Religionsedikte von Spanien aus war die nächste Folge dieser Zerrüttung. Aber das Volk, durch die bisherige Nachsicht verwöhnt, wollte dieses Joch nicht mehr tragen. Um eben diese Zeit sollten die Schlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung in den Niederlanden zur Vollstreckung gebracht werden. Ihr Inhalt stritt mit den Gerechtigkeiten der Provinzen, und alle Stände lehnten sich dagegen auf. Um den König auf andere Gedanken zu bringen, schickte die Regentin den Grafen von Egmont nach Spanien, der ihn durch mündliche Berichte besser, als sich durch Briefe thun ließ, von dem gegenwärtigen Zustande der Dinge unterrichten konnte. Egmont reiste im Januar 1565 aus den Niederlanden ab.

Der Empfang, der ihm in Madrid widerfuhr, war auszeichnend. Der König und alle castilianischen Großen beeiferten sich um die Wette, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Alle seine Privatgesuche werden ihm über alle seine Erwartungen gewährt, und diese Gewährungen noch bei seinem Abschiede mit einem Geschenk von 50,000 Gulden begleitet. Sanfte Vorwürfe über den Muthwillen gegen Granvella, die ihm der König in einer Privataudienz machte, mußten sein Vertrauen in dessen Aufrichtigkeit eher vermehren, als vermindern. Von den Gesinnungen des Königs gegen die niederländische Nation werden ihm von diesem selbst und von allen seinen Räthen die besten Versicherungen gegeben. Der König, hieß es, wolle nach den

besseren Belehrungen, die er nunmehr durch den Grafen erhalten, auf das einstimmige Verlangen der Provinzen Rücksicht nehmen und den Weg der Güte gewaltsamen Maßregeln vorziehen. Egmont verließ Madrid als ein Glücklicher — er erfüllte die Niederlande mit Lobpreisung des Monarchen, während schon neue Mandate hinter ihm hereilten, die seine Versicherungen Lügen straften.

Zu spät erwachte er von seinem Taumel. Die allgemeine Stimme klagte ihn an, daß er über seinem Privatnutzen das allgemeine Beste hintangesetzt habe. Er schrie laut über die spanische Arglist und drohte alle seine Bedienungen niederzulegen. Aber es blieb bei der Drohung. — Egmont hatte elf Kinder und Schulden drückten ihn. Er konnte den König nicht entbehren.

Die Abkündigung der geschärften Religionsedikte hatte die Verbindung des niedern Adels zur Folge, die unter dem Namen des Geusenbundes bekannt ist. An der Conföderation nahm Egmont selbst keinen Antheil, aber viele seiner vertrauten Freunde und Lehnleute traten ihr bei; sein eigener Secretair, Johann Käsenbrod von Beckerzeel, war darunter. Dieser Umstand erschwerte in der Folge seine Verschuldung. Er habe Dieses gewußt, hieß es, und diesen Menschen dennoch in seinen Diensten behalten — und dadurch sei er selbst des Hochverraths schuldig.

Einstmals, als die verbundenen Edelleute im Kuilemburgischen Hause zu Brüssel von dem Grafen von Brederode tractirt wurden, führte ihn der Zufall mit einigen seiner Freunde an diesem Hause vorbei. Eine unschuldige Neugierde zog ihn hinein. Er wurde genöthigt mitzutrinken. Die Gesundheit der Geusen kam auf, er that Bescheid, ohne zu wissen, was man damit wollte. Auch

darauf wurde nachher eine Anklage wegen Hochverraths gegründet.

Bald nach Errichtung des Geusenbundes brach die Bilderstürmerei in den Provinzen aus. Die Statthalter eilten von Brüssel weg nach ihren Districten, um die Ruhe wieder herzustellen. Hier zeichnete sich Egmont durch seinen Diensteifer vor allen Uebrigen aus. Er ließ in Artois und Flandern am Leben strafen und brachte die Protestanten zur Ruhe. Aber auch diesen großen Dienst rechnete man ihm als Hochverrath an, weil er den Protestanten einige geringe Concessionen ertheilt hatte, die er ihnen mit Gewalt zu verweigern nicht im Stande gewesen wäre.

Die Excesse der öffentlichen Predigten und der Bilderstürmerei gaben den alten unversöhnlichen Feinden des niederländischen Volks, dem Cardinal Granvella, der seinen Einfluß auf den König noch immer beibehalten hatte, dem Herzog von Alba und dem Großinquisitor Spinoza die Waffen in die Hand, den Häuptern des niederländischen Adels im Gemüthe des Königs eine tödtliche Wunde zu versetzen. Alle diese Unordnungen wurden ihnen zur Last gelegt. Ihre Lauigkeit im Dienste des Königs, ihre Nachsicht gegen die einreißenden Sekten, ihre heimlichen Intriguen und Aufmunterungen, ihr Beispiel in der Widersetzlichkeit, ihre Verbindungen mit den conföderirten Geusen — alles Dieses mußte nun zusammen gewirkt haben, den Muth der Rebellen zu erheben und ihre Ausschweifungen zu begünstigen. Dazu kam, daß viele dieser Wahnsinnigen, die man beim Bilderstürmen ergriffen und zum Tode verurtheilt hatte, sich mit den Namen des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und Anderer waffneten, und ihre eigenen Schandthaten dadurch

zu beschönigen suchten. Freilich würde ohne die lauten Protestationen, welche die niederländischen Großen gegen die grausamen Strafbefehle eingelegt hatten, das gemeine Volk nie so kühn gewesen sein, diese Befehle öffentlich zu verhöhnen und in solche Gewaltthätigkeiten auszubrechen. Aber mit welchem Rechte konnte man Folgen, an welche jene nie gedacht hatten, auf ihre Rechnung setzen? Jene Protestationen konnten sich mit der strengsten Treue gegen den Monarchen vertragen, und das Beste der Nation, deren Stellvertreter und Sachwalter sie waren, machte sie ihnen zu einer heiligen Pflicht — wie konnte man sie für die unglücklichen Folgen ihrer löblichen Absichten verantwortlich machen?

Das Conseil in Segovien urtheilte anders. Man überredete den König, die bisherige Verfahrungsart zu verändern, das Volk als den betrogenen Theil zu schonen, und die Großen zu züchtigen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Schein gegen diese sprach, und ein Monarch wie Philipp konnte ihr Betragen nicht wohl aus einem andern Gesichtspunkte betrachten. Der niederländische Adel machte Ansprüche, die in der ganzen Monarchie ohne Beispiel waren. Auf die stolzen Titel von ständischer Freiheit gestützt, durch die Vorliebe und Schwäche Karls V. für sein Vaterland noch mehr in einem Eigendünkel bestärkt, den er schon in so reichem Maße besaß, ließ er sich in allen seinen Handlungen von einem Geiste der Ungebundenheit leiten, der bis zum Muthwillen ging und mit dem Princip eines Monarchen ganz unverträglich war. Was in Brüssel eine ganz gewöhnliche und erlaubte Freiheit war, mußte nothwendig in Madrid als die gesetzwidrigste Anmaßung in die Augen fallen. Auch die castilianische Grandezza war auf ihre Vorzüge stolz. Aber ein

Monarch, der diese anerkannte, konnte sie an ihrem eigenen Stolze wie an einem Gängelbande leiten. Der Geist der Unabhängigkeit, der unter den spanischen Großen noch nicht hatte unterdrückt werden können, vertrug sich mit der Monarchie, ja sogar mit dem Despotismus, weil eben diese Großen durch den Despotismus, den sie über ihre eigenen Unterthanen ausübten, daran gewöhnt waren; da im Gegentheil der niederländische Adel ganz verlernt hatte, Despotismus zu ertragen, weil er selbst freien Leuten gebot, weil er selbst keinen ausüben durfte.

Bei diesem widrigen Vorurtheile des Königs gegen die Häupter des niederländischen Adels war es kein Wunder, daß er sich den gewaltthätigsten Maßregeln gegen sie überließ. Von jetzt war das Verderben des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und vieler Anderer im Stillen beschlossen. Um sie aber in die Schlinge zu locken, die man ihnen bereitete, mußten sie durch verstellte Aeußerungen seiner Zufriedenheit erst sicher gemacht werden. Man schrieb ihnen die gnädigsten Briefe, die von Vertrauen und Wohlgewogenheit überflossen. Die Anschuldigungen und Vorwürfe, die man auf eine geschickte Art einmischte, gaben diesen Versicherungen einen Schein von Aufrichtigkeit und stürzten sie in eine gefährliche Ruhe, als wenn dies Alles wäre, was man über sie zu klagen hätte. Dem Grafen von Egmont sagte man oft harte Dinge in diesen Briefen; um so weniger fiel es ihm ein, daß noch Etwas im Hinterhalt sein könnte.

So leicht Egmont in die Schlinge zu ziehen war, so schwer hielt es, den Prinzen von Oranien zu täuschen. Eine glücklichere Combinationsgabe, mehr Kenntniß der Welt und der Höfe, und die Aufmerksamkeit seiner Feinde bewahrten ihn vor Betrug. Gerade um dieselbe

Zeit, wo der König in Versicherungen seiner Zufriedenheit gegen ihn und seine Freunde so verschwenderisch war, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief von einem spanischen Botschafter aus Paris die wahren Gesinnungen des Königs. Bei einer Zusammenkunft, die er mit dem Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogstraten und von Nassau zu Dendermonde in Flandern veranstaltete, legte er ihnen dies Schreiben vor, dessen Inhalt noch durch ein anderes, welches Hoorn um dieselbe Zeit aus Madrid erhalten, bestätigt wurde. Man wollte sich über die Maßregeln vereinigen, die man in dieser dringenden Gefahr gemeinschaftlich zu nehmen hätte; man sprach von gewaltsamer Widersetzung, wobei besonders auf Egmonts Ansehen bei den niederländischen Truppen sehr gerechnet wurde. Aber wie erstaunte man, als dieser dazwischen trat und sich auf folgende Art erklärte: „Lieber", sagte er, „mag Alles über mich kommen, als daß ich das Glück so verwagen sollte. Das Geschwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig — wie sollte dieser Mensch dazu kommen, in das verschlossene Gemüth seines Herrn zu schauen, um seine Geheimnisse zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Montigny giebt, beweisen weiter nichts, als daß der König eine sehr zweideutige Meinung von unserm Diensteifer hegt und Ursache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in unsre Treue zu setzen; und dazu, däucht mir, hätten wir ihm durch das Vergangene Anlaß gegeben. Auch ist es mein ernstlicher Vorsatz, durch Verdoppelung meines Eifers seine Meinung von mir zu verbessern, und durch mein künftiges Verhalten den Verdacht auszulöschen, den mein bisheriges Betragen auf mich geworfen haben mag. Und wie sollte ich mich aus den Armen meiner zahlreichen und hilfsbedürftigen Familie reißen, um mich an fremden

Höfen als ein Landflüchtiger herumzutragen, eine Last für Jeden, der mich aufnimmt, jedes Sclave, der sich herablassen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um leidlichem Zwang in meiner Heimath zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm sonst lieb und theuer war, und der sich ein gegründetes Recht auf seine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß er, der für sein niederländisches Volk so gnädige Gesinnungen gehegt uud so nachdrücklich mir betheuert hat, jetzt so despotische Anschläge dagegen schmiede. Haben wir nur erst dem Lande seine vorige Ruhe wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottesdienst wieder hergestellt, so glauben Sie mir, daß man von keinen spanischen Truppen mehr hören wird; und Dies ist es, wozu ich Sie Alle durch meinen Rath und durch mein Beispiel jetzt aufforderе, und wozu auch bereits die Meisten unter dem Adel sich neigen. Ich, meines Theils, fürchte Nichts von dem Zorn des Monarchen. Mein Gewissen spricht mich frei. Mein Schicksal steht bei seiner Gerechtigkeit und Gnade."

Alle Gegenvorstellungen des Prinzen von Oranien waren fruchtlos. Der Ausbruch der Bilderstürmerei hatte dem Grafen von Egmont die Augen über sein Betragen geöffnet. Er war ein eifriger Katholik, und dem Könige aus mehr als Einem Grunde und mehr als er selbst wußte ergeben. Ein fortgesetzter Briefwechsel mit dem Hofe, vertraute Verhältnisse mit der Regentin, und mehr als dies Alles, die persönlichen Verbindlichkeiten, die er dem Könige hatte, hielten ihn aufs Engste an die Krone angeschlossen. Wie sehr mußten ihn also die unerhörten Gewaltthätigkeiten empören, welche sich die Sekten unter dem Titel einer

Freiheit herausnahmen, die er bis jetzt in den unschuldigsten Absichten für sie verfochten hatte! Von jetzt an trennte er seine Sache ganz von der ihrigen, und gab sich zu allen Maßregeln her, welche die Regentin gegen sie in Ausübung brachte. Als diese von dem gesammten Adel einen neuen Eid der Treue verlangte, war er einer der Ersten, die ihn leisteten.

Um diese Zeit wurde in Spanien die Absendung eines spanischen Kriegsheeres nach den Niederlanden beschlossen, welches der Herzog von Alba anführen sollte. In den Provinzen selbst hatte die Regentin durch den Weg der Waffen die Ruhe wieder hergestellt und die Protestanten beinahe ganz unterdrückt. Da die Unordnungen getilgt und das Land beruhigt war, so konnte diese gewaffnete Ankunft des Herzogs keinen andern Zweck haben, als die Bestrafung des Vergangenen und Unterdrückung der gefürchteten Großen. Mehr noch als die Winke, welche man von Spanien aus erhielt, bestätigte Dies der persönliche Character des Herzogs von Alba.

Der Schrecken dieses Gerüchtes führte den rebellischen Adel zu den Füßen der Regentin. Die sich zu hart vergangen hatten, um noch Vergebung hoffen zu können, oder den schwankenden Versicherungen von Gnade nicht trauten, flohen eilfertig aus dem Lande und ließen lieber alle ihre Güter im Stiche. Der Prinz von Oranien war unter diesen; aber noch vor seinem Abschiede versuchte er, den Grafen von Egmont zu einem ähnlichen Entschluß zu vermögen. In Willebroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel, geschah die Zusammenkunft, welcher auch der Graf von Mannsfeld und ein Geheimschreiber der Regentin beiwohnten. Nachdem letzterer, in Vereinigung mit dem Grafen Egmont, umsonst versucht hatte, den

Entschluß des Prinzen von Oranien zu erschüttern, folgte jener dem Prinzen an ein Fenster.

„Es wird dir deine Güter kosten, Oranien", sagte Egmont, „wenn du auf diesem Vorsatz bestehest", — „und dir dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderst", antwortete der Prinz. „Mir wenigstens wird es Trost sein in jedem Schicksal, daß ich Freunde und Vaterland in der Stunde der Noth durch Beispiel und Rath unterstützte; du wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen."

Noch einmal wandte der Prinz seine ganze Beredtsamkeit an, seinen Freund über die nahe Gefahr aufzuklären und ihn zu einem heilsamen Entschluß zu bewegen, aber umsonst. Egmont war mit tausend Banden an sein Vaterland gekettet, eine thörichte Zuversicht hielt seine Augen gebunden, und sein Verhängniß stellte sich ihm entgegen.

„Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien", sagte er, „die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie dir erscheinen. Hab' ich es erst dahin gebracht, die Rebellen zu Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu geben, was kann mir der König anhaben? Der König ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben. Soll ich durch eine schimpfliche Flucht mich selbst ihrer unwerth erklären?" — „Wohlan", rief Oranien aus, „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit. Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß ich mich betrüge! — daß du die Brücke sein werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land setzen, und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind." — Nach diesen Worten umarmte er ihn noch einmal; seine Augen waren feucht; sie hatten einander zum Letztenmal gesehen.

Egmont war einer der Ersten, die den Herzog von Alba bei seinem Eintritt in Luxemburg begrüßten. Als ihn Letzterer von fern kommen sah, sagte er zu Denen, die neben ihm standen: „Da kömmt der große Ketzer!“ Egmont, der es gehört hatte, stand betreten still und erblaßte. Als ihn aber der Herzog mit erheitertem Gesicht bewillkommte, war diese Warnung sogleich vergessen. Er machte dem Herzog ein Geschenk von zwei schönen Pferden, um seine Freundschaft zu gewinnen.

Zwei so entgegengesetzte Charactere, wie Egmont und Alba, konnten nie Freunde sein. Aber eine frühe Eifersucht im Kriegsruhm hatte dem Herzog längst eine stille Feindschaft gegen Egmont eingeflößt, die durch einige unbedeutende Kleinigkeiten genährt wurde. Egmont hatte ihm einmal beim Würfelspiel mehrere tausend Goldgulden abgenommen — eine Beleidigung, die der karge Spanier nie verzeihen konnte. Ein Andermal wurde er von dem Grafen bei einem Scheibenschießen in Brüssel auf den Wettkampf herausgefordert und überwunden. Ganz Brüssel bezeigte laut seine Freude und frohlockte, daß der Flamänder über den Spanier Meister geworden sei. Solche Kleinigkeiten vergessen sich unter Menschen nie, die im Großen gegen einander stoßen; und Alba konnte so wenig vergeben als sein König.

Die ersten Tage seiner Anwesenheit in Brüssel verhielt sich der Herzog ganz ruhig; er mußte den Adel erst sicher machen, um alle Diejenigen herbeizulocken, um die es ihm zu thun war. Der Graf von Hoorn hatte es für rathsam gehalten, nicht beim Empfange zu sein. Aber die Versicherungen, die ihm Egmont von den guten Gesinnungen des treuen Statthalters gab, machten ihm Muth, daß er in kurzer Zeit auch herbeikam. Der Graf von

Hoogstrateu fehlte allein noch, dem unter einem Geschäftsvorwand befohlen wurde, in Brüssel zu erscheinen. Ein glücklicher Zufall bewahrte ihm vor seinem Verderben.

Zu lange wollte indessen der Herzog diesen wichtigen Schritt nicht verschieben. Das Geheimniß konnte verlauten und seine Opfer entwischten ihm. Der Tag wurde also angesetzt, wo man sich der beiden Grafen von Hoorn und von Egmont versichern wollte. Zu gleicher Zeit sollten ihre Secretaire verhaftet und ihre Briefschaften in Verwahrung genommen werden. Der spanische Gouverneur in Antwerpen, Graf von Lodrona, hatte Befehl, sich an dem nämlichen Tage des Bürgermeisters zu bemächtigen, und sobald es geschehen, dem Herzog durch eine Estafette Nachricht davon zu geben.

An diesem Tage wurden die Grafen von Mannsfeld, von Hoorn, von Egmont, von Barlaimont, von Arschot u. A. nebst den Söhnen des Herzogs und den vornehmsten spanischen Officieren, unter dem Vorwande einer außerordentlichen Berathschlagung, im Kuilemburgischen Hause, wo des Herzogs Quartier war, versammelt. Der Herzog unterhielt sich mit ibnen über den Plan einer Citadelle, die er in Antwerpen wollte anlegen lassen, und suchte die Sitzung so sehr als möglich zu verlängern, weil er keinen Schritt thun wollte, eh' er wußte, wie sein Anschlag in Antwerpen ausgefallen sei. Um Dieses mit desto weniger Verdacht zu thun, ließ er sich von dem Kriegsbaumeister Pariotto, den er aus Italien mitgebracht, den Riß zu der Festung vorlegen, und die Ritter ihr Gutachten davon sagen. Endlich als der Curier von Antwerpen mit günstigen Zeitungen eingetroffen, entließ er das Conseil. Egmont wollte sich nun mit dem Sohne des Herzogs hinwegbegeben, als ihm der Hauptmann von der

Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat und zu gleicher Zeit eine Schaar spanischer Soldaten sichtbar wurde, die ihm Flucht und Vertheidigung unmöglich machten. Der Officier forderte ihm den Degen ab, den er mit vieler Fassung auslieferte. „Dieser Stahl", sagte er, „hat die Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück vertheidigt."

In der nämlichen Stunde wurde auch der Graf von Hoorn in einem andern Theil des Palastes gefangen genommen. Hoorn fragte, wie es mit Egmont stünde? Man sagte ihm, daß dieser in eben dem Augenblicke auch in Verhaft genommen werden würde, worauf er sich ohne Widerstand ergab. „Von ihm hab' ich mich leiten lassen", rief er aus; „es ist billig, daß ich Ein Schicksal mit ihm theile." *)

---

*) Hierauf folgt der in Sch's. „Werken" befindliche Aufsatz „Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und Hoorn."

Vierter Abschnitt.*)

Gedanken über Welt und Menschen, Kunst und Literatur, Philosophie und Religion.

Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein Hundsfott werden, oder sich ihnen entbehrlich machen. Eines von beiden, oder man sinkt unter. (1782.)

*

Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen wie Demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Er ist für jede geringere Strahlen verblindet. (1782.)

*

Es ist schrecklich, ohne Menschen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben, aber es ist auch eben so schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch in der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß. (1782.)

*

---

*) Der Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, welcher den Anfang dieses Abschnittes bilden sollte, ist in den neuern Ausgaben von Schillers „Werken" enthalten, kann demnach hier nicht mitgetheilt werden.

Liebe, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. Erschrecken, erglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm, der ihn unwissend lobet. Er erblickt sich, sein großes unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umhergestreut; in der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich sich selbst; sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig wie aus einem Spiegel zurückgeworfen und liebt sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen; wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpfe (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens zerstreut. So wie eine Leibnitzische Seele vielleicht eine Linie der Gottheit hat, so die Seele der Mimosa nur einen einfachen Punkt von ihr. — Der ewige innere Drang, in das Nebengeschöpf überzugehen, dasselbe in sich hineinzuschlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe, arme sanfte Händedrücke und Küsse bis zur innigsten Umarmung, so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens? (1783.)

*

Achtung ist nur der Freundschaft unfehlbares Band. (1783.)

*

Ich fliehe Pracht und Hof vorüber;
Bei einer Seele weil' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wie schön ist doch das Band der Liebe!
Sie knüpft uns wie das Weltgetriebe
Auf ewig an den Schöpfer an.

Wenn Augen sich in Augen stehlen,
Mit Thränen Thränen sich vermählen,
Ist schon der süße Bund gethan.

Wie göttlich süß ist das Vergnügen,
Ans Herz des Gatten sich zu schmiegen,
Wie süß, sich seines Glücks zu freun!

Wie süßer — sich für ihn zu quälen!
Auch Wehmuth kettet schöne Seelen
Und wollustvoll ist diese Pein.

(Aus einem Hochzeitsgedicht, Bauerbach 1783.)

*

Es ist etwas Tröstendes und Süßes in der Vorstellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht lustig sind. (28. Jul. 1783.)

*

An eine Person, die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unsern Gefühlen entgegenkommt und sich so innig, so biegsam in unsere Launen schmiegt, gekettet zu sein, an ihrer Brust unsere Seele von tausend Zerstreuungen, tausend wilden Wünschen und unbändigen Leidenschaften abzuspannen und alle Bitterkeit im Genuß der Familie zu verträumen, ist die wahre Wonne des Lebens. (1784.)

*

Auch der feurigsten Phantasie und der thätigsten Schöpfungskraft ist eine elastische Feder nöthig, die sie in Schwung bringen und erhalten muß, und die Maschine wird noch erwartet, die sich ewig selbst forttreibt, ohne aufgezogen zu werden. (1784.)

*

Es ist die allgemeine Quelle der menschlichen Klagen, daß ihnen die Hirngespinste der Zukunft den Genuß des Augenblickes rauben. (1785.)

*

Das Leben von tausend Menschen ist meistens nur eine Circulation der Säfte: Einsaugung durch die Wurzel, Destillation durch die Röhren und Ausdünstung durch die Blätter; dies ist heute wie gestern, beginnt an einem wärmeren Apriltage und ist mit dem nämlichen October zu Ende. Ich weine über diese organische Regelmäßigkeit des größten Theiles in der denkenden Schöpfung und Den preise ich selig, dem es gegeben ward, der Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzuspielen und das Uhrwerk empfinden zu lassen, daß ein freierer Geist seine Räder treibt. Unsere Seele ist für etwas Höheres da, als blos den uniformen Tact der Maschine zu halten. Tausend Menschen gehen wie Taschenuhren, welche die Materie aufzieht; der Körper usurpirt sich eine traurige Dictatur über die Seele, aber sie kann ihre Rechte reclamiren und das sind dann die Momente des Genius und der Begeisterung. Nemo unquam vir magnus fuit sine aliquo afflatu divino. (7. Mai 1785.)

*

Ich finde, daß in uns die Quelle der Schwermuth und Fröhlichkeit ist. Seit ich mit mir selbst mehr einig bin, finde ich auch außer mir mehr Freude. (14. Octbr. 1787.)

*

Man kann den Menschen recht gut sein und doch wenig von ihnen empfangen; jenes beweiset ein wohlwollendes Herz, aber das Letztere einen Character. Edele Menschen sind schon dem Glücke sehr nahe, wenn nur ihre Seele ein

freies Spiel hat; dieses wird oft von der Gesellschaft (ja oft von guter) eingeschränkt; aber die Einsamkeit giebt es uns wieder und eine schöne Natur wirkt auch auf uns wie eine schöne Melodie. (1788.)

*

So viele treffliche Menschen reißt der Strom der Gesellschaften und Zerstreuungen mit sich dahin, daß sie erst dann zu sich selbst kommen, wenn sich die Seele aus dem Schwall der Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann. Es sieht vielleicht misanthropisch aus, aber ich bin Kleist's Meinung: ein wahrer Mensch muß sich fern von Menschen halten. (1788.)

*

Auch in der besten Gesellschaft nisten sich zuweilen Augenblicke der Erschlaffung oder einer schmerzlichen Ueberspannung ein, wovon das Spiel bisweilen befreit. So leicht ich es entbehren kann, so ist mir doch bisweilen in drückender Stimmung Erleichterung dadurch gegeben worden und da wäre es denn schon schlimm, wenn nur leere Menschen dieses Verdienst um Einen erwerben könnten. Auch bei dem Spiel fühlt man es sehr angenehm, mit wem man spielt. (1788.)

*

Ein Mensch, wenn er vereinzelt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber eben darauf kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit diesem Rückblick auf das große Ganze, dessen Theil es ist, zu denken oder, was eben so viel ist, mit philosophischem Geiste zu sehen. Wie holpericht und höckericht mag unsere Erde vom Gipfel des Gotthard aus sehen, aber die Bewohner des Mondes sehen sie gewiß als eine schöne glatte Kugel. Wer

nun dieses Auge nicht hat, oder nicht geübt hat, wird sich an kleine Gebrechen stoßen und das schöne große Ganze wird für ihn verloren sein. (1788.)

*

Sich selbst vergeben die Menschen Alles, den Nebenmenschen nichts. (1788.)

*

Mir kommt vor, daß die Frauenzimmer geschaffen sind, die liebe heitere Sonne auf dieser Menschenwelt nachzuahmen und ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir stürmen und regnen und schneien und machen Wind; das weibliche Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch ihren Glanz wieder verjüngen. Wer weiß, was für große Dinge ich von der Sonne halte, wird glauben, daß das Gleichniß das Schönste ist, das ich von dem Geschlechte habe sagen können. (1788.)

*

Nichts ist in meinen Augen unverzeihlicher, als einen Zirkel von Fröhlichen mit seinem schwerfälligen Humor zu stören und diese Wandelbarkeit der Laune ist leider ein Fluch, der auf allen Musensöhnen ruht. (1788.)

*

„Ich war oft in Gedanken unter Ihnen." Wenn man leidet, zählt man sich so gern die Freuden vor, die einem das Leben lieb machen und das Ungemach aufwägen. (1788.)

*

Alles Gute und Schöne hat wie die Sacramente eine unsichtbare Wirkung und ein sichtbares Zeichen. (1788.)

*

Man sollte sich immer einen Tag in der Woche mit irgend einer periodisch wiederkehrenden und fortdauernden Freude bezeichnen. Das Leben verfließt dann so angenehm — es macht einen künstlichen Pulsschlag in unserem Dasein, und wie von einer schönen Treppe zur andern schreitet Leben und Hoffnung darauf weg. (1789.)

*

Bewundernswerth ist mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns und er wird millionenfach gesehen von Millionen Geschöpfen und von denselben Geschöpfen wieder tausendfach anders. Er darf ruhen, weil der menschliche Geist sich statt seiner bewegt — und so liegt Alles in todter Ruhe um uns her und nichts lebt, als unsere Seele. Und wie wohlthätig ist uns doch wieder diese Identität, dieses gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer Tumult lang genug hin- und hergeworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder und uns in ihr. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unseres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder und wohlbehalten giebt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es so nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälterisch zu unserem Eigenthum zu schlagen, wenn wir diese fliehenden Schätze nicht bei dieser unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten! Unsere ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehen, so würden wir umsonst unser gestriges Selbst wieder suchen. (1789.)

*

Wie sind wir doch mit all unserer geprahlten Selbstständigkeit an die Kräfte der Natur angebunden und was ist unser Wille, wenn die Natur versagt. Worüber ich schon fünf Wochen gebrütet, das hat ein milder Sonnenblick binnen drei Tagen in mir gelöset. Freilich mag meine bisherige Beharrlichkeit diese Entwickelung vorbereitet haben, aber die Entwickelung selbst brachte mir doch die erwärmende Sonne mit. (27. Febr. 1795.)

*

Der Abschied von einer langen und wichtigen Arbeit ist immer mehr traurig, als erfreulich. Das ausgespannte Gemüth sinkt zu schnell zusammen und die Kraft kann sich nicht zugleich zu einem neuen Gegenstand wenden. (1796.)

*

Merkwürdig ist es mir, daß es allen Nicht-Europäern auf der Erde nicht sowohl an moralischen als ä s t h e t i s c h e n Anlagen gänzlich fehlt. Der Realismus, sowie auch der Idealismus zeigte sich bei ihnen, aber beide Anlagen fließen niemals in eine menschlich schöne Form zusammen. Ich hielt es für absolut unmöglich, den Stoff zu einem epischen oder tragischen Gedichte in jenen Völkermassen zu finden, oder einen solchen dahin zu verlegen. (1798.)

*

Die Deutschen wollen Empfindungen, und je platter diese sind, desto allgemeiner willkommen. (1798.)

*

Es ist gewiß, daß dem Aesthetischen, so wenig es auch die Leerheit ertragen kann, die Frivolität doch weit weniger widerspricht als die Ernsthaftigkeit, und weil es dem Deutschen weit natürlicher ist, sich zu beschäftigen und zu bestimmen, als sich in Freiheit zu setzen, so hat man

bei ihm immer schon etwas Aesthetisches gewonnen, wenn man ihn von der Schwere des Stoffes befreit, denn seine Natur sorgt schon hinlänglich dafür, daß seine Freiheit nicht ganz ohne Kraft und Gehalt ist. Mir gefallen darum die Geschäftsleute und Philister überhaupt weit besser in einer solchen spielenden Stimmung, als die müßigen Weltleute, denn bei diesen bleibt das Spiel immer kraft- und gehaltleer. Man sollte einen jeden immer nach seinem Bedürfniß bedienen können und so würde ich den einen Theil in die Oper, den andern in die Tragödie schicken. (1798.)

*

Man kann, däucht mir, jedes Individuum als einen eigenen Sinn betrachten, der die Natur im Ganzen ebenso eigenthümlich auffaßt, als ein einzelnes Sinnenorgan der Menschen und ebensowenig durch einen andern sich ersetzen läßt, als das Ohr durch das Auge u. s. w. (1798.)

*

Es ist nicht zu läugnen daß die Empfindung der meisten Menschen richtiger ist als ihr Urtheil. Erst mit der Reflection fängt der Irrthum an. (1799.)

*

Wenn man sich einmal frisch resolvirt hat, gar nichts zu thun, so läßt sichs' unter dem Treiben einer Menge, die auch nichts zu thun hat, ganz leidlich müßig gehen. (1803.) Die Hauptsache ist aber der Fleiß, denn dieser giebt nicht nur die Mittel des Lebens, sondern er giebt ihm auch den alleinigen Werth. (1802.)

*

So viel ist mir bei meinen wenigen Erfahrungen klar geworden, daß man den Leuten, im Ganzen genommen, durch die Poesie nicht wohl, hingegen recht übel machen

kann, und mir däucht, wo das Eine nicht zu erreichen ist, da muß man das Andere einschlagen. Man muß sie incomodiren, ihnen ihre Behaglichkeit verderben, sie in Unruhe und in Erstaunen setzen. Eines von beiden, entweder als ein Genius oder als ein Gespenst, muß die Poesie ihnen gegenüber stehen. Dadurch allein lernen sie an die Existenz einer Poesie glauben und bekommen Respect vor dem Poeten. Ich habe auch diesen Respect nie größer gefunden, als bei dieser Menschenclasse, obgleich auch nirgends so unfruchtbar und ohne Neigung. (**17. Aug. 1797.**)

*

Das einzige Verhältniß gegen das Publicum, das Einen nicht reuen kann, ist der Krieg, und ich bin sehr dafür, daß auch der Dilettantismus mit allen Waffen angegriffen wird. Dem Deutschen muß man aber die Wahrheit so derb sagen als möglich. (**1799.**)

*

Die Neugier des Publicums ist das Einzige, wovon etwas zu hoffen ist, und wenn diese abgeleitet ist, ist auf nichts mehr zu rechnen. (**1799.**)

*

Die Poeten sollten immer nur durch Geschenke belohnt, nicht besoldet werden; es ist eine Verwandschaft zwischen den glücklichen Gedanken und den Gaben des Glücks; beide fallen vom Himmel. (**1799.**)

*

Ich will mit den Schauspielen nichts mehr zu thun haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit ist nichts auszurichten; es giebt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe. (**1801.**)

(Ein vierfach umgemodelter Gedanke, zuerst für den Carlos bestimmt und da weggestrichen.) An Körner 1786:

Schlimm, daß der Gedanke
Erst in die Elemente trockener Sylben
Zersplittern muß, die Seele zum Gerippe
Verdorren muß, der Seele zu erscheinen.

An seine Braut 1790:

Schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Worte todte Elemente
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt und ganz
Sie wiedergiebt, dann, dann hast du g'nug
Das Räthsel meines Lebens aufzuklären.

An Wilh. v. Humboldt 1796:

O, schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Absterben muß, der Seele zu erscheinen.
Den treuen Spiegel gieb mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt und ganz es widerscheint.

Endlich in den Werken (Sprache):

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr.

*

Zeus hatte die unsterblichen Götter auf dem Olymp bewirthet. Als man sich niedersetzte, entstand ein Rangstreit unter den Töchtern Jupiters. Die Tugend wollte der Liebe vorangehen, die Liebe der Tugend nicht weichen und die Freundschaft behauptete ihren Rang vor beiden. Der ganze Himmel kam in Bewegung und die

streitenden Göttinnen zogen sich vor den Thron des Saturnus.

„Es gilt nur ein Adel auf dem Olympus", rief Chronos Sohn, „und nur ein Gesetz, wonach man die Götter richtet. Der ist der Erste, der die glücklichsten Menschen macht."

„Ich habe gewonnen", rief triumphirend die Liebe. „Selbst meine Schwester, die Tugend, kann ihren Lieblingen keine größere Belohnung bieten, als mich — und ob ich Wonne verbreite, das beantworte Jupiter und alle anwesenden unsterblichen Götter."

„Und wie lange bestehen deine Entzückungen?" unterbrach sie ernsthaft die Tugend. „Wen ich mit der unverwundbaren Aegide beschütze, verlacht selbst das furchtbare Fatum, dem auch sogar die Unsterblichen huldigen. Wenn du mit dem Beispiel der Götter prahlst, so kann ich es auch — der Sohn des Saturnus ist sterblich, sobald er nicht tugendhaft ist."

Die Freundschaft stand von ferne und schwieg.

„Und du kein Wort, meine Tochter?" rief Jupiter. „Was wirst du deinen Lieblingen bieten?"

„Nichts von dem Allen", antwortete die Göttin und wischte verstohlen eine Thräne von der erröthenden Wange. „Mich lassen sie stehen, wenn sie glücklich sind, aber sie suchen mich auf, wenn sie leiden."

„Versöhnet euch, meine Kinder", sprach jetzt der Göttervater. „Euer Streit ist der schönste, den Zeus je geschlichtet hat, aber keine hat ihn verloren. Meine männliche Tochter, die Tugend, wird ihrer Schwester Liebe Standhaftigkeit lehren und die Liebe keinen Günstling beglücken, den die Tugend ihr nicht zugeführt hat. Aber

zwischen euch beide trete die Freundschaft und hafte mir für die Ewigkeit dieses Bundes." (Briefw. mit Körner I. S. 47.)

*

Ich bin der Meinung, daß das Genie, wo nicht unterdrückt werden, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man sagt sonst, es hälfe sich in allen Fällen selbst auf, — ich glaub' es nimmer. Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken und unsere Geisteskräfte müssen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden. Wie groß muß also das Originalgenie sein, das weder in seinem Himmelsstrich und Erdreich, noch in seinem gesellschaftlichen Kreis Aufmunterung findet und aus der Barbarei selbst hervorspringt! (1783.)

Das wahre Genie richtet sich zwar zuweilen an fremden Urtheilen auf, aber das entwickelte Gefühl seiner Kräfte macht ihm bald diese Krücke entbehrlich. (1791.)

*

Ich stelle mir vor, jede Dichtung ist nichts anders, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpfe unseres Kopfes. Wir schaffen uns einen Character, wenn wir unsere Empfindungen und unsere historische Kenntniß von Fremden in andere Mischungen bringen, bei den guten das Plus oder Licht, bei schlimmen das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Ich bin zu glauben geneigt, daß in unserer Seele alle Charactere nach ihren Urstoffen schlafen und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisches und augenblickliches Dasein gewinnen. Alle Geburten unserer Phantasie wären wir also zuletzt nur selbst. Was wir für einen Freund und was wir für einen Helden

unserer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andere Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden unter andern Leibern. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft auch die Fähigkeit zu einer großen Dichtung nach sich ziehen müßte, würde sehr übereilt sein, denn ich kann einen großen Character durchaus fühlen, ohne ihn schaffen zu können. Das ist aber unstreitig wahr, daß wir Freunde unseres Helden sein müssen; dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden als sein Busenfreund sein. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größern Dosen als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich „Julius von Tarent" mehr als Lessings „Emilie", wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich so sagen darf, sein eigener Leser, und wenn er ein theatralischer ist, sein eigenes Parterre und Publicum sein. (1783.)

*

Die Engländer werfen sich mit allen Geisteskräften auf einen oft eingeschränkten Theil einer Wissenschaft und Kunst und werden in diesem einzig und groß. Es ist gefährlich, die Fläche zu weit auseinander zu treiben, denn sie wird in eben dem Maße dünner und schwächer. (1784.)

*

Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?

Eine Vorlesung, gehalten zu Mannheim in der öffentlichen Sitzung der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft am 26. des Junius 1784 von F. Schiller, Mitglied dieser Gesellschaft und herzogl. weimarischem Rath.*)

Wenn uns der natürliche Stolz — so nenne ich die erlaubte Schätzung unsers eigenthümlichen Werths — in keinem Verhältniß des bürgerlichen Lebens verlassen soll, so ist wohl das Erste Dieses, daß wir uns selbst zuvor die Frage beantworten, ob das Geschäft, dem wir jetzt den besten Theil unsrer Geisteskraft hingeben, mit der Würde unsers Geistes sich vertrage, und die gerechten Ansprüche des Ganzen auf unsern Beitrag erfülle. Nicht immer blos die höchste Spannung der Kräfte — nur ihre edelste Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabener das Ziel ist, nach welchem wir streben, je weiter, je mehr umfassend der Kreis, worin wir uns üben, desto höher steigt unser Muth, desto reiner wird unser Selbstvertrauen, desto unabhängiger von der Meinung der Welt. Denn nur, wenn wir bei uns selbst erst entschieden haben, was wir sind, und was wir nicht sind, nur dann sind wir der Gefahr entgangen, von fremdem Urtheil zu leiden — durch Bewunderung aufgeblasen, oder durch Geringschätzung feig zu werden.

Woher kommt es aber — diese Bemerkung hat sich mir aufgedrungen, seitdem ich Menschen beobachte — wo-

*) Rhein. Thalia 1. B. 1. H. (1785). Von Schiller später weggelassene Einleitung zu „die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet."

her kommt es, daß der Amtsstolz so gern im entgegengesetzten Verhältniß mit dem wahren Verdienste steht? Daß die Meisten ihre Anforderungen an die Achtung der Gesellschaft in eben dem Grade verdoppeln, in welchem sich ihr Einfluß auf dieselbe vermindert? — Wie bescheiden erscheint nicht oft der Minister, der das Steuerruder des Landes führt und das große System der Regierung mit Riesenkraft wälzt, neben dem kleinen Histrionen, der seine Verordnungen zu Papier bringt — wie bescheiden der große Gelehrte, der die Grenzen des menschlichen Denkens erweiterte und die Fackel der Aufklärung über Welttheile schimmern ließ, neben dem dumpfen Pedanten, der seine Quartbände hütet! — Man verurtheilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwissenschaft heraustritt und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm ist. Ist das die Rache der kleinen Geister an dem Genie, dem sie nachzuklimmen verzagen? Rechnen sie vielleicht ihre Arbeit darum so hoch an, weil sie ihnen so sauer wurde? — Trockenheit, Ameisenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernst und Tiefsinn geschätzt, bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter und Nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande, als der unversöhnliche Haß, die stolze Verachtung, womit Facultäten auf freie Künste herunter sehen — und diese Verhältnisse werden sich forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit als zwei versöhnte Geschwister umarmen.

Es ist leicht einzusehen, in wie fern diese Bemerkung mit der Frage zusammenhängt: „Was wirkt die Bühne?“ — Die höchste und letzte Forderung, welche der Philosoph und Gesetzgeber einer öffentlichen Anstalt nur machen kön-

nen, ist Beförderung allgemeiner Glückseligkeit. Was die Dauer des physischen Lebens erhält, wird immer sein erstes Augenmerk sein, was die Menschheit innerhalb ihres Wesens veredelt, sein höchstes; Bedürfniß des Thiermenschen ist älter und dringender — Bedürfniß des Geistes vorzüglicher, unerschöpflicher. Wer also unwidersprechlich beweisen kann, daß die Schaubühne auf Menschen und Volksbildung wirkte, hat ihren Rang neben den ersten Anstalten des Staats entschieden.

Die dramatische Kunst setzt mehr voraus, als jede andere von ihren Schwestern. Das höchste Product dieser Gattung ist vielleicht auch das höchste des menschlichen Geistes. Das System der körperlichen Anziehung und Shakespeare's Julius Cäsar — es steht dahin, ob die Zunge der Wage, worin höhere Geister die menschlichen wägen, um einen mathematischen Punct überschlagen wird. Wenn Dieß entschieden ist — und entschied nicht der unbestechlichste Richter, die Nachwelt? — warum sollte man nicht vor allen Dingen dahin beflissen sein, die Würde einer Kunst außer Zweifel zu setzen, deren Ausübung alle Kräfte der Seele, des Geistes und des Herzens beschäftigt? Es ist Verbrechen gegen sich selbst, Mord der Talente, wenn das nämliche Maß von Fähigkeit, welches dem höchsten Interesse der Menschheit würde gewuchert haben, an einen minder wichtigen Gegenstand undankbar verschwendet wird. Ist es wirklich noch zweifelhaft, ob du vom Himmel herabstammst, sind alle deine geprahlten Einflüsse wirklich nur schöne Chimären deiner Bewunderer, ist die Menschheit nicht deine Schuldnerin — o so zerreiße deinen unsterblichen Lorbeer, Thalia, laß deine Posaune von ihr schweigen, ewige Fama! — Jene bewunderte Iphigenia war nichts als ein schwacher Augenblick ihres Schöpfers, der

seine Würde vergaß — der gepriesene Hamlet nichts als eine Majestätsverletzung des Dichters gegen den himmlischen Genius.

Ueber keine Kunst ist — so viel ich weiß — mehr gesagt und geschrieben worden, als über diese; über keine weniger entschieden. Die Welt hat sich hier, mehr als irgendwo, in Vergötterung und Verdammung getheilt, und die Wahrheit ging verloren durch Uebertreibung. Der härteste Angriff, den sie erleiden mußte, geschah von einer Seite, wo er nicht zu erwarten war. — Der Leichtsinn, die Frechheit, auch selbst die Abscheulichkeit Derer, die sie ausüben, kann der Kunst selbst nicht zur Last fallen. Die meisten eurer dramatischen Schilderungen, und selbst die am meisten gepriesenen, was sind sie anders, spricht man, als feine, versteckte Giftmischerei, künstlich aufgeputzte Laster, weichliche oder großsprechende Tugenden? — Eure Repräsentanten der Menschheit, eure Künstler und Künstlerinnen, wie oft Brandmark des Namens, den sie tragen, Parodien ihres geweihten Amtes, wie oft Auswurf der Menschheit? Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die letzte Zuflucht des gesättigten Luxus? ein Hinterhalt des Muthwillens und der Satyre? Wie oft diese hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherin des Pöbels, oder Staubleckerin an sehr kleinen Thronen? — Alle diese Ausrufungen sind unwiderleglich wahr, doch trifft keine einzige die Bühne. Christus Religion war das Feldgeschrei, als man Amerika entvölkerte — Christus Religion zu verherrlichen, mordeten Damiens und Ravaillac, und schoß Karl IX. auf die fliehenden Hugenotten zu Paris. — Wem aber wird es einfallen, die sanftmüthigste der Religionen einer Schandthat zu bezüchtigen, von der auch die rohe Thierheit sich feierlich lossagen würde?

Eben so wenig darf die Kunst es entgelten, daß sie in Europa nicht ist, was sie in Asien war, im achtzehnten Jahrhundert nicht ist, was unter Aspasia und Perikles. Genug für sie, daß sie es damals gewesen, und daß die Nation, bei welcher sie blühte, noch jetzt unser Muster ist — aber ich schreite zur Untersuchung selbst.

*

Möchte man aller Orten von dem Vorurtheile zurückkommen, daß theatralische Uebungen Personen von Stand und Ehre schänden; gewiß würde dies den guten Geschmack allgemeiner verbreiten und die Empfindung des Schönen, Guten und Wahren durchgängig mehr beleben und verfeinern, sowie auch zugleich Spieler von Profession mit einem schärfern Wetteifer den Ruhm ihres Standes zu erhalten sich befleißigen würden. (1782.)

*

Der Zufall hatte den blinden Homeroskopf und den Kopf des Herrn v. Voltaire neben einander gestellt. Ich weiß keine beißendere Satyre auf unser Zeitalter. Voltaire war ein wahrhaft großer Geist, aber warum war mir sein Kopf in dieser Gesellschaft so lächerlich? (1785.)

*

Warum zielen alle redenden und zeichnenden Künste des Alterthums so sehr nach Veredelung? Der Mensch brachte hier etwas zu Stande, das mehr ist als er selbst war, das an etwas Größeres erinnert als seine Gattung — beweiset das vielleicht, daß er weniger ist als er sein wird? So könnte uns ja dieser allgemeine Hang nach Verschönerung jede Speculation über die Fortdauer der Seele ersparen. Wenn der Mensch nur Mensch bleiben sollte, bleiben könnte, wie hätte es jemals Götter und Schöpfer

dieser Götter gegeben? Die Griechen philosophirten trostlos, glaubten noch trostloser und handelten — gewiß nicht minder edel, denn wir. Man denke ihren Kunstwerken nach und — das Problem wird sich lösen. Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menschen und näherten ihre Menschen den Götter. Es waren Kinder einer Familie.*) (1785.)

*

Der Vorzug der Wahrheit, den die Geschichte vor dem Roman voraus hat, könnte sie allein über ihn erheben. Es fragt sich nun, ob die innere Wahrheit, die ich die philosophische oder Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder einer andern poetischen Darstellung herrschen muß, nicht eben so viel Werth hat als die historische; daß ein Mensch in solchen Lagen so empfindet, handelt und sich ausdrückt, ist ein großes wichtiges Factum für den Menschen, und das muß der dramatische oder Romandichter leisten. Die innere Uebereinstimmung, die Wahrheit, wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen sein muß. Der Nutzen ist unverkennbar. Man lernt auf diesem Wege die Menschen und nicht den Menschen kennen, die Gattung und nicht das sich so leicht verlierende Individuum. In diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister, aber gerade der Geschichtschreiber ist oft in den Fall gesetzt, diese wichtigere Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen oder ihr mit einer gewissen Unbehilflichkeit anzupassen, welches noch schlimmer ist. (1788.)

*

*) Derselbe Gedanke erscheint in den „Göttern Griechenlands":
„Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher."

Wie glücklich sind die, die Alles so genießen können! glücklich, wie die unschuldigen Kinder, für die gesorgt wird, ohne daß sie sich darum bekümmern dürfen, wo es herkommt. Sie gehen durch das literarische Leben wie durch einen Garten, brechen ab und beriechen, was ihnen gefällt, wenn der Gärtner und seine Jungen über lauter Arbeit nicht einmal Zeit finden, ihre Pflanzungen und was darum ist, fröhlich zu genießen. (5. Febr. 1789.)

*

Die Selbstzufriedenheit des Künstlers verwechselt gerne den lauten brausenden Zuruf, der ihn gleich bei seiner ersten Erscheinung umtönt, mit dem Urtheil der Welt, und so entscheidet sich oft der Ruhm des Schriftstellers, ehe noch die gewichtigsten Stimmen mitgesprochen haben. (1791.)

*

Schüchtern trete der Künstler vor die Kritik und das Publicum, aber nicht die Kritik vor den Künstler, wenn er nicht einer ist, der ihr Gesetzbuch erweitert. (1791.)

*

Es giebt ein Kartenspiel und giebt ein Trauerspiel, aber offenbar ist das Kartenspiel viel zu ernsthaft für diesen Namen. (1795.)

*

Die Magie des Colorits und der Schattirung ist oft blos angenehme Kunst und man darf sich daher nicht wundern, wenn der erste Blick und der große Haufe vorzüglich dadurch gewonnen werden, denn der Sinn urtheilt immer zuerst, auch bei dem Kenner, und er urtheilt allein bei dem Nichtkenner. (1792.)

*

Die Annäherung an den griechischen Geist, die doch nie Erreichung wird, nimmt immer etwas von der modernen Realität an; gerade herausgesagt, ein Product ist immer ärmer an Geist, jemehr es Natur ist. (20. Octbr. 1795.)

*

Der Ursprung des Reimes mag noch so gemein und unpoetisch sein, man muß sich an den Eindruck halten, den er macht, und dieser läßt sich durch kein Raisonnement wegdisputiren. (1796.) — Es ist eine Unart des Reimes, daß er fast immer an die Poeten erinnert, sowie in der freien Natur eine mathematisch strenge Anordnung, eine Allee z. B., an die Menschenhand. (1796.)

*

Ich finde, jemehr ich über mein eigenes Geschäft und die Behandlungsart der Tragödie bei den Griechen nachdenke, daß der ganze cardo rei in der Kunst liegt, eine poetische Fabel zu erfinden. Der Neuere schlägt sich mühselig und ängstlich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum und über dem Bestreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber läuft er Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen und bedenkt nicht, daß eine poetische Darstellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil sie absolut wahr ist, niemals coincidiren kann. Es ist mir aufgefallen, daß die Charactere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger idealische Masken und keine eigentlichen Individuen sind, wie ich sie in Shakespeare finde. So ist z. B. Ulysses im Ajax und dem Philoclet offenbar nur das Ideal der listigen, über ihre Mittel nie verlegenen engherzigen Klug-

heit, so ist Kreon im Oedip und in der Antigone blos die kalte Königswürde. Man kommt mit solchen Characteren in der Tragödie offenbar viel besser aus; sie opponiren sich geschwinder und ihre Züge sind permanenter und fester. Die Wahrheit leidet dadurch nichts, weil sie bloßen logischen Wesen ebenso entgegengesetzt sind, als bloßen Individuen. (4. Apr. 1797.)

*

Es geschähe den Poeten und Künstlern schon dadurch ein großer Dienst, wenn man nur erst ins Klare gebracht hätte, was die Kunst von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen lassen muß. Das Terrain würde lichter und reiner, das Kleine und Unbedeutende verschwände und für das Große würde Platz. Schon in der Behandlung der Geschichte ist dieser Punkt von der größten Wichtigkeit und ich weiß, wie viel der unbestimmte Begriff darüber mir schon zu schaffen gemacht hat. (1797.)

*

Die bloße aus dem Innersten herausgeholte Wahrheit ist der Zweck des epischen Dichters; er schildert uns blos das ruhige Dasein und Wirken der Dinge nach ihren Naturen; sein Zweck liegt schon in jedem Punkte seiner Bewegung; darum eilen wir nicht ungeduldig zum Ziele, sondern verweilen mit Liebe bei jedem Schritte. Er erhält uns dadurch die höchste Freiheit des Gemüths. Ganz im Gegentheil raubt uns der tragische Dichter unsere Gemüthsfreiheit und indem er unsere Thätigkeit nach einer einzigen Seite richtet und concentrirt, so vereinfacht er sein Geschäft um vieles und setzt sich in Vortheil, während er uns in Nachtheil versetzt. (1797.)

*

Auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee, kann durch die vollkommene Darstellung den Genuß des Höchsten geben. (1797.)

*

Ich muß mich doch wirklich darüber wundern, daß unsere Weiber jetzt auf blos dilettantischem Wege eine gewisse Schreibgeschicklichkeit sich zu verschaffen wissen, die der Kunst nahe kommt. (1797.)

*

Mir däucht, daß die neuern Analytiker durch ihre Bemühungen den Begriff des Schönen abzusondern und ihn in einer gewissen Reinheit darzustellen, ihn beinahe ausgehöhlt und in einen leeren Schall verwandelt haben. Andere fehlen, daß sie den Begriff der Schönheit zu sehr auf den Inhalt der Kunstwerke oder auf die Behandlung beziehen. Wie hat man sich von jeher gequält und quält sich noch, die derbe, oft niedrige und häßliche Natur in Homer und in den Tragikern bei den Begriffen durchzubringen, die man sich von der griechischen Schönheit gemacht hat. Möchte es doch einmal einer wagen, den Begriff und selbst das Wort Schönheit, an welches einmal alle jene falschen Begriffe unzertrennlich geknüpft sind, aus dem Umlaufe zu bringen und wie billig die Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinne an seine Stelle setzen. (1797.)

*

Eigen ist es, wie sich bei einem gewissen Zustand der Literatur ein Geschlecht von Parasiten erzeugt, die sich aus dem, was von andern geleistet worden ist, eine gewisse Existenz bilden und, ohne das Reich der Kunst oder Wissenschaft selbst zu bereichern oder zu erweitern, doch zum Vertrieb dessen dienen, was da ist, Ideen aus Büchern ins

Leben bringen und wie der Wind oder gewisse Vögel den Samen dahin und dorthin streuen. Als Zwischenläufer zwischen dem Schriftsteller und Publicum muß man sie wirklich sehr in Ehren halten. (1798.)

*

Der Dichter kann eine erstaunliche Macht über das Gemüth ausüben, wenn er nur recht viel Sachen und Bestimmungen in seinen Gegenstand legt. (1798.)

*

Wenn man überlegt, daß das Schicksal dichterischer Werke an das Schicksal der Sprache gebunden ist, die schwerlich auf dem jetzigen Punkte stehen bleibt, so ist ein unsterblicher Name in der Wissenschaft etwas sehr Wünschenwerthes. (1798.)

*

Sobald mir Einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen irgend etwas näher liegt als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, gebe ich ihn auf. (1796.)

*

Es ist mir eine trostreiche Erfahrung, wie der poetische Geist alles Gemeine der Wirklichkeit so schnell und glücklich unter sich bringt und durch einen Schwung, den er sich selbst giebt, aus diesen Banden heraus ist, so daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloser Verzweiflung nachsehen können. (1796.)

*

Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler: daß er sich über das Wirkliche erhebt und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen, formlosen

Natur verläßt er mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche und wird idealistisch, und, wenn sein Verstand schwach ist, gar phantastisch, oder will er oder muß er, durch seine Natur genöthiget, in der Sinnlichkeit bleiben, so bleibt er gern auch in der Wirklichkeit stehen und wird, in beschränkter Bedeutung des Wortes, realistisch und, wenn es ihm ganz an Phantasie fehlt, knechtisch und gemein. In beiden Fällen also ist er nicht ästhetisch. Die Reduction empirischer Formen auf ästhetische ist die schwierige Operation, und hier wird gewöhnlich entweder der Körper oder der Geist, die Wahrheit oder die Freiheit, fehlen. Die alten Muster, sowohl im Poetischen als Plastischen, scheinen mir vorzüglich den Nutzen zu leisten, daß sie eine empirische Natur, die bereits auf eine ästhetische reducirt ist, darstellen, und daß sie nach einem tiefen Studium über das Geschaft jener Reduction selbst Winke geben können. Aus Verzweiflung, die empirische Natur, womit er umgeben ist, nicht auf eine ästhetische reduciren zu können, verläßt der neuere Künstler von lebhafter Phantasie und Geist sie lieber ganz und sucht bei der Imagination Hilfe gegen die Empirie, gegen die Wirklichkeit. (14. Septbr. 1797.)

*

Wir gebildeten und besonders ästhetisch gebildeten Deutschen wollen immer aus dem Beschränkten ins Unendliche gehen und werden also den Geist ernsthafter nehmen und in das Tiefe und Ideelle setzen; der Franzose dagegen wird sich seines absoluten Vermögens mehr durch das freie Spiel der Gedanken bewußt und wird also schon mit dem Witz zufrieden sein. Aus eben dem Grunde, weil wir von dem Geiste soviel fordern, haben wir so wenig (das Höchste macht sich am Schwersten mit dem Gewöhnlichen gemein); daher bleibt uns oft keine andere Wahl, als ab-

wechselnd platt und erhaben zu sein. Des Zierlichen, Anmuthigen, Geistreichen (im gewöhnlichen Sinne) ist jedes Geschäft, jedes Gespräch fähig und empfänglich, des Poetischen und Idealen aber nicht und nur in den höchsten Momenten. (17. März 1802.)

*

In der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtlosen an, ja er hat sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operationen nur soweit kommt, um die erste dunkele Totalidee seines Werkes in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wiederzufinden. Ohne eine solche dunkele aber mächtige Totalidee, die allem Technischen vorhergeht, kann kein poetisches Werk entstehen und die Poesie besteht eben darin, jenes Bewußtlose aussprechen und mittheilen zu können, d. h. es in einen Gegenstand überzutragen. Der Nichtpoet kann so gut als der Dichter von einer poetischen Idee ergriffen sein, aber er kann sie in keinen Gegenstand legen, er kann sie nicht mit einem Anspruch auf Nothwendigkeit herstellen. Ebenso kann der Nichtpoet so gut als der Dichter ein Product mit Bewußtsein und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein solches Werk fängt nicht aus dem Bewußtlosen an und endiget nicht in demselben. Es bleibt nur ein Werk der Besonnenheit. Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereiniget, macht den poetischen Künstler aus. Man hat über dem Bestreben, der Poesie einen höhern Grad zu geben, ihren Begriff verwirrt. Jeden, der im Stande ist, seinen Empfindungszustand in ein Object zu legen, so daß dieses mich nöthiget, in jenen Empfindungszustand auch überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher. Aber nicht jeder Poet ist darum dem Grade nach ein vortrefflicher. Der

Grad seiner Vollkommenheit beruht auf dem Reichthume, dem Gehalt, den er in sich hat und folglich außer sich darstellt, und auf dem Grade von Nothwendigkeit, die sein Werk ausübt. Totalität des Ausdrucks wird von jedem poetischen Werke gefordert, denn jedes muß Character haben oder es ist nichts; aber der vollkommene Dichter spricht das Ganze der Menschheit aus. Es leben jetzt mehrere soweit ausgebildete Menschen, die nur das ganz Vortreffliche befriediget, die aber nicht im Stande wären, auch nur etwas Gutes selbst hervorzubringen. Sie können nichts machen; ihnen ist der Weg vom Subject zum Object verschlossen, aber eben dieser Schritt macht den Dichter. Ebenso gab und giebt es Dichter genug, die etwas Gutes und Characteristisches hervorbringen können, aber mit ihrem Product jene hohen Forderungen nicht erreichen, ja sie nicht einmal an sich selbst machen. Diesem fehlt nur der Grad, jenen fehlt die Art, und Dies, meine ich, wird jetzt zu wenig unterschieden. Daher ein unnützer, niemals beizulegender Streit zwischen beiden, wobei die Kunst nichts gewinnt, denn die ersten, welche sich auf dem vagen Gebiete des Absoluten aufhalten, halten ihren Gegnern immer nur die dunkele Idee des Höchsten entgegen, diese dagegen haben die That für sich, die zwar beschränkt, aber reell ist. Aus der Idee aber ohne die That kann gar nichts werden. (27. März 1801.)

*

Es hat mit der Reinheit des Silbenmaßes die eigene Bewandtniß, daß sie zu einer sinnlichen Darstellung der innern Nothwendigkeit des Gedankens dient, da im Gegentheil eine Licenz gegen das Silbenmaß eine gewisse Willkürlichkeit fühlbar macht. Aus diesem Gesichtspunkt ist sie ein großes Moment und berührt sich mit den innersten

Kunstgesetzen. Es muß jeden freuen, daß Gedichte, welche entschiedenen Kunstwerth haben, sich auch noch diesem Maßstabe unterwerfen. So wird die Mittelmäßigkeit am besten bekämpft, denn sowohl der, welcher kein Talent hat als correcte Verse zu machen und blos für das Ohr arbeitet, als auch der andere, welcher sich für zu originell hält, um auf das Metrum den gehörigen Fleiß zu wenden, werden dadurch zum Schweigen gebracht. (1799.)

*

Es ist eine erstaunliche Klippe für die Poesie, Gesellschaftslieder zu verfertigen, — die Prosa des wirklichen Lebens hängt sich bleischwer an die Phantasie und man ist immer in Gefahr, in den Ton der Freimaurerlieder zu fallen, der (mit Erlaubniß zu sagen) der heilloseste von allen ist. So hat Goethe selbst einige platte Sachen bei dieser Gelegenheit ausgehen lassen. (18. Febr. 1802.)

Die Lieder der Deutschen, welche man in fröhlichen Cirkeln singen hört, schlagen fast alle in den platten prosaischen Ton der Freimaurerlieder, weil das Leben keinen Stoff zur Poesie giebt. (18. Aug. 1803.)

*

Ein Gespräch. *)

Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einst der Genuß und die Richtschnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen ewigen Ordnung zu dienen. — „Dienen! Dienen gewiß, so gewiß als der unbedeutendste Mauerstein der Symmetrie des Palastes, die auf ihm ruhet! Aber auch als ein mit-

*) Thalia, 6. Heft. 1789. Für den „Geisterseher" bestimmt, in dem aber später nur das Geripp dieser geistvollen Unterhaltung aufgenommen wurde. — S. vorn S. 238.

gefragtes, mitgenießendes Wesen? Lieblicher, gutherziger Wahn des Menschen! Deine Kräfte willst du ihr widmen? Kannst du sie ihr denn weigern? Was du bist und was du besitzest, bist du ja nur, besitzest du nur für sie. Hast du gegeben, was du geben kannst, und was du allein ihr geben konntest, so bist du auch nicht mehr, deine Gebrechlichkeit spricht dir das Urtheil, und sie ist es auch, die es vollziehet. Aber wer ist denn diese Natur, diese Ordnung, wider welche ich klage? Immerhin! Möchte sie, wie der Griechen Saturn, ihre eigenen Kinder verzehren, wäre sie selbst nur, überlebte sie auch nur die vergangene Secunde! — Ein unermeßlicher Baum, steht sie da im unermeßlichen Raume. Die Weisheit und die Tugend ganzer Generationen rinnen wie Säfte in seinen Röhren; Jahrtausende und die Nationen, die darin Geräusch machten, fallen wie welke Blüthen, wie verdorrte Blätter von seinen Zweigen, die er mit innerer unvergänglicher Zeugungskraft aus dem Stamme treibt. Kannst du von ihr verlangen, was sie selbst nicht besitzet? Du, eine Furche, die der Wind in die Meeresfläche bläst, deines Daseins Spur darin zu sichern verlangen?"

Diese trostlose Behauptung widerlegt schon die Weltgeschichte. Die Namen Lykurg, Sokrates, Aristides haben ihre Werke überdauert.

„Und der nützliche Mann, der den Pflug zusammensetzte — wie hieß der? Trauen Sie einer Belohnerin, die nicht gerecht ist? Sie leben in der Geschichte, wie Mumien in Balsam, um mit ihrer Geschichte etwas später zu vergehen."

Und dieser Trieb zur ewigen Fortdauer? Kann oder darf ihre Nothwendigkeit verschwinden? Dürfte in der Kraft Etwas sein, dem Nichts in der Wirkung entspräche?

„O in dieser Wirkung eben liegt Alles. Verschwinden? Steigt nicht auch der Wasserstrahl in der Cascade

mit einer Kraft in die Höhe, die ihn durch einen unendlichen Raum schleudern könnte? Aber schon im ersten Moment seines Aufsprunges zieht die Schwerkraft an ihm, drücken tausend Luftsäulen auf ihn, die ihn, früher oder später, in einem höhern oder niedrigern Bogen zur mütterlichen Erde zurücktreiben. Um so spät zu fallen, mußte er mit dieser üppigen Kraft aufsteigen — gerade eine elastische Kraft, wie der Trieb zur Unsterblichkeit, gehörte dazu, wenn sich die Menschenerscheinung gegen die herandrückende Nothwendigkeit Raum machen sollte. Ich gebe mich überwunden, liebster Freund, wenn Sie mir darthun, daß dieser Trieb zur Unsterblichkeit im Menschen nicht eben so vollkommen mit dem zeitlichen Zweck seines Daseins aufgehe, als seine sinnlichsten Triebe. Freilich verführt uns unser Stolz, Kräfte, die wir nur für, nur durch die Nothwendigkeit haben, gegen sie selbst anzuwenden; aber hätten wir wohl diesen Stolz, wenn sie nicht auch von ihm Vortheile zöge? Wäre sie ein vernünftiges Wesen, sie müßte sich unserer Philosophien ungefähr eben so freuen, wie sich ein weiser Feldherr an dem Muthwillen seiner kriegerischen Jugend ergötzet, der ihm Helden im Gefechte verspricht."

Der Gedanke diente nur der Bewegung? Das Ganze wäre todt und die Theile lebten? Der Zweck wäre so gemein, und die Mittel so edel?

„Zweck überhaupt hätten wir nie sagen sollen. Um in Ihre Vorstellungsart einzutreten, entlehne ich diesen Begriff von der moralischen Welt, weil wir hier gewohnt sind, die Folgen einer Handlung ihren Zweck zu nennen. In der Seele selbst geht zwar der Zweck dem Mittel voran; wenn ihre inneren Wirkungen aber in äußere übergehen, so kehrt sich diese Ordnung um, und das Mittel verhält sich zu dem Zwecke wie die Ursache zu ihrer Wir-

kung. In diesem letzten Sinne durfte ich mich uneigentlich dieses Ausdruckes bedienen, der aber auf unsere jetzige Untersuchung keinen störenden Einguß haben darf. Setzen Sie statt Mittel und Zweck: Ursache und Wirkung — wo bleibt der Unterschied von Gemein und Edel? Was kann an der Ursache edel sein, als daß sie ihre Wirkung erfüllt? Edel und Gemein bezeichnen nur das Verhältniß, in welchem ein Gegenstand gegen ein gewisses Principium in unserer Seele steht — es ist also ein Begriff, der nur innerhalb unserer Seele, nicht außerhalb derselben anzuwenden ist. Sehen Sie aber, wie Sie schon als erwiesen annehmen, was wir erst durch unsere Schlüsse herausbringen sollen? Warum anders nennen Sie den Gedanken im Gegensatz von der Bewegung edel, als weil Sie das denkende Wesen schon als den Mittelpunkt voraussetzen, dem sie die Folgenreihe der Dinge unterordnen? Treten Sie in meine Gedankenreihe, so wird diese Rangordnung verschwinden; der Gedanke ist Wirkung und Ursache der Bewegung, und ein Glied der Nothwendigkeit, wie der Pulsschlag, der ihn begleitet."

Nimmermehr werden Sie diesen paradoxen unnatürlichen Satz durchsetzen. Beinahe überall können wir mit unserm Verstande den Zweck der physischen Natur bis in den Menschen verfolgen. Wo sehen wir sie auch nur Einmal diese Ordnung umkehren und den Zweck des Menschen der physischen Welt unterwerfen? Und wie wollen Sie diese auswärtige Bestimmung mit dem Glückseligkeitstriebe vereinigen, der alle seine Bestrebungen einwärts gegen ihn selbst richtet?

„Lassen Sie uns doch versuchen. Um mich kürzer zu fassen, muß ich mich wieder Ihrer Sprache bedienen. Setzen wir also, daß moralische Erscheinungen nöthig waren, wie

Licht und Schall nöthig waren, so mußten Wesen vorhanden sein, die diesem besondern Geschäfte zugebildet waren, so wie Aether und Luft gerade so und nicht anders beschaffen sein mußten, um derjenigen Anzahl von Schwingungen fähig zu sein, die uns die Vorstellung von Farbe und Wohlklang geben. Es mußten also Wesen existiren, die sich selbst in Bewegung setzen, weil die moralische Erscheinung auf der Freiheit beruhet: was also bei der Luft und dem Aether, bei dem Mineral und der Pflanze die ursprüngliche Form leistet, mußte hier von einem innern Principium erhalten werden, gegen welches sich die Beweggründe oder die bewegenden Kräfte dieses Wesens ungefähr eben so verhielten, als die bewegenden Kräfte der Pflanze gegen den beständigen Typus ihres Baues. Wie sie das blos organische Wesen durch eine unveränderliche Mechanik lenkt, so mußte sie das denkendempfindende Wesen durch Schmerz und Vergnügen bewegen."

Ganz richtig.

„Wir sehen sie also in der moralischen Welt ihre bisherige Ordnung verlassen, ja sogar mit sich selbst in einen anscheinenden Streit gerathen. In jedem moralischen Wesen legt sie ein neues Centrum an, einen Staat im Staate, gleichsam als hätte sie ihren allgemeinen Zweck ganz aus den Augen verloren. Gegen dieses Centrum müssen sich alle Thätigkeiten dieses Wesens mit einem Zwange neigen, wie sie ihn in der physischen Welt durch die Schwerkraft ausübt. Dieses Wesen ist auf die Art in sich selbst gegründet, ein wahres und wirkliches Ganze, durch diesen Fall zu seinem Centrum dazu gebildet, eben so wie der Planet der Erde durch die Schwerkraft zur Kugel ward und als Kugel fortdauert. Bis hieher scheint sie sich selbst ganz vergessen zu haben.

„Aber wir haben gehört, daß dieses Wesen nur vorhanden ist, um die moralischen Erscheinungen hervorzubringen, deren sie bedurfte; die Freiheit dieses Wesens, oder sein Vermögen sich selbst zu bewegen, mußte also dem Zweck unterworfen werden, zu welchem sie es bestimmte. Wollte sie also über die Wirkungen Meister bleiben, die es leistete, so mußte sie sich des Principiums bemächtigen, wornach sich das moralische Wesen beweget. Was konnte sie daher anderes thun, als ihren Zweck mit diesem Wesen an das Principium anschließen, wodurch es regiert wird, oder mit anderen Worten, seine zweckmäßige Thätigkeit zur nothwendigen Bedingung seiner Glückseligkeit machen?"

Das begreif ich.

„Erfüllt also das moralische Wesen die Bedingungen seiner Glückseligkeit, so tritt es eben dadurch in den Plan der Natur ein, dem es durch diesen abgesonderten Plan entzogen zu sein schien, ebenso wie der Erdkörper durch den Fall seiner Theile zu ihrem Centrum fähig gemacht wird, die Ekliptik zu beschreiben. Durch Schmerz und Vergnügen erfährt also das moralische Wesen jedesmal nur die Verhältnisse seines gegenwärtigen Zustandes zu dem Zustande seiner höchsten Vollkommenheit, welcher einerlei ist mit dem Zwecke der Natur. Diesen Weiser hat und bedarf das organische Wesen nicht, weil es sich durch sich selbst dem Zustand seiner Vollkommenheit weder nähern, noch von ihm entfernen kann. Jenes also hat vor diesem den Genuß seiner Vollkommenheit, d. i. Glückseligkeit, voraus, mit dieser aber auch die Warnung, wenn es davon abweicht, oder das Leiden. Hätte eine elastische Kugel das Bewußtsein ihres Zustandes, so würde der Fingerdruck, der ihr eine flache Form aufdrückt, sie schmerzen, so würde sie

mit einem Gefühle von Wollust zu ihrer schönsten Rundung zurückkehren."

Ihre elastische Kraft dient ihr statt jenes Gefühles.

„Aber eben so wenig Aehnlichkeit die schnelle Bewegung, die wir Feuer nennen, mit der Empfindung des Brennens, oder die kubische Form eines Salzes mit seinem bittern Geschmacke hat, eben so wenig Aehnlichkeit hat das Gefühl, das wir Glückseligkeit nennen, mit dem Zustand unsrer innern Vollkommenheit, den es begleitet, oder mit dem Zweck der Natur, dem es dienet. Beide, möchte man sagen, seien durch eine eben so willkührliche Coexistenz mit einander verbunden, wie der Lorbeerkranz mit einem Siege, wie ein Brandmal mit einer ehrlosen Handlung."

So scheint es.

„Der Mensch also brauchte kein Mitwisser des Zwecks zu sein, den die Natur durch ihn ausführt. Möchte er immerhin von keinem andern Principium wissen, als dem, wodurch er in seiner kleinen Welt sich regiert; möchte er sogar im lieblichen, selbstgefälligen Wahn die Verhältnisse dieser seiner kleinen Welt der großen Natur als Gesetze unterlegen — dadurch, daß er seiner Structur dienet, sind ihre Zwecke mit ihm gesichert."

Und kann Etwas vortrefflicher sein, als daß alle Theile des großen Ganzen nur dadurch den Zweck der Natur befördern, daß sie ihrem eignen getreu bleiben, daß sie nicht zu der Harmonie beitragen wollen, dürfen, sondern daß sie es müssen. Diese Vorstellung ist so schön, so hinreißend, daß man schon dadurch allein bewogen wird —

„sie einem Geiste zu gönnen, wollen Sie sagen? weil der selbstsüchtige Mensch seinem Geschlechte gern alles Gute und Schöne zutragen möchte, weil er den Schöpfer so gern in seiner Familie haben möchte. Geben Sie dem Krystalle

das Vermögen der Vorstellung, sein höchster Weltplan wird Crystallisation, seine Gottheit die schönste Form von Crystall sein. Und müßte Dies nicht so sein? Hielte nicht jede einzelne Wasserkugel so getreu und fest an ihrem Mittelpunkte, so würde sich nie ein Weltmeer bewegt haben."

Aber wissen Sie auch, gnädigster Prinz, daß Sie bisher nur gegen sich selbst bewiesen haben? Wenn es wahr ist, wie Sie sagen, daß der Mensch nicht aus seinem Mittelpunkte weichen kann, woher Ihre eigene Anmaßung, den Gang der Natur zu bestimmen? Wie können Sie es denn unternehmen, die Regel festsetzen zu wollen, nach der sie handelt?

„Nichts weniger. Ich bestimme Nichts, ich nehme ja nur hinweg, was die Menschen mit ihr verwechselt haben, was sie aus ihrer eignen Brust genommen und durch prahlerische Titel aufgeschmückt haben."

Ich konnte das Gespräch noch nicht abgebrochen sehen.

Gnädigster Prinz, fing ich von Neuem an, hab' ich Sie auch recht verstanden? Der letzte Zweck des Menschen ist nicht im Menschen, sondern außer ihm? Er ist nur um seiner Folgen willen vorhanden.

„Lassen Sie uns diesen Ausdruck vermeiden, der uns irre führt. Sagen Sie, er ist da, weil die Ursachen seines Daseins da waren, und weil seine Wirkungen existiren, oder, was eben so viel sagt, weil die Ursachen, die ihm vorhergingen, eine Wirkung haben mußten, und die Wirkungen, die er hervorbringt, eine Ursache haben müssen."

Wenn ich ihm also einen Werth beilegen will, so kann ich diesen nur nach der Menge und Wichtigkeit der Wirkungen abwägen, deren Ursache er ist?

„Nach der Menge seiner Wirkungen. Wichtig nennen wir eine Wirkung blos, weil sie eine größere Menge von

Wirkungen nach sich zieht. Der Mensch hat keinen andern Werth als seine Wirkungen."

Derjenige Mensch also, in welchem der Grund mehrerer Wirkungen enthalten ist, wäre der vortrefflichere Mensch?

„Unwidersprechlich."

Wie? So ist zwischen dem Guten und Schlimmen kein Unterschied mehr! So ist die moralische Schönheit verloren!

„Das fürcht' ich nicht. Wäre Das, so wollte ich sogleich gegen Sie verloren geben. Das Gefühl des moralischen Unterschiedes ist mir eine weit wichtigere Instanz als meine Vernunft — und nur alsdann fing ich an, an die letztere zu glauben, da ich sie mit jenem unvertilgbaren Gefühle übereinstimmend fand. Ihre Moralität bedarf einer Stütze, die meinige ruht auf ihrer eigenen Achse."

Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß oft die wichtigsten Rollen durch die mittelmäßigsten Spieler gespielt werden, daß die Natur die heilsamsten Revolutionen durch die schändlichsten Subjecte vollbringt. Ein Mahomed, ein Attila, ein Aurangzeb sind so wirksame Diener des Universums, als Gewitter, Erdbeben, Vulkane kostbare Werkzeuge der physischen Natur. Ein Despot auf dem Thron, der jede Stunde seiner Regierung mit Blut und Elend bezeichnet, wäre also ein weit würdigeres Glied Ihrer Schöpfung, als der Feldbauer in seinen Ländern, weil er ein wirksameres ist — ja, was das Traurigste ist, er wäre eben durch Das vortrefflicher, was ihn zum Gegenstande unsers Abscheues macht, durch die größere Summe seiner Thaten, die alle fluchwürdig sind — er hätte in eben dem Grade einen größern Anspruch auf den Namen eines vortrefflichen Menschen, als er unter die Menschheit herabsinkt. Laster und Tugend —

„Sehen Sie", rief der Prinz mit Verdruß, „wie Sie sich von der Oberfläche hintergehen lassen, und wie leicht Sie mir gewonnen geben! Wie können Sie behaupten, daß ein verwüstendes Leben ein thätiges Leben sei? Der Despot ist das unnützlichste Geschöpf in seinen Staaten, weil er durch Furcht und Sorge die thätigsten Kräfte bindet und die schöpferische Freude erstickt. Sein ganzes Dasein ist eine fürchterliche Negative; und wenn er gar an das edelste, heiligste Leben greift und die Freiheit des Denkens zerstört — hunderttausend thätige Menschen ersetzen in einem Jahrhunderte nicht, was ein Hildebrand, ein Philipp von Spanien in wenigen Jahren verwüsteten. Wie können Sie diese Geschöpfe und Schöpfer der Verwesung durch Vergleichung mit jenen wohlthätigen Werkzeugen des Lebens und der Fruchtbarkeit ehren!"

Ich gestehe die Schwäche meines Einwurfs — aber setzen wir anstatt eines Philipps einen Peter den Großen auf den Thron, so können Sie doch nicht läugnen, daß dieser in seiner Monarchie wirksamer sei, als der Privatmann bei dem nämlichen Maß von Kräften und aller Thätigkeit, deren er fähig ist. Das Glück ist es also doch, was Ihrem Systeme die Grade der Vortrefflichkeit bestimmt, weil es die Gelegenheiten zum Wirken vertheilt!

„Der Thron wäre also nach Ihrer Meinung vorzugsweise eine solche Gelegenheit? Sagen Sie mir doch — wenn der König regiert, was thut der Philosoph in seinen Reichen?"

Er denkt.

„Und was thut der König, wenn er regiert?"

Er denkt.

„Und wenn der wachsame Philosoph schläft, was thut der wachsame König?"

Er schläft.

„Nehmen Sie zwei brennende Kerzen, eine davon stehe in einer Bauernstube, die andere soll in einem prächtigen Saale einer fröhlichen Gesellschaft leuchten. Was werden sie beide?"

Sie werden leuchten.

„Aber eben das spricht für mich. — Beide Kerzen, nehmen wir an, brennen gleich lang und gleich helle, und verwechselte man ihre Bestimmung, so würde Niemand einen Unterschied merken. Warum soll die eine darum vortrefflicher sein, weil der Zufall sie begünstigte, in einem glänzenden Saale Pracht und Schönheit zu zeigen? Warum soll die andere schlechter sein, weil der Zufall sie dazu verdammte, in einer Bauernhütte Armuth und Kummer sichtbar zu machen? Und doch folgte Dies nothwendig aus Ihrer Behauptung."

„Beide sind gleich vortrefflich, aber beide haben auch gleichviel geleistet."

Wie ist Das möglich? Da die in dem weiten Saale so viel mehr Licht ausgegossen hat als die andere? Da sie so viel mehr Vergnügen verbreitet hat als die andere?

„Erwägen Sie nur, daß hier nur von der ersten Wirkung die Rede ist, nicht von der ganzen Kette. Nur die nächstfolgende Wirkung gehört der nächstvorhergegangenen Ursache; nur so viele Theile der Lichtmaterie, als sie unwittelbar berührte, setzte die brennende Kerze in Schwung. Und was sollte nun die eine vor der andern voraus haben? Können Sie aus einem jeden Centralpunkte nicht gleichviel Strahlen ziehen? Eben so viel aus Ihrem Augenstern als aus dem Mittelpunkt der Erde? Entwöhnen Sie sich doch, die großen Massen, die der Verstand nur als solche Ganze zusammenfaßt, in der wirklichen Welt auch

als solche existirende Ganze vorauszusetzen. Der Feuerfunke, der in ein Pulvermagazin fällt, einen Thurm in die Luft sprengt und hundert Häuser verschüttet, hat darum doch nur ein einziges Körnchen gezündet."

Sehr gut, aber —

„Wenden wir Dieses auf moralische Handlungen an. Wir gehen spazieren, und zwei Bettler sollen uns begegnen. Ich gebe dem einen ein Stück Geld, Sie dem andern ein gleiches; der meinige betrinkt sich von dem Gelde und begeht in diesem Zustand eine Mordthat, der Ihrige kauft einem sterbenden Vater eine Stärkung und fristet ihm damit das Leben. Ich hätte also durch eben die Handlung, wodurch Sie Leben gaben, Leben geraubt? — Nichts weniger. Die Wirkung meiner That hörte mit ihrer Unmittelbarkeit so wie die Ihrige auf meine Wirkung zu sein."

Wenn aber mein Verstand diese Folgenreihe übersieht, und nur diese Uebersicht mich zu der That bestimmt — wenn ich dem Bettler dieses Geld gab, um einem sterbenden Vater das Leben damit zu fristen, so sind doch alle diese Folgen mein, wenn sie so eintreffen, wie ich sie mir dachte.

„Nichts weniger. Vergessen Sie nur nie, daß Eine Ursache nur Eine Wirkung haben kann. Die ganze Wirkung, die Sie hervorbrachten, war, das Geldstück aus Ihrer Hand in die Hand des Bettlers zu bringen. Dies ist von dieser ganzen langen Kette von Wirkungen die einzige, die auf Ihre Rechnung kommt. Die Arznei wirkte als Arznei u. s. f. — Sie scheinen verwundert. Sie glauben, daß ich Paradoxen behaupte, ein einziges Wort könnte uns vielleicht mit einander verständigen, aber wir wollen es lieber durch unsere Schlüsse finden."

Aus dem Bisherigen, sehe ich wohl, folgt, daß eine

gute That an ihrer schlimmen Wirkung nicht Schuld ist, und eine schlimme That nicht an ihrer vortrefflichen. Aber zugleich folgt auch daraus, daß weder die gute an ihrer guten Wirkung, noch die schlimme an ihrer schlimmen Schuld ist, und daß also beide in ihren Wirkungen ganz gleich sind. — Sie müßten denn die seltenen Fälle ausnehmen wollen, wo die unmittelbare Wirkung zugleich auch die abgezweckte ist.

„Eine solche unmittelbare giebt es gar nicht, denn zwischen jede Wirkung, die der Mensch außer sich hervorbringt, und deren innere Ursache, oder den Willen, wird sich eine Reihe gleichgültiger einschieben, wenn es auch Nichts als Muskularbewegung wäre. Sagen Sie also dreist, daß beide in ihren Wirkungen durchaus *moralisch* einerlei, d. i. gleichgültig sind. —

„Und wer wird Dieses läugnen wollen? Der Dolchstich, der das Leben eines Heinrichs IV. und eines Domitians endigt, sind beide ganz die nämliche Handlung."

Recht, aber die Motive —

„Die Motive also bestimmen die moralische Handlung. Und woraus bestehen die Motive?"

Aus Vorstellungen.

„Und was nennen Sie Vorstellungen?"

Innere Handlungen oder Thätigkeiten des denkenden Wesens, die äußeren Thätigkeiten correspondiren.

„Eine moralische Handlung ist also eine Folge innerer Thätigkeiten, welche äußeren Veränderungen correspondiren?"

Ganz richtig.

„Wenn ich also sage, die Begebenheit A, B, C ist eine moralische Handlung, so heißt Dies so viel, als der Reihe äußerer Veränderungen, welche diese Begebenheit A,

B, C ausmachen, ist eine Reihe innerer Veränderungen a, b, c vorhergegangen."

So ist es.

„Die Handlungen a, b, c waren also bereits beschlossen, als die Handlungen A, B, C anfingen?"

Nothwendig.

Wenn also A, B, C auch nicht angefangen hätte, so wäre a, b, c darum nicht weniger gewesen. War nun die Moralität in a, b, c enthalten, so blieb sie auch, wenn wir A, B, C ganz vertilgen."

Ich verstehe Sie, gnädigster Herr — und so wäre Dasjenige, was ich für das erste Glied in der Kette gehalten, das letzte darin gewesen. Als ich dem Bettler das Geld gab, war meine moralische Handlung schon ganz vorbei, schon ihr ganzer Werth oder Unwerth entschieden.

„So mein' ich's. Trafen die Folgen ein, wie Sie sie dachten, d. i. folgte A, B, C auf a, b, c, so war es Nichts weiter als eine gelungene gute Handlung. In diesem äußern Strome hat der Mensch Nichts mehr zu sagen, ihm gehört Nichts als seine eigene Seele. Sie sehen daraus aufs Neue, daß der Monarch Nichts dem Privatmann voraus hat, denn auch er ist so wenig Herr jenes Stroms als dieser; auch bei ihm ist das ganze Gebiet seiner Wirksamkeit blos innerhalb seiner eigenen Seele."

Aber dadurch wird Nichts verändert, gnädigster Herr; denn auch die böse Handlung hat ihre Motive wie die gute, d. i. ihre inneren Thätigkeiten, und nur um dieser Motive willen nennen wir sie ja böse. Setzen Sie also den Zweck und den Werth des Menschen in die Summe seiner Thätigkeiten, so sehe ich immer noch nicht, wie Sie die Moralität aus seinem Zwecke herausbringen, und meine vorigen Einwürfe kehren zurück.

„Lassen Sie uns hören. Schlimm oder Gut, sind wir übereingekommen, seien Prädicate, die eine Handlung erst in der Seele erlangen."

Das ist erwiesen.

„Lassen wir also zwischen die äußere Welt und das denkende Wesen eine Scheidewand fallen, so erscheint uns die nämliche Handlung außerhalb derselben gleichgültig, innerhalb derselben nennen wir sie schlimm oder gut."

Richtig.

„Moralität ist also eine Beziehung, die nur innerhalb der Seele, außer ihr nie gedacht werden kann, so wie z. B. die Ehre eine Beziehung ist, die dem Menschen nur innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zukommen kann."

Ganz recht.

„Sobald wir uns eine Handlung als in der Seele vorhanden denken, so erscheint sie uns als die Bürgerin einer ganz andern Welt, und nach ganz andern Gesetzen müssen wir sie richten. Sie gehört einem eigenen Ganzen zu, das seinen Mittelpunkt in sich selbst hat, aus welchem Alles fließt, was es giebt, gegen welchen Alles strömt, was es empfängt. Dieser Mittelpunkt oder dieses Principium ist, wie wir vorhin übereingekommen sind, nichts Anders, als der inwohnende Trieb, alle seine Kräfte zum Wirken zu bringen, oder, was eben soviel sagt, zur höchsten Kundmachung seiner Existenz zu gelangen. In diesen Zustand setzen wir die Vollkommenheit des moralischen Wesens, so wie wir eine Uhr vollkommen nennen, wenn alle Theile, woraus der Künstler sie zusammensetzte, der Wirkung entsprechen, um derenwillen er sie zusammensetzte, wie wir ein musikalisches Instrument vollkommen nennen, wenn alle Theile desselben an seiner höchsten Wirkung den höchsten Antheil nehmen, dessen sie fähig und um dessenwillen

sie vereinigt sind. Das Verhältniß nun, in welchem die Thätigkeiten des moralischen Wesens zu diesem Principium stehen, bezeichnen wir mit dem Namen der Moralität; und eine Handlung ist moralisch gut oder moralisch böse, je nachdem sie sich jenem nähert oder von ihm entfernt, es befördert oder hindert. Sind wir darüber einig?"

Vollkommen.

„Da nun jenes Principium kein anderes ist, als die vollständigste Thätigkeit aller Kräfte im Menschen, so ist eine gute Handlung, wobei mehr Kräfte thätig waren, eine schlimme, wobei weniger thätig waren."

Hier, gnädigster Herr, lassen Sie uns inne halten. Diesem nach käme eine kleine Wohlthat, die ich reiche, in der moralischen Rangordnung sehr tief unter das jahrelange Komplott der Bartholomäusnacht zu stehen, oder die Verschwörung des Cueva gegen Venedig.

Der Prinz verlor hier die Geduld. „Wann werd' ich Ihnen doch begreiflich machen können", fing er an, „daß die Natur kein Ganzes kenne? Stellen Sie zusammen, was zusammen gehört. War jenes Komplott eine Handlung, oder nicht vielmehr eine Kette von hunderttausenden? — und von hunderttausend mangelhaften, gegen welche Ihre kleine Wohlthat noch immer im Vortheile stehet? Der Trieb der Menschenliebe schlief bei allen, der bei der Ihrigen thätig war. Aber wir kommen ab. Wo blieb ich?"

Eine gute Handlung sei, wobei mehr Kräfte thätig waren, und umgekehrt.

„Und dadurch also, daß weniger Kräfte bei ihr thätig waren, wird eine schlimme Handlung schlimm, und so umgekehrt."

Ganz begreiflich.

„Bei einer schlimmen Handlung wird also nur verneinet, was bei einer guten bejahet wird?"

So ist's.

„Ich kann also nicht sagen, es gehörte ein böses Herz dazu, diese That zu begehen, so wenig als ich sagen kann, es gehörte ein Kind und nicht ein Mann dazu, diesen Stein aufzuheben?"

Sehr war. Ich sollte vielmehr sagen, es mußte so viel gutes Herz fehlen, um diese That zu begehen.

„Laster ist also nur die Abwesenheit von Tugend, Thorheit die Abwesenheit von Verstand, ein Begriff ungefähr wie Schatten oder Stille?"

Ganz richtig.

„So wenig also, als man logisch=richtig sagen kann, es ist Leere, Stille, Finsterniß vorhanden, so wenig giebt es ein Laster im Menschen, und überhaupt also in der ganzen moralischen Welt?"

Das ist einleuchtend.

„Wenn es also kein Laster im Menschen giebt, so ist Alles, was in ihm thätig ist, Tugend, d. i. es ist gut, eben so wie Alles tönt, was nicht still ist, Alles Licht hat, was nicht im Schatten steht?"

Das folgt.

„Jede Handlung also, die der Mensch begeht, ist also dadurch, daß es eine Handlung ist, etwas Gutes?"

Nach allem Vorhergegangenen.

„Und wenn wir eine schlimme Handlung von einem Menschen sehen, so ist diese Handlung gerade das einzige Gute, was wir in diesem Augenblick an ihm bemerken."

Das klingt sonderbar.

„Lassen Sie uns ein Gleichniß zu Hülfe nehmen. Warum nennen wir einen trüben, nebligen Wintertag einen

traurigen Anblick? Ist es darum, weil wir eine Schneelandschaft an sich selbst widrig finden? Nichts weniger; könnte man sie in den Sommer verpflanzen, sie würde seine Schönheit erheben. Wir nennen ihn traurig, weil dieser Schnee und dieser Nebelduft nicht da sein könnten, wenn eine Sonne geschienen hätte, sie zu zertheilen, weil sie mit den ungleich größern Reizen des Sommers unvereinbar sind. Der Winter ist uns also ein Uebel, nicht weil ihm alle Genüsse mangeln, sondern weil er größere ausschließt.''

Vollkommen anschaulich.

,,Eben so mit moralischen Wesen. Wir verachten einen Menschen, der aus dem Treffen fliehet und dem Tode dadurch entgeht, nicht, weil uns der wirksame Trieb der Selbsterhaltung mißfiele, sondern weil er diesem Triebe weniger würde nachgegeben haben, wenn er die herrliche Eigenschaft des Muthes besessen hätte. Ich kann die Herzhaftigkeit, die List des Räubers bewundern, der mich bestielt, ihn selbst nenne ich lasterhaft, weil ihm die ungleich schönere Eigenschaft der Gerechtigkeit mangelt. So kann mich eine Unternehmung in Erstaunen setzen, die der Ausbruch einer Jahre lang verhaltenen thätigen Rachsucht ist; aber ich nenne sie verabscheuungswürdig, weil sie mir einen Menschen zeigt, der ganze Jahre leben konnte, ohne seinen Mitmenschen zu lieben. Ich schreite mit Unwillen über ein Schlachtfeld hinweg, nicht weil so viele Leben hier verwesen — Pest und Erdbeben hätten noch mehr thun können, ohne mich gegen sich aufzubringen — auch nicht weil ich die Kraft, die Kunst, den Heldenmuth nicht vortrefflich fände, die diese Krieger zu Boden streckten — sondern, weil mir dieser Anblick so viele tausend Menschen ins Gedächtniß bringt, denen die Menschlichkeit fehlte.''

Vortrefflich.

„Dasselbe gilt von den Graden der Moralität. Eine sehr künstliche, sehr fein ersonnene, mit Beharrlichkeit verfolgte, mit Muth ausgeführte Bosheit hat etwas Glänzendes an sich, das schwache Seelen oft zur Nachahmung reizt, weil man so viele große und schöne Kräfte in ihrer ganzen Fülle dabei wirksam findet. Und doch nennen wir diese Handlung schlimmer als eine ähnliche bei einem geringeren Maß von Geist, und strafen sie strenger, weil sie uns jenen Mangel der Gerechtigkeit in ihrer größern Motivenreihe häufiger erkennen läßt. Wird sie vollends noch an einem Wohlthäter verübet, so empört sie darum unser ganzes Gefühl, weil die Gelegenheiten, den Trieb der Liebe in Bewegung zu setzen, in diesem Falle häufiger waren, und wir also die Entdeckung, daß dieser Trieb unwirksam geblieben, häufiger dabei wiederholen."

Klar und einleuchtend.

„Auf unsere Frage zurückzukommen. Sie geben mir also zu, daß es nicht die Thätigkeiten der Kräfte sind, die das Laster zum Laster machen, sondern ihre Unthätigkeit."

Vollkommen.

„Die Motive sind aber solche Thätigkeiten; es ist also unrichtig geredet, eine Handlung ihrer Motive wegen lasterhaft zu nennen. Nichts weniger! Ihre Motive sind das einzige Gute, das sie hat; sie ist nur böse um derjenigen willen, die ihr mangeln."

Unwidersprechlich.

„Aber wir hätten diesen Beweis noch kürzer führen können. Würde der Lasterhafte aus diesen Motiven handeln, wenn sie ihm nicht einen Genuß gewährten? Genuß allein ist es, was moralische Wesen in Bewegung setzt; und nur das Gute, wissen wir ja, kann Genuß gewähren."

Ich bin befriedigt. Aus dem Bisherigen folgt unwidersprechlich, daß z. B. ein Mensch von hellem Geist und wohlwollendem Herzen nur darum ein besserer Mensch ist als ein anderer von eben so viel Geist und einem minder wohlthätigen Herzen, weil er sich dem Maximum innerer Thätigkeit mehr nähert. Aber eine andere Bedenklichkeit steigt in mir auf. Geben Sie einem Menschen die Eigenschaften des Verstandes, des Muths, der Tapferkeit u s. f. in einem vorzüglich hohen Grade, und lassen Sie ihn nur die einzige Eigenschaft, die wir gutes Herz nennen, mangeln — werden Sie ihn einem Andern vorziehen, der jene Eigenschaften in einem niedrigern Grade, dies letzere aber in seinem größten Umfang besitzet? Unstreitig ist jener ein weit thätigerer Mensch als dieser, und da nach Ihnen die Thätigkeit der Kräfte den moralischen Preis bestimmt, so würde also Ihr Urtheil für ihn ausfallen und mit dem gewöhnlichen Urtheil der Menschen in einem Widerspruche sich befinden.

„Es würde unfehlbar sehr übereinstimmend damit sein. Ein Mensch, dessen Verstandeskräfte in einem hohen Grade thätig sind, wird eben so gewiß auch ein vortreffliches Herz besitzen, als er Das, was er an sich selbst liebet, in einem Andern nicht hassen kann. Wenn die Erfahrung dagegen zu streiten scheint, so hat man entweder zu freigebig von seinem Verstande, oder von moralischer Güte zu eingeschränkt geurtheilt. Ein großer Geist mit einem empfindenden Herzen steht in der Ordnung der Wesen eben so hoch über dem geistreichen Bösewicht, als der Dummkopf mit einem weichen, man sagt besser weichlichen, Herzen unter diesem steht.“

Aber ein Schwärmer, und einer von der heftigen Art, ist doch offenbar ein thätigeres Wesen, als ein All-

tagsmensch mit phlegmatischem Blut und beschränkten Sinnen?

„Bei einem noch so phlegmatischen beschränkten Alltagsmenschen kommt doch jede Kraft zum Wirken, weil keine von der andern verdrängt wird. Er ist ein Mensch im gesunden Schlafe; der Schwärmer ist einem Phrenetischrasenden gleich, der sich in wüthenden Convulsionen wirft, wenn die Lebenskraft bereits in den äußersten Arterien auf hört. — Haben Sie noch eine Einwendung?"

Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß die Moralität des Menschen in dem Mehr oder Weniger seiner innern Thätigkeit enthalten ist.

„Erinnern Sie Sich nun, fuhr der Prinz fort, daß wir diese ganze Untersuchung im geschlossenen Bezirk der menschlichen Seele angestellt haben, daß wir sie von der äußern Reihe der Dinge durch eine Scheidewand getrennt und innerhalb dieses nie überschrittenen Kreises den ganzen Bau der Moralität aufgeführt haben. Wir haben zugleich gefunden, daß seine Glückseligkeit vollkommen mit seiner moralischen Vortrefflichkeit aufgehe, daß ihr also für die letztere eben so wenig Etwas zu fordern bleibe, daß ihm auf erst zu erreichende Vollkommenheit eben so wenig ein Genuß voraus zugetheilt werden könne, als daß eine Rose, die heute blühet, erst im folgenden Jahre dadurch schön sei, als daß ein Mißgriff auf dem Clavier erst in das nächstkommende Spiel seinen Mißlaut einmischen kann. Es wäre ebenso denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und ihre Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menschen in diese Welt und seine Glückseligkeit in die andere fallen könnte.— Ist Ihnen Dieses erwiesen?"

Ich weiß Nichts dagegen zu antworten.

„Das moralische Wesen ist also in sich selbst vollendet und beschlossen, wie das, welches wir zum Unterschied davon das organische nennen, beschlossen durch seine Moralität, wie dieses durch seinen Bau, und diese Moralität ist eine Beziehung, die von Dem, was außer ihm vorgeht, durchaus unabhängig ist."

Dies ist erwiesen.

„Es umgebe mich also was da wolle, der moralische Unterschied bleibt."

Ich ahne, wo Sie hinaus wollen, aber —

„Es sei also ein vernünftig geordnetes Ganze, eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, eine Fortdauer der Persönlichkeit, ein ewiger Fortschritt — aus der moralischen Welt läßt sich Dieses wenigstens nicht mit größerer Bündigkeit erweisen, als aus der physischen. Um vollkommen zu sein, um glücklich zu sein, bedarf das moralische Wesen keiner neuen Instanz mehr — und wenn es eine erwartet, so kann sich diese Erwartung wenigstens nicht mehr auf eine Forderung gründen. Was mit ihm werde, muß ihm für seine Vollkommenheit gleichviel sein, so wie es der Rose — um schön zu sein — gleichviel sein muß, ob sie in einer Wüste, oder in fürstlichen Gärten, ob dem Busen eines lieblichen Mädchens, oder dem verzehrenden Wurm entgegen blühet."

Paßt diese Vergleichung?

„Vollkommen; denn ich sage hier ausdrücklich: um schön zu sein, dort um glücklich zu sein — nicht: um vorhanden zu sein! Dies letzte gehört für eine neue Untersuchung, und ich will das Gespräch nicht verlängern."

Ich kann Sie doch noch nicht ganz losgeben, gnädigster Prinz. Sie haben — und mir däucht unumstößlich — bewiesen, daß der Mensch uur moralisch sei, in-

sofern er in sich selbst thätig sei — aber Sie behaupteten vorhin, daß er nur Moralität habe, um außer sich zu wirken.

„Sagen Sie, nur außer sich wirksam sei, weil er Moralität hat. Ihre „Damit" verwirren uns. Ich kann Ihre Zwecke nicht leiden."

Hier kommt es auf Eins. Es hieße also, daß er nur insofern den Grund der meisten Wirkungen außer sich enthalte, insofern er den höchsten Grad seiner Moralität erreiche. Und diesen Beweis sind Sie mir noch schuldig.

„Können Sie ihn aus dem Bisherigen nicht selbst führen? Der Zustand der höchsten innern Wirksamkeit seiner Kräfte, ist es nicht derselbe, in welchem er auch die Ursache der meisten Wirkungen außer sich sein kann?"

Sein kann, aber nicht sein muß — denn haben Sie nicht selbst zugestanden, daß eine unwirksam gebliebene gute That ihrem moralischen Werth Nichts benehme?

„Nicht blos zugestanden, sondern als höchst nothwendig festgesetzt! — Wie schwer sind Sie doch von einer irrigen Vorstellung zurückzubringen, die sich einmal Ihrer bemächtigt hat. Dieser anscheinende Widerspruch, daß die äußeren Folgen einer moralischen That für ihren Werth höchst gleichgültig sein, und daß der ganze Zweck seines Daseins dennoch nur in seinen Folgen nach Außen liege, verwirrt Sie immer. Nehmen Sie an, ein großer Virtuose spiele vor einer zahlreichen, aber rohen Gesellschaft, ein Stümper komme dazwischen und entführe ihm seinen ganzen Hörsaal. — Welchen werden Sie für den Nützlicheren erklären?"

Den Virtuosen, versteht sich; denn derselbe Künstler wird ein andermal feinere Ohren ergötzen.

„Und würde er Dieses wohl, wenn er die Kunst nicht besäße, die damals verloren ging, und die er damals übte?"

Schwerlich.

„Und wird sein Nebenbuhler jemals diejenige Wirkung hervorbringen, die er hervorbrachte?"

Diejenige nicht, aber —

„Aber vielleicht eine größere bei seinem größern Haufen, wollen sie sagen? Können Sie im Ernste zweifelhaft sein, ob ein Künstler, der einen Kreis fühlender Menschen und geistreicher Kenner zu bezaubern gewußt hat, mehr gethan habe, als jener Stümper in seinem ganzen Leben? Daß eine Empfindung vielleicht, die er erweckte, in einer feinen Seele sich zu Thaten erhöhte, die nachher für eine Million nützlich wurden? Daß sie sich vielleicht als das einzige noch fehlende Glied an eine wichtige Kette anschloß und einem herrlichen Vorhaben die Krone aufsetzte? — Auch jener Stümper, Das räume ich ein, kann fröhliche Menschen machen — auch der Mensch, der seine moralische Krone verlor, wird noch wirken, ebenso wie eine Frucht, an welcher die Fäulniß nagt, noch ein Mahl für Vögel und Würmer sein kann; aber sie wird nie mehr gewürdigt, einen reizenden Mund zu berühren."

Lassen Sie aber jenen Künstler in einer Wüste spielen, dort leben und sterben. Ich darf sagen, seine Kunst belohnt ihn; auch wo kein Ohr seine Töne auffängt, ist er sein eigner Hörer und genießt in den Harmonien, die er hervorbringt, die noch herrlichere Harmonie seines Wesens. Dieß dürfen Sie aber nicht sagen. Ihr Künstler muß Hörer haben, oder er ist umsonst dagewesen.

„Ich verstehe Sie — aber Ihr gegebener Fall kann nie Statt finden. Kein moralisches Wesen ist in einer Wüste; wo es lebt und webet, berührt es ein umgränzen=

des All. Die Wirkung, die es leistet, wär' es auch nur diese einzige, wissen wir, konnte nur dieses Wesen und kein anderes leisten, und es konnte diese Wirkung nur vermöge seiner ganzen Beschaffenheit leisten. Wenn unser Virtuose auch nur Einmal zum Spielen gelangte, so gestehen Sie mir doch ein, daß er gerade dieser Künstler sein mußte, der er war, daß er, um Dieses zu sein, gerade durch so viele Grade der Uebung und Kunstfertigkeiten gegangen sein mußte, als er wirklich durchwandert hatte, und daß also sein ganzes vorhergegangenes Künstlerleben an diesem Augenblick des Triumphes Theil nimmt. War jener erste Brutus zwanzig Jahre unnützlich, weil er zwanzig Jahre den Blödsinnigen spielte? Seine erste That war die Gründung einer Republik, die noch jetzt als die größte Erscheinung in der Weltgeschichte dasteht. Und so wäre es denkbar, daß meine Nothwendigkeit oder Ihre Vorsehung einen Menschen ein ganzes Menschenalter lang schweigend einer That zubereitet hätte, die sie ihm erst in seiner letzten Stunde abfordert."

So scheinbar Dieses klingt — mein Herz kann sich nicht an die Idee gewöhnen, daß alle Kräfte, alle Bestrebungen des Menschen nur für seinen Einfluß in dieser Zeitlichkeit arbeiten sollen. Der große patriotische erfahrene Staatsmann, der heute vom Ruder gestürzt wird, trägt alle seine erworbenen Kenntnisse, seine geübten Kräfte, seine zeitigenden Plane in sein vergessenes Privatleben hinein, worin er stirbt. Vielleicht hatte er nur noch den letzten Stein an die Pyramide zu setzen, die hinter ihm zusammenstürzt, die seine Nachfolger ganz von dem untersten Steine wieder anfangen müssen. Mußte er in fünfzig Lebensjahren, mußte er während seiner anstrengenden Reichsverwaltung nur für die unthätige Stille seines Privatlebens

sammeln? Daß er durch diese Verwaltung seine Pflichten erfüllt habe, dürfen Sie mir nicht antworten. Wenn der Einfluß in diese Welt die ganze Bestimmung des Menschen erschöpft, so muß sein Dasein zugleich mit seiner Wirkung aufhören.

„Ich verweise Sie an das sprechende Beispiel der physischen Natur, von der Sie mir doch einräumen müssen, daß sie nur für die Zeitlichkeit arbeite. Wie viele Keime und Embryonen, die sie mit so viel Kunst und Sorgfalt zum künftigen Leben zusammensetzte, werden wieder in das Elementenreich aufgelöst, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen. — Warum setzte sie sie zusammen? In jedem Menschenpaare schläft, wie in dem ersten, ein ganzes Menschengeschlecht; warum ließ sie aus so viel Millionen nur ein einziges werden? So gewiß sie auch diese verderbenden Keime verarbeitet, so gewiß werden auch alle moralischen Wesen, bei denen sie einen höhern Zweck zu verlassen schien, früher oder später in denselbigen eintreten. Ergründen zu wollen, wie sie eine einzelne Wirkung durch die ganze Kette fortpflanzt, würde eine kindische Anmaßung verrathen. Oft, sehen wir, läßt sie den Faden einer That, einer Begebenheit plötzlich fallen, den sie drei Jahrtausende nachher eben so plötzlich wieder aufnimmt, versenkt in Calabrien die Künste und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, um sie vielleicht im dreißigsten dem verwandelten Europa wieder zu zeigen, ernährt viele Menschenalter lang gesunde Nomadenhorden auf den tartarischen Steppen, um sie einst dem ermattenden Süden als frisches Blut zuzusenden, wie sie auf ihrem physischen Gange das Meer über Hollands und Seelands Küsten wirft, um vielleicht eine Insel im fernen Amerika zu entblößen! Aber auch im Einzelnen und im Kleinen fehlt es an solchen Winken nicht ganz. Wie

oft thut die Mäßigkeit eines Vaters, der längst nicht mehr ist, an einem genievollen Sohne Wunder! Wie oft ward ein ganzes Leben vielleicht nur gelebt, um eine Grabschrift zu verdienen, die in die Seele eines späten Nachkömmlings einen Feuerstrahl werfen soll! — Weil vor Jahrhunderten ein verscheuchter Vogel auf seinem Fluge einige Samenkörner da niederfallen ließ, blüht für ein landendes Volk auf einem wüsten Eiland eine Ernte — und ein moralischer Keim ging in einem so furchtbaren Erdreich verloren?"

O bester Prinz! Ihre Beredtsamkeit begeistert mich zum Kampfe gegen Sie selber. So viel Vortrefflichkeit können Sie Ihrer fühllosen Nothwendigkeit gönnen, und wollen nicht lieber einen Gott damit glücklich machen? Sehen Sie in der ganzen Schöpfung umher. Wo irgend nur ein Genuß bereitet liegt, finden Sie ein genießendes Wesen — und dieser unendliche Genuß, dieses Mahl von Vollkommenheit sollte durch die ganze Ewigkeit leer stehen!

„Sonderbar!" sagte der Prinz nach einer tiefen Stille; „worauf Sie und Andere ihre Hoffnungen gründen, eben Das hat die meinigen umgestürzt — eben diese geahnete Vollkommenheit der Dinge. Wäre nicht Alles so in sich beschlossen, säh' ich auch nur einen einzigen verunstalteten Splitter aus diesem schönen Kreise herausragen, so würde mir das die Unsterblichkeit beweisen. Aber Alles, was ich sehe und bemerke, fällt zu diesem sichtbaren Mittelpunkt zurück, und unsre edelste Geistigkeit ist eine so ganz unentbehrliche Maschine, dieses Rad der Vergänglichkeit zu treiben."

Ich begreife Sie nicht, gnädigster Prinz. Ihre eigne Philosophie spricht Ihnen das Urtheil; wahrlich, Sie sind dem reichen Manne gleich, der bei allen seinen Schätzen darbt. Sie gestehen, daß der Mensch Alles in sich schließe,

um glücklich zu sein, daß er seine Glückseligkeit nur allein durch Das erhalten könne, was er besitzt, und Sie selbst wollen die Quelle Ihres Unglücks außer sich suchen. Sind Ihre Schlüsse wahr, so ist es ja nicht möglich, daß Sie auch nur mit einem Wunsche über diesen Ring hinausstreben, in welchem Sie den Menschen gefangen halten.

„Das eben ist das Schlimme, daß wir nur moralisch vollkommen, nur glückselig sind, um brauchbar zu sein, daß wir unsern Fleiß, aber nicht unsre Werke genießen. Hunderttausend arbeitsame Hände trugen die Steine zu den Pyramiden zusammen — aber nicht die Pyramide war ihr Lohn. Die Pyramide ergötzte das Auge der Könige, und die fleißigen Sclaven fand man mit dem Lebensunterhalt ab. Was ist man dem Arbeiter schuldig, wenn er nicht mehr arbeiten kann, oder nichts mehr für ihn zu arbeiten sein wird? Was dem Menschen, wenn er nicht mehr zu brauchen ist?"

Man wird ihn immer brauchen.

„Auch immer als ein denkendes Wesen?"

Hier unterbrach uns ein Besuch — und spät genug werden Sie denken. Verzeihung, liebster O., für diesen ewig langen Brief. Sie wollten alle Kleinigkeiten des Prinzen erfahren, und darunter kann ich doch wohl auch seine Moralphilosophie rechnen. Ich weiß, der Zustand seines Geistes ist Ihnen wichtig, und seine Handlungen, weiß ich, sind Ihnen nur wegen jenes wichtig. Darum schrieb ich Alles auch getreulich nieder, was wir aus dieser Unterredung im Gedächtniß geblieben ist.

*

Erhaben nennen wir ein Object, bei dessen Vorstellung unsere sinnliche Natur ihre Schranken, unsere ver-

nünftige Natur aber ihre Ueberlegenheit, ihre Freiheit von Schranken fühlt, gegen das wir also physisch den Kürzern ziehen, über welches wir uns aber moralisch, d. i. durch Ideen, erheben.

Nur als Sinnenwesen sind wir abhängig, als Vernunftwesen sind wir frei.

*

Daß unsere Existenz, als Sinnenwesen, von Naturbedingungen außer uns abhängig gemacht ist, wird wohl kaum eines eigenen Beweises bedürfen. Sobald die Natur außer uns das bestimmte Verhältniß zu uns ändert, auf welches unser physischer Wohlstand gegründet ist, so wird auch sogleich unsere Existenz in der Sinnenwelt, die an diesem physischen Wohlstande haftet, angefochten und in Gefahr gesetzt. Die Natur hat also die Bedingungen in ihrer Gewalt, unter denen wir existiren, und damit wir dieses zu unserm Dasein so unentbehrliche Naturverhältniß in Acht nehmen sollen, so ist unserm physischen Leben an dem Selbsterhaltungstriebe ein wachsamer Hüter, diesem Triebe aber an dem Schmerze ein Warner gegeben worden. Sobald daher unser physischer Zustand eine Veränderung erleidet, die ihn zu seinem Gegentheil zu bestimmen droht, so erinnert der Schmerz an die Gefahr, und der Trieb der Selbsterhaltung wird durch ihn zum Widerstand aufgefordert.

*

Ist die Gefahr von der Art, daß unser Widerstand vergeblich sein würde, so muß Furcht entstehen. Ein Object also, dessen Existenz den Bedingungen der unsrigen widerstreitet, ist, wenn wir uns ihm an Macht nicht gewachsen fühlen, ein Gegenstand der Furcht, furchtbar. Aber es ist nur furchtbar für uns als Sinnenwesen, denn

nur als solche hängen wir ab von der Natur. Dasjenige in uns, was nicht Natur, was dem Naturgesetz nicht unterworfen ist, hat von der Natur außer uns, als Macht betrachtet, Nichts zu befahren.

*

Theoretisch-erhaben ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung der Unendlichkeit mit sich führt, deren Darstellung sich die Einbildungskraft nicht gewachsen fühlt. Practisch-erhaben ist ein Gegenstand, insofern er die Vorstellung einer Gefahr mit sich führt, welche zu besiegen sich unsere physische Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Versuch, uns der Gewalt des zweiten zu widersetzen. Ein Beispiel des Ersten ist der Ocean in Ruhe, der Ocean im Sturm ein Beispiel des Zweiten.

*

Ein Gegenstand, der den Bedingungen unsers Daseins widerstreitet, der in der unmittelbaren Empfindung *Schmerz* erregen würde, erregt in der Vorstellung *Schrecken*; denn die Natur mußte zu Erhaltung der Kraft selbst ganz andere Anstalten treffen, als sie zu Unterhaltung der Thätigkeit nöthig fand. Unsere Sinnlichkeit ist also bei dem *furchtbaren* Gegenstand ganz anders interessirt als bei dem *unendlichen*; denn der Trieb der Selbsterhaltung erhebt eine viel lautere Stimme als der Vorstellungstrieb. Es ist ganz etwas Anderes, ob wir um den Besitz einer einzelnen Vorstellung, oder ob wir um den Grund aller möglichen Vorstellungen, unsere Existenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Dasein selbst oder für eine einzelne Aeußerung desselben zu fürchten haben. Eben deßwegen aber, weil der *furchtbare* Gegenstand unsre sinnliche Natur gewaltsamer angreift als der

unendliche, so wird auch der Abstand zwischen dem sinnlichen und übersinnlichen Vermögen dabei um so lebhafter gefühlt, so wird die Ueberlegenheit der Vernunft und die innere Freiheit des Gemüths desto hervorstechender. Da nun das ganze Wesen des Erhabenen auf dem Bewußtsein dieser unsrer Vernunftfreiheit beruht, und alle Lust am Erhabenen gerade nur auf dieses Bewußtsein sich gründet, so folgt von selbst (was auch die Erfahrung lehrt), daß das Furchtbare in der ästhetischen Vorstellung lebhafter und angenehmer rühren müsse, als das Unendliche, und daß also das Practisch-Erhabene, der Stärke der Empfindung nach, einen sehr großen Vorzug vor dem Theoretischen voraus habe.

*

Ein Mensch, der mit einem wilden Thiere streitet und es durch die Stärke seines Armes oder auch durch List überwindet; ein reißender Strom, wie der Nil, dessen Macht durch Dämme gebrochen wird, und den der menschliche Verstand aus einem schädlichen Gegenstand sogar in einen nützlichen verwandelt, indem er seinen Ueberfluß in Kanälen auffängt und dürre Felder damit wässert; ein Schiff auf dem Meere, das durch seine künstliche Einrichtung im Stande ist, allem Ungestüm des wilden Elements zu trotzen: kurz, alle diejenigen Fälle, wo der Mensch durch seinen erfinderischen Verstand die Natur auch da, wo sie ihm an Macht überlegen und zu seinem Untergang gewaffnet ist, gezwungen hat, ihm zu gehorchen und seinen Zwecken zu dienen — alle diese Fälle, sage ich, erwecken kein Gefühl des Erhabenen, ob sie gleich etwas Analoges damit haben, und deswegen auch in der ästhetischen Beurtheilung gefallen. Warum sind sie aber nicht erhaben, da sie doch die Ueberlegenheit des Menschen über die Natur

vorstellig machen? Zufolge dieses Begriffs ist nur derjenige Gegenstand, gegen den wir als Naturwesen erliegen, von dem wir uns aber als Vernunftwesen, als nicht zur Natur gehörige Wesen, absolut unabhängig fühlen, erhaben. Alle natürlichen Mittel also, die der Mensch anwendet, um der Naturmacht zu widerstehen, sind durch diesen Begriff des Erhabenen ausgeschlossen; denn dieser Begriff verlangt schlechterdings, daß wir dem Gegenstande als Naturwesen nicht gewachsen sein sollen, daß wir uns aber durch Das, was in uns nicht Natur ist (und Dies ist nichts Anderes als reine Vernunft) als von ihm unabhängig fühlen sollen. Nun sind aber alle jene angeführten Mittel, durch welche der Mensch der Natur überlegen wird (Geschicklichkeit, List und physische Stärke), aus der Natur genommen, kommen ihm also als Naturwesen zu; er widersteht also diesen Gegenständen nicht als Intelligenz, sondern als Sinnenwesen, nicht moralisch durch seine innere Freiheit, sondern physisch durch Anwendung natürlicher Kräfte. Er unterliegt auch deswegen diesen Gegenständen nicht, sondern er ist ihnen schon als Sinnenwesen überlegen. Wo er aber mit seinen physischen Kräften ausreicht, da ist Nichts da, was ihn nöthigen könnte, zu seinem intelligenten Selbst, zu der innern Selbstthätigkeit seiner Vernunftkräfte, seine Zuflucht zu nehmen.

*

Die mächtigste Naturkraft ist in eben dem Grade weniger erhaben, als sie von dem Menschen gebändigt erscheint, und sie wird wieder schnell erhaben, sobald sie die Kunst des Menschen zu Schanden macht. Ein Pferd, das noch frei und ungebändigt in den Wäldern herumläuft, ist uns, als eine uns überlegene Naturkraft, furchtbar, und kann einen Gegenstand für eine erhabene Schilderung ab-

geben. Eben dieses Pferd, gezähmt, an das Joch oder vor den Wagen gespannt, verliert seine Furchtbarkeit, und mit ihm auch alles Erhabene. Zerreißt aber dieses gebändigte Pferd seine Zügel, bäumt es sich entrüstet unter seinem Reiter, giebt es sich seine Freiheit gewaltsam wieder, so ist seine Furchtbarkeit wieder da, und es wird aufs Neue erhaben.

*

Groß ist, wer das Furchtbare überwindet; erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretisch-groß, da er sich über die unwegsamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; practisch-groß oder erhaben war er nur im Unglück.

Groß war Herkules, da er seine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.

Erhaben war Prometheus, da er, am Kaukasus angeschmiedet, seine That nicht bereute, und sein Unrecht nicht eingestand.

Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.

*

Ein Abgrund, der sich zu unsern Füßen aufthut, ein Gewitter, ein brennender Vulkan, eine Felsenmasse, die über uns herabhangt als wenn sie eben niederstürzen wollte, ein Sturm auf dem Meer, ein rauher Winter der Polargegend, ein Sommer der heißen Zone, reißende oder giftige Thiere, eine Ueberschwemmung und dergleichen, sind solche Mächte der Natur, gegen welche unser widerstehendes Vermögen für Nichts zu rechnen ist, und die mit unserer physischen Existenz doch im Widerspruche stehen. Selbst gewisse idealische Gegenstände, wie z. B. die Zeit, als eine Macht betrachtet, die still, aber unerbittlich wirkt

die **Nothwendigkeit**, deren strengem Gesetze kein Naturwesen sich entziehen kann, selbst die moralische Idee der **Pflicht**, die sich nicht selten gegen unsere physische Existenz als eine feindliche Macht verhält, sind furchtbare Gegenstände, sobald die **Einbildungskraft** sie auf den Erhaltungstrieb bezieht, und sie werden erhaben, sobald die **Vernunft** sie auf ihre höchsten Gesetze anwendet. Weil aber in allen diesen Fällen die Phantasie erst das Furchtbare hinzuthut, und es ganz bei uns steht, eine Idee zu unterdrücken, die unser eignes Werk ist, so gehören diese Gegenstände in die Klasse des Contemplativ-Erhabenen.

*

Dem Menschen, im Zustand der Kindheit, wo die Einbildungskraft am ungebundensten wirkt, ist Alles schreckhaft, was ungewöhnlich ist. In jeder unerwarteten Erscheinung der Natur glaubt er einen Feind zu erblicken, der gegen sein Dasein gerüstet ist, und der Erhaltungstrieb ist in dieser Periode sein unumschränkter Gebieter, und weil dieser Trieb ängstlich und feig ist, so ist die Herrschaft desselben ein Reich des Schreckens und der Furcht. Der Aberglaube, der in dieser Epoche sich bildet, ist daher schwarz und fürchterlich, und auch die Sitten tragen diesen feindseligen finstern Character. Man findet den Menschen früher bewaffnet als bekleidet, und sein erster Griff ist an das Schwert, wenn er einem Fremdling begegnet. Die Gewohnheit der alten Taurier, jeden Ankömmling, den das Unglück an ihre Küste führte, der Diana zu opfern, hat schwerlich einen andern Ursprung als die **Furcht**; denn so verwildert ist nur der **schief gebildete**, nicht der **ungebildete** Mensch, daß er gegen Dasjenige wühete, was ihm nicht schaden kann.

Diese Furcht vor Allem, was außerordentlich ist, verliert sich nun zwar im Zustande der Cultur, aber nicht so ganz, daß in der ästhetischen Betrachtung der Natur, wo sich der Mensch dem Spiel der Phantasie freiwillig hingiebt, nicht eine Spur davon übrig bleiben sollte. Das wissen die Dichter sehr gut, und unterlassen daher nicht, das Außerordentliche wenigstens als ein Ingrediens des Furchtbaren zu gebrauchen. Eine tiefe Stille, eine große Leere, eine plötzliche Erhellung der Dunkelheit sind an sich sehr gleichgültige Dinge, die sich durch Nichts als das Außerordentliche und Ungewöhnliche auszeichnen. Dennoch erregen sie ein Gefühl des Schreckens, oder verstärken wenigstens den Eindruck desselben, und sind daher tauglich zum Erhabenen.

Wenn uns Virgil mit Grausen über das Höllenreich erfüllen will, so macht er uns vorzüglich auf die Leerheit und Stille desselben aufmerksam. Er nennt es loca nocte late tacentia, stillschweigende Gefilde der Nacht, domos vacuas Ditis et inania Regna — leere Behausungen und hohle Reiche des Pluto.

Bei den Einweihungen in die Mysterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren, feierlichen Eindruck gesehen, und dazu bediente man sich besonders auch des Stillschweigens. Eine tiefe Stille giebt der Einbildungskraft einen freien Spielraum und spannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen soll. Bei Uebungen der Andacht ist das Stillschweigen einer ganzen versammelten Gemeine ein sehr wirksames Mittel, der Phantasie einen Schwung zu geben und das Gemüth in eine feierliche Stimmung zu setzen. Selbst der Volksaberglaube macht bei seinen Träumereien davon Gebrauch, denn bekanntlich muß eine tiefe Stille beobachtet werden, wenn

man einen Schatz zu erheben hat. In den bezauberten Palästen, die in Feenmährchen vorkommen, herrscht ein todtes Schweigen, welches Grauen erweckt, und es gehört zur Naturgeschichte der bezauberten Wälder, daß nichts Lebendiges sich darin regt. Auch die Einsamkeit ist etwas Furchtbares, sobald sie anhaltend und unfreiwillig ist, wie z. B. die Verbannung auf eine unbewohnte Insel. Eine weit ausgebreitete Wüste, ein einsamer, viele Meilen langer Wald, das Herumirren auf der grenzenlosen See, sind lauter Vorstellungen, welche Grauen erregen und in der Dichtkunst zum Erhabenen zu gebrauchen sind. Hier aber (bei der Einsamkeit) ist doch schon ein objectiver Grund der Furcht, weil die Idee einer großen Einsamkeit auch die Idee der Hülflosigkeit mit sich führt.

Noch weit geschäftiger beweist sich die Phantasie, aus dem Geheimen, Unbestimmten und Undurchdringlichen einen Gegenstand des Schreckens zu machen. Hier ist sie eigentlich in ihrem Elemente, denn da ihr die Wirklichkeit keine Grenze setzt und ihre Operationen auf keinen besondern Fall eingeschränkt werden, so steht ihr das weite Reich der Möglichkeit offen. Daß sie sich aber gerade zum Schrecklichen hinneigt und von dem Unbekannten mehr fürchtet als hofft, liegt in der Natur des Erhaltungstriebs, der sie leitet. Die Verabscheuung wirkt ungleich schneller und mächtiger als die Begierde, und daher kömmt es, daß wir hinter dem Unbekannten mehr Schlimmes vermuthen, als Gutes erwarten.

Die Finsterniß ist schrecklich und eben darum zum Erhabenen tauglich. Sie ist aber nicht an sich selbst schrecklich, sondern weil sie uns die Gegenstände verbirgt und uns also der ganzen Gewalt der Einbildungskraft überliefert. Sobald die Gefahr deutlich ist, verschwindet ein

großer Theil der Furcht. Der Sinn des Gesichts, der erste Wächter unsers Daseins, versagt uns in der Dunkelheit seine Dienste, und wir fühlen uns der verborgenen Gefahr blosgestellt. Darum setzt der Aberglaube alle Geistererscheinungen in die Mitternachtsstunde, und das Reich des Todes wird vorgestellt als ein Reich der ewigen Nacht In den Dichtungen Homers, wo die Menschheit noch ihre natürlichste Sprache redet, wird die Dunkelheit als eines der größten Uebel dargestellt.

Allda liegt das Land und die Stadt der cimmerischen Männer,
Diese tappen beständig in Nacht und Nebel, und niemals
Schauet strahlend auf sie der Gott der leuchtenden Sonne,
Sondern schreckliche Nacht umhüllt die elenden Menschen.

„Jupiter", ruft der tapfre Ajax im Dunkel der Schlacht aus, „befreie die Griechen von dieser Finsterniß. Laß es Tag werden, laß diese Augen sehen, und dann, und dann, wenn du willst, laß mich im Lichte fallen."

Auch das Unbestimmte ist ein Ingrediens des Schrecklichen, und aus keinem andern Grunde, als weil es der Einbildungskraft Freiheit giebt, das Bild nach ihrem eignen Gutdünken auszumalen. Das Bestimmte hingegen führt zu deutlicher Erkenntniß und entzieht den Gegenstand dem willkührlichen Spiel der Phantasie, indem es ihn dem Verstande unterwirft.

Homers Darstellung der Unterwelt wird eben dadurch, daß sie gleichsam in einem Nebel schwimmt, desto furchtbarer, und die Geistergestalten in Ossian sind Nichts als luftige Wolkengebilde, denen die Phantasie nach Willkühr den Umriß giebt.

Alles, was verhüllt ist, alles Geheimnißvolle trägt zum Schrecklichen bei und ist deswegen der Erhabenheit fähig. Von dieser Art ist die Aufschrift, welche man

zu Sais in Egypten über dem Tempel der Isis las: „Ich bin Alles, was ist, was gewesen ist und was sein wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.“ Eben dieses Ungewisse und Geheimnißvolle giebt den Vorstellungen der Menschen von der Zukunft nach dem Tode etwas Grauenvolles; diese Empfindungen sind in dem bekannten Selbstgespräch Hamlets sehr glücklich ausgedrückt.

Die Beschreibung, die uns Tacitus von dem feierlichen Aufzug der Göttin Hertha macht, wird durch das Dunkel, das er darüber verbreitet, furchtbar-erhaben. Der Wagen der Göttin verschwindet im Innersten des Waldes, und keiner von Denen, die zu diesem geheimnißvollen Dienste gebraucht werden, kommt lebend zurück. Mit Schauder fragt man sich, was Das wohl sein möge, welches Dem, der es sieht, das Leben kostet, quod tantum morituri vident.

Alle Religionen haben ihre Mysterien, welche ein heiliges Grauen unterhalten, und sowie die Majestät der Gottheit hinter dem Vorhang im Allerheiligsten wohnet, so pflegt sich auch die Majestät der Könige mit Geheimniß zu umgeben, um die Ehrfurcht ihrer Unterthanen durch diese künstliche Unsichtbarkeit in fortdauernder Spannung zu erhalten.

*

Wirkliches Leiden gestattet kein ästhetisches Urtheil, weil es die Freiheit des Geistes aufhebt. Also darf es nicht das urtheilende Subject sein, an welchem der furchtbare Gegenstand seine zerstörende Macht beweist, d. h. wir dürfen nicht selbst, sondern blos sympathetisch leiden. Aber auch das sympathetische Leiden ist für die Sinnlichkeit schon zu angreifend, wenn das Leiden außer uns Existenz hat. Der theilnehmende Schmerz überwiegt

den ästhetischen Genuß. Nur alsdann, wenn das Leiden entweder bloße Illusion und Erdichtung ist, oder (im Fall, daß es in der Wirklichkeit stattgefunden hätte) wenn es nicht unmittelbar den Sinnen, sondern der Einbildungskraft vorgestellt wird, kann es ästhetisch werden und ein Gefühl des Erhabenen erregen.

*

Die Sympathie oder der theilnehmende (mitgetheilte) Affect ist keine freie Aeußerung unsres Gemüths, die wir erst selbstthätig hervorbringen müßten, sondern eine unwillkührliche, durch das Naturgesetz bestimmte Affection des Gefühlvermögens. Es kommt gar nicht auf unsern Willen an, ob wir das Leiden eines Geschöpfs mitempfinden wollen. Sobald wir eine Vorstellung davon haben, müssen wir es. Die Natur, nicht unsre Freiheit handelt, und die Gemüthsbewegung eilt dem Entschluß zuvor.

*

Menschlich heißt uns die Schilderung eines Affects nicht weil sie darstellt, was ein einzelner Mensch wirklich so empfunden, sondern was alle Menschen ohne Unterschied mit empfinden müssen. Wenn sich Klopstock in die Seele seiner Cidli, Wieland in die Seele seiner Psyche oder Amanda, Goethe in den Character seines Werther, Rousseau in den Character seiner Julie versetzt und jeder dann die Liebe so empfindet, so uns schildert, wie sie in solchen Seelen erscheinen mußten, so haben sie unter der Bedingung einer idealischen Seelenstimmung empfunden, d. h. sich ihre eigene Empfindung idealisirt. Stellte uns der Dichter Affecte, wie er unter gewissen Umständen sie empfunden, blos treu und natürlich dar, so kann er zwar einen historischen Zweck erreichen und das Publicum von etwas unterrichten (woran freilich dem Publicum so besonders viel nicht gelegen ist),

das in ihm selbst vorgegangen; will er aber einen Kunstzweck erreichen, d. h. will er allgemein rühren, will er gar die Seele, die er rührt, durch diese Rührung veredeln, so entschließe er sich, von seiner eigenen noch so sehr geliebten Individualität in einigen Stücken Abschied zu nehmen, das Schöne, das Edele, das Vortreffliche, das wirklich in ihm wohnt, weislich zu Rathe zu halten und womöglich in Einem Strahle zu concentriren; so bemühe er sich, Alles, was ausschließlich nur an seinem einzelnen umschränkten, befangenen Selbst haftet, und Alles, was der Empfindung, die er darstellt, ungleichartig ist, davon zu scheiden und ja vor allen Andern jeden groben Zusatz von Sinnlichkeit, Unsittlichkeit u. dergl. abzustoßen, womit man es im handelnden Leben nicht immer so genau zu nehmen pflegt. Ehe ein gebildeter Leser an Liedern rc. Gefallen fände, worin noch der ganze trübe Strudel einer ungebändigten Leidenschaft brauset und wallt, und mit dem Affect des begeisterten Dichters auch alle seine eigenthümliche Geistesflecken sich abspiegeln, würde er lieber die Autorität eines Horaz verwerfen, wenn es dem unsterblichen Dichter wirklich hätte einfallen können, durch seinen wahren und goldenen Spruch: Weine erst selbst, wenn du weinen machen willst, jede wilde Geburt eines erhitzten Gehirns in Schutz zu nehmen. (1791.)

*

Was nur immer in den Vorstellungen Großes liegt, liegt in uns, die wir diese Vorstellungen erzeugen. Welches Gesetz uns auch für unser Denken oder Handeln gegeben werden mag, es wird uns gegeben durch uns, und auch wenn wir als sinnlich beschränkte Wesen es unerfüllt lassen müssen, oder wenn wir als freie Wesen mit Willen es brechen, wie das Gesetz der Sitten im Practischen, so

sind wir es doch immer, die es aufgestellt haben. Ich mag also in der schwindelnden Vorstellung des allgegenwärtigen Raums oder der nimmerendenden Zeit mich verlieren, oder ich mag in der Vorstellung der absoluten Vollkommenheit meine eigene Nichtigkeit fühlen, ich selbst bin es doch nur, der dem Raume seine unendliche Weite und der Zeit ihre ewige Länge giebt, ich selbst bin es, der die Idee des Allheiligen in sich trägt, weil ich sie aufstelle und die Gottheit, die ich mir vorstelle, ist meine Schöpfung, so gewiß mein Gedanke mein ist. (1793.)

*

Sollte nicht von den Fortschritten der menschlichen Kultur eben das gelten, was wir bei jeder Erfahrung zu bemerken Gelegenheit haben? Hier aber bemerkt man drei Momente: 1) der Gegenstand steht ganz vor uns, aber verworren und ineinanderfließend; 2) wir trennen einzelne Merkmale und unterscheiden; unsere Erkenntniß ist deutlich, aber vereinzelt und beschränkt; 3) wir verbinden das Getrennte, und das Ganze steht abermals vor uns, aber jetzt nicht mehr verworren, sondern von allen Seiten beleuchtet. — In der ersten Periode waren die Griechen, in der zweiten stehen wir, die dritte ist noch zu hoffen und dann wird man auch die Griechen nicht mehr zurückwünschen. (1795.)

*

Zum Philosophiren ist schon der halbe Mensch genug und die andere Hälfte kann ausruhen; aber die Musen saugen Einen aus. (1795.)

*

Die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eignem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Er-

fahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will. (1795.)

*

Es erschreckt mich gar nicht zu denken, daß das Gesetz der Veränderung, vor welchem kein menschliches und göttliches Werk Gnade findet, auch die Form dieser (der Kant'schen) Philosophie, sowie jede andere, zerstören wird; aber die Fundamente werden dies Schicksal nicht zu fürchten haben, denn so alt das Menschengeschlecht ist und so lange es eine Vernunft giebt, hat man sie stillschweigend anerkannt und im Ganzen darnach gehandelt. (1796.)

*

Peinlich ist mir oft das Gefühl von einem Product wie „Wilhelm Meister" in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist Alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöset und menschlich wahr; hier Alles so streng, so rigid und abstract und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Speculationen der Natur so treu geblieben zu sein, als es sich mit den Begriffen der Analysis verträgt; ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unsere Kantianer für erlaubt und möglich halten, dennoch fühle ich nicht weniger lebhaft den unendlichen Abstand zwischen dem Leben und dem Raisonnement, und kann mich nicht enthalten, in einem solchen melancholischen Augenblicke für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde blos für eine natürliche Eigenschaft der Sache ansehen muß. Soviel ist gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph ist nur eine Carricatur gegen ihn. (7. Jan. 1795.)

*

Eine aufgeklärte und gerechte Regierung kann keine theoretische Meinung, welche in einem gelehrten Werke für Gelehrte dargelegt wird, verbieten. (An Fichte. 26. Jan. 1799.)

*

Mir däucht, es ist bisher auf zwei entgegengesetzten Arten in der Naturwissenschaft gefehlt worden; einmal hat man die Natur durch die Theorie verengt, und ein andermal die Denkkräfte durch das Object zu sehr einschränken wollen. Beiden muß Gerechtigkeit geschehen, wenn eine rationale Empirie möglich sein soll und beiden kann Gerechtigkeit geschehen, wenn eine strenge kritische Polizei ihre Felder trennt. (1798.)

*

Eine Kenntniß der Geisteswerkzeuge und eine deutliche Erkenntniß der Methode macht den Menschen schon gewissermaßen zum Herrn über alle Gegenstände. (1798.)

*

Es ist der Bemerkung werth, daß die Schlaffheit über ästhetische Dinge immer sich mit der moralischen Schlaffheit verbunden zeigt, und daß das reine strenge Streben nach dem hohen Schönen, bei der höchsten Liberalität gegen Alles was Natur ist, den Rigorismus im Moralischen bei sich führen wird. So deutlich scheiden sich die Reiche der Vernunft und des Verstandes und diese Scheidung behauptet sich nach allen Wegen und Richtungen, die der Mensch nur nehmen kann. (1798.)

*

Das Streben nach Elementarbegriffen in ästhetischen Dingen hat uns dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden und sie als ein practisches Werkzeug, wozu sie doch nicht genug

geschickt ist, handhaben. Mir ist dies gegen Bürger und Matthisson, besonders aber in den Horen-Aufsätzen öfters begegnet. (27. Jun. 1798.)

*

Der Gang unseres Geistes wird so oft durch zufällige Verkettungen bestimmt. Die metaphysisch-kritische Zeitepoche, welche besonders in Jena herrschte, ergriff auch mich; es regte sich das Bedürfniß nach den letzten Principien der Kunst und so entstanden jene Versuche, denen ich keinen höhern Werth geben darf und will, als daß sie eine Stufe meines Nachdenkens und Forschens bezeichnen und eine vielleicht nothwendige Entladung der metaphysischen Materie, die, wie das Blatterngift, in uns Allen steckt und heraus muß. (16. Apr. 1801.)

*

Ohne Schmerz keine Tugend.

*

Der Edle kennt eine Hölle, die von dem Dogma der Religionen unabhängig ist. (1791.)

*

Der Priesterstand hüllt den unbändigsten Ehrgeiz in eine gewisse Sicherheit ein, die ihm einen großen Vortheil über jeden weltlichen Ehrgeiz verschafft. Es giebt eine Linie in den verworrenen und traurigen Verhältnissen der Höfe, über welche Furcht und Gewissensfeigheit sich nicht hinauswagen, so wenig moralischen Werth eine solche Enthaltsamkeit von Verbrechen auch hat. Die Kühnheit und die hohe Menschenverachtung eines stärkern Geistes scheut diese Grenze nicht, und wenn er im Kampf mit gemeinen Menschen bis dahin getrieben ist, dann hat er meistens gewonnen und lacht der ohnmächtigen Flüche. Diese besondere Art von Größe zeigt uns die Geschichte vorzüglich

an Priestern; ein Priester mit der Seele eines Cäsar stellt die Schrecken der sittlichen Welt zurück, um seine Eroberungssucht zu sättigen. Richelieu's Leben ist reich an diesen furchtbaren Triumphen. (1791.)

*

Ich finde in der christlichen Religion die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir blos deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen des Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Characterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts Anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantschen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur so viel Glück gemacht und nur in Weibern noch in einer gewissen erträglichen Form angetroffen wird. (17. Aug. 1795.)

*

Auch in der Kirche ist die Ketzerei eines Christen immer verhaßter, als der Unglaube eines Atheisten oder Heiden. (22. Decbr. 1798.)

*

Religiöse Schwärmerei ist und kann nur Gemüthern eigen sein, die beschauend müßig in sich selbst versinken. (1798.)

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Leben und Character.

Zweiter Abschnitt.

Die eigenen Schriften.

Gedichte.

Zeitschriften.

Dritter Abschnitt.

Urtheile über Personen, Zustände und Schriften.

Druckfehler.

S.	29	Z.	10	v.	o.	lies	eine statt einer.
„	„	„	17	„	„	„	meiner statt meine.
„	„	„	18	„	„	„	meine „ meiner
„	53	„	4	„	„	„	wollüstiges Trauern statt wollüstigen Träumen. (Nach dem Originalbriefe.)
„	„	„	7	„	u.	„	Seilen statt Saiten. (N. d. Originalb.)
„	54	„	16	„	o.	„	noch statt nicht. (Nach d. Originalbriefe.)
„	56	„	7	„	„	„	sie statt mich. (Nach d. Originalbriefe.)
„	57	„	13	„	„	„	Geistes statt Herzens. (N. d. Originalb.)
„	65	„	15	„	u.	„	Einen statt Ein.
„	82	„	9	„	„	„	haben statt heben.
„	91	„	17	„	o.	„	Jugend statt Tugend.
„	96	„	4	„	u.	„	seine statt meine.
„	158	„	10	„	„	„	vielen statt lieben.
„	216	„	7	„	o.	„	Schröder statt Schröter.
„	231	„	11	„	„	„	Teich statt Reich.
„	288	„	7	„	u.	„	seinen Homer statt seine Hand.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.
(H. A. Pierer.)

Schiller, Friedrich,

Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse über sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften Nebst seinen Urtheilen über berühmte Personen u. Werke, Ansichten über Welt u. Menschen, Religion u. Philosophie, Kunst u. Literatur

Leipzig 1862